

# **Digitales Brandenburg**

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

## **Fontane-Blätter**

**Kreis der Freunde Theodor Fontanes**

**Berlin, 1965**

Heft 34 (1982)

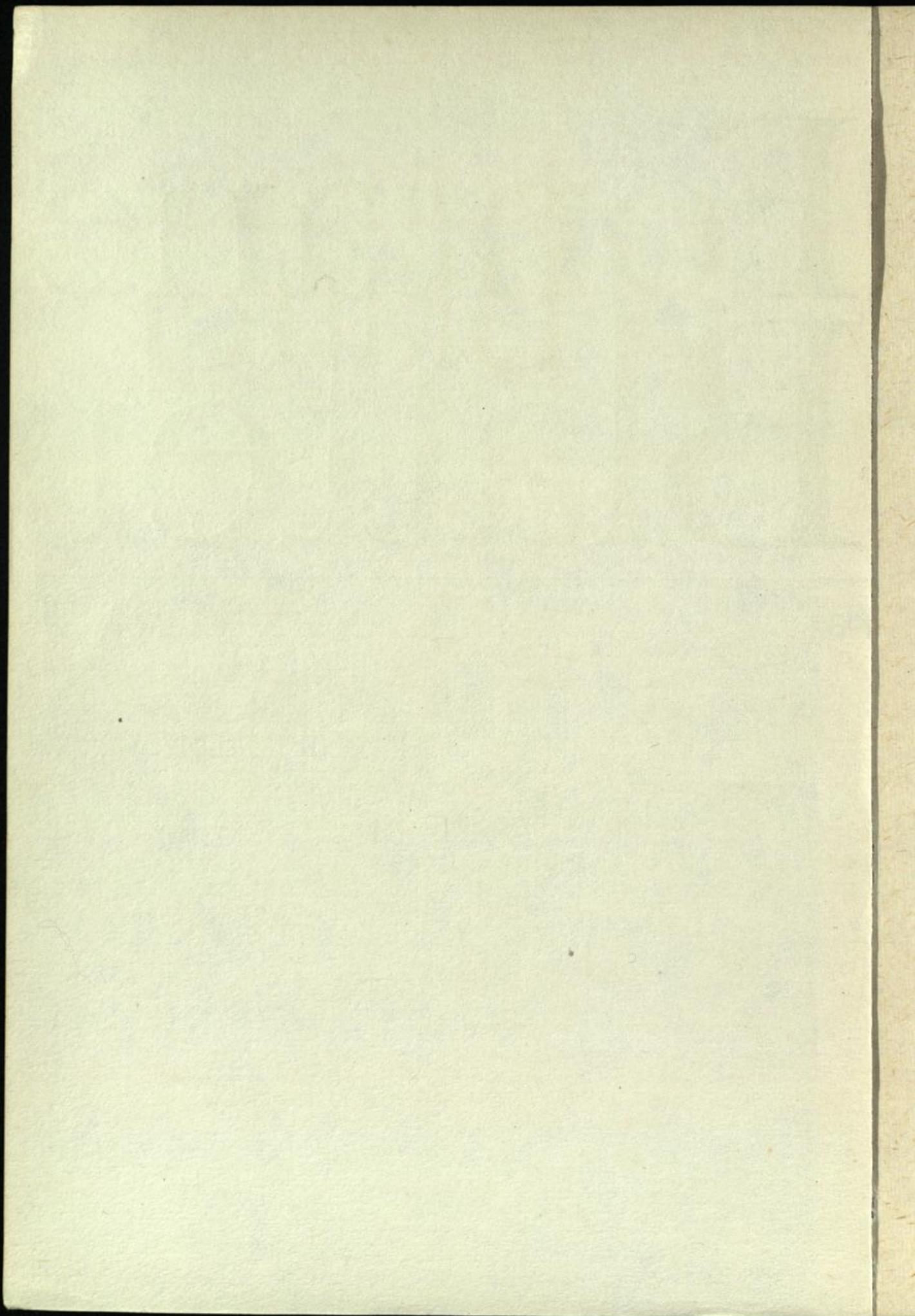
**urn:nbn:de:kobv:517-vlib-196**

# Fontane Blätter

---

1982

Band 5, Heft 2  
(Heft 34 der Gesamtreihe)  
Artikel-Nr. 31782  
ISSN 0015-6175



1982

Band 5, Heft 2  
(Heft 34  
der Gesamtreihe)  
Artikel-Nr 31782  
ISSN 0015-6175

# Fontane Blätter

## Inhaltsverzeichnis Heft 34

### Unveröffentlichtes und wenig Bekanntes

- Theodor Fontane: Die preußische Idee. Kommentar von Walter Keitel, Interpretation von Peter Wruck ..... 119
- Die Fontanes und die Schlenthers. Neue Dokumente. Herausgegeben und erläutert von Anita Golz und Gotthard Erler ..... 129

### Biographisches und Kulturhistorisches

- Karen Bellin: Zwei Briefe Louis Henri Fontanes – Mosaiksteine zum Bild des Vaters ..... 147
- Heinz-Dieter Krausch: Johann Friedrich Ruthe, der Biologie-Lehrer Fontanes (mit 2 Abb.) ..... 153
- Peter Schmidt: Noch einmal zur Kattegruft in Wust ..... 164
- Joachim Schobeß: In memoriam Dr. Hermann Fricke ..... 167

### Werk-Diskussion, Werk-Interpretation

- Peter Wruck: Fontanes Entwurf „Die preußische Idee“ ..... 169
- Joachim Krueger: Fontanes „Deutsches Dichteralbum“. Eine Analyse ..... 190
- Wolfgang Ertl: Die Personennamen in den Romanen Fontanes ..... 204

### Rezension, Annotation, Information

- Theodor Storm – Theodor Fontane. Briefwechsel. Kritische Ausgabe. In Verbindung mit der Theodor-Storm-Gesellschaft herausgegeben von Jacob Steiner. Berlin (West), Erich Schmidt Verlag, 1981. 219 S. [Rez. Peter Goldammer] ..... 214

- Morgenthaler, Walter: Bedrängte Positivität. Zu Romanen von Immermann, Keller, Fontane. Bonn, Bouvier Verlag Herbert Grundmann. 1979, 293 S. [Rez. Volker Giel] ..... 221
- Burger und Lübbenauer Spreewald. Ergebnisse der heimatkundlichen Bestandsaufnahme in den Gebieten von Burg und Lübbenau. Von einem Autorenkollektiv. Bearb. im Zusammenwirken mit Heinz-Dieter Krausch. Mit 38 Abb., 34 Bildern auf Kunst- drucktafeln, 1 Übersichtskarte. Berlin, Akademie-Verlag, 1981. XII, 220 S. [Rez. Joachim Schobeß] ..... 227
- Ruppiner Land. Ergebnisse der heimatkundlichen Bestandsauf- nahme in den Gebieten von Zühlen, Dierberg, Neuruppin und Lindow. Von einem Autorenkollektiv. Bearb. von Dietrich Zühlke. Mit 35 Abb., 16 Kunst- drucktafeln, 1 Übersichtskarte. Berlin, Akademie-Verlag, 1981. XII, 202 S. [Rez. Günter Mangelsdorf] ... 231
- Auswahlbibliographie: Bearbeiter Helga Breithaupt, Helga Döhn 234

## Theodor Fontane: Die preußische Idee<sup>1</sup>

Lebens- und Wandelbild eines Alt-Romantiker?

1841

Die Herwegh-Zeit. Ganz elektrisiert. „Noch einen Fluch schlepp ich herbei.“ etc. etc. Noch verschiedene andre Stellen. Aber etwas beunruhigte ihn doch. Er war antikirchlich und freiheitlich das deckte sich mit seinem alten Programm, aber das Antipreußische und Antikirchliche, das deckte sich nicht mit der „preußischen Idee“, dran er festhielt. Auch du, du bist kein Oedipus gewesen und<sup>2</sup> „zu feig der andren Zeit ins Aug zu sehn“ ja das war schön, aber es beunruhigte ihn doch. Es war doch gegen sein Programm.

Bis 1849 (wo er Assessor und Regierungsrat war) bis zur Auflösung des Frankfurter Parlaments ging alles glatt, er war liberal und huldigte der preußischen Idee. Was ihn besonders beglückte war daß sich die preußische Idee mit der ghibellinischen Idee deckte: Betonung des Antipäpstlichen oder das Kaisertum über das Papsttum.

Die Phasen sind also die folgenden:

1. Bis 1849 stimmt alles, er ist preußisch, ist ghibellinisch, dantisch.
2. Nun Polizei-Regierungsrat von 1849 bis zum Regierungsantritt König Wilhelms. Während dieser Zeit sieht er die preußische Idee in der Erhaltung des historischen alten Preußens, Friedrich der Große, Friedrich Wilh. III. Bekämpfung der Revolution. Revolution ist kein Fortschritt. Revolution ist bloß Umsturz.<sup>3</sup>

Die Lehre vom Gegensatz.

Ich bin ein Freund der Antithese, das Leben selbst liebt die antithetische (??) Behandlung. Das Leben ist der große Balancierkünstler, hier ein Gewicht, da ein Gewicht. Diese Balancierkunst hält die Welt in Händen; sonst fiele alles zusammen.<sup>4</sup>

3. 1859 oder 60 kommt er als Geheimrat in das Ministerium des Innern. Er begrüßte den Wechsel der Dinge. Der Drache der Revolution ist besiegt, der Rocher de bronze ist wieder hergestellt und weil er wieder hergestellt ist kann auch wieder freie Bewegung um ihn her sein. Erst Festigkeit. Aber sowie wir die Festigkeit haben: Freiheit rings umher. Das Schaumspritzen ist der schönste Anblick, der Gischt, richtig betrachtet, hat eine moralische und eine zugleich auch ästhetisch hoch erfreuliche Seite. Die Konfliktzeit war auch ihm eine Zeit der Konflikte. Er wußte nicht, wo die preußische Idee lag. Landwehr, Volksheer das war preußische Idee, aber Verdoppelung der Regimenter war auch preußische Idee. Die ganze Reihe

1 Titel und Untertitel finden sich auch auf einer um das Konvolut geschlagenen Zeitungsmanschette; dazu Vermerk: Enthält den Gang der Geschichte von Anno 49 an.

2 Von „1841“ bis hierher mit Blaustift; der Rest des Absatzes mit Tinte auf dem letzten Blaustiftblatt hinzugefügt.

3 Von 1. an am Rand: Hervorheben: er hatte ein Talent sich alles zurecht zu legen und in dem gerade Gültigen auch das Verständige und Richtige zu sehn.

4 Am Rande dieses Absatzes: An einer anderen Stelle: Freiligrath und Anno Domini.

friderizianischer Ansprüche ging an ihm vorüber: [„] Wenn Er glaubt nicht repräsentieren zu können, vergeß Er nicht daß 200,000 Mann hinter Ihm stehn.“ Ja, die Armee drauf war Preußen aufgebaut. Die Welt ruht nicht fester auf den Schultern des Atlas als Preußen auf seiner Armee. „Wenn ich Soldaten sehen will, seh ich das Regiment Forcade.“

Regiment Forcade war kein Landwehr-Regiment. Ein Landwehr-Regiment hatte vor Paris keine Hosen mehr gehabt. Zu solchem Regiment hätte der Alte Fritz nur gesagt „wenn ich Soldaten sehen will...“

Und dann hieß es doch auch wieder „Nicht Roß, nicht Reisige“ und Montecuculi sagte Geld, Geld, Geld. Ja die Verdoppelung! Hatte doch der erste Napoleon gesagt: „Gott steht meistens auf der Seite, wo die meisten Bataillone stehn.“ Landwehrebataillone waren auch Bataillone. Aber wenn die Menge entscheiden mochte, noch mehr die Qualität. Friedrich der Große sagte daß er nach der Schlacht bei Prag keine richtige Armee nicht mehr gehabt habe: Die Besten lagen vor Prag... Ach, die Konfliktszeit war eine konfliktreiche Zeit für Schulze. Ein Glück daß sein Dezernat nichts damit zu tun hatte, dieser Schmerz blieb ihm erspart und sein Gewissen rein. Dann kamen die drei Kriege. Der preußische Schulmeister hatte gesiegt. Nun ja. Aber der preußische Schulmeister war doch nichts andres als die preußische Idee. Dann kam der 70er Krieg und der neue Pariser Einzugsmarsch. All-Deutschland hatte gesiegt. Aber was war die leitende Idee gewesen. Als Bismarck beim Einzug den Kranz nicht nehmen wollte, weil nicht er, sondern Moltke (der neben ihm ritt und auf den er wies) den Krieg gewonnen habe, sagte das kleine Mädchen die den Kranz hielt: „Aber Sie haben doch angefangen“. Das kleine Mädchen, wenn Preußen was es übrigens nicht leicht tut auf Deutschland hingewiesen und gesagt hätte „hier her! Deutschland hat gesiegt“ so hätte das kleine Mädchen gesagt „aber du (Preußen) hast doch angefangen“. Allerdings, allerdings. Das war die preußische Idee. Diese Idee begann, sie führte, litt, siegte.

Dies schienen Schulzens glänzendste Jahre, der friderizianische Grenadier und der Lützowsche Jäger war zu einem höheren Ganzen vereinigt. Staats-Idee, freiheitliche Idee alles kam gleichmäßig zum Ausdruck. Aber diese Jahre von 64 bis 71 waren trotzdem nicht die glänzendsten im Leben unsres Schulze, die glänzendsten kamen erst. Diese Zeit führte das Jahr 73 herauf, der Kulturkampf. Da man wohl wußte was man an Schulze hatte, so wurde er in das Kultusministerium berufen. Und nun kam nicht bloß seine glückliche, sondern auch seine große Zeit. Als er von 1849 bis 59 bloß Staatsretter gewesen war, waren ihm in einsamen Stunden doch Zweifel gekommen und selbst als die Siege sich so rasch und so glänzend folgten erfüllte ihn die Sorge daß als letzter Sieger doch mehr die Grenadiermütze als der Lützowsche Jäger aus der Sache hervor gehen könne. Jetzt aber war der Genuß ganz rein und ungetrübt und als die Säule auf dem Berge bei Harzburg errichtet wurde mit der Inschrift Nach Canossa gehen wir nicht und nicht bloß die Jesuiten sondern auch andre Orden ausgewiesen wurden sprach er es aus, daß das Tage seien, wie sie Preußen seit 1813 in gleichem Glanze nicht wieder gesehen habe. Die ghibellinische, die protestantische, die preußische Idee, diese Dreiheit die doch wieder nur eine Einheit, hatte

sich zu vollem Siege durchgearbeitet, alles was ihm Stägemann vor 40 Jahren gesagt in die Seele gepflanzt hatte, das erfüllte sich; er hatte dazu mitgewirkt, er hatte nicht umsonst gelebt.

Es war ihm vergönnt diesen Traum eine gute Weile zu träumen, bis eines Tages Falk fiel. Bismarck hatte die Worte gesprochen: „Exzellenz, wir warten schon lange darauf.“ Er hatte Falk mit dem Makel eines Klebers behaftet. Schulze war von dem allem schmerzlicher betroffen als Falk selber (der wohl eigentlich froh war) und gedachte zu demissionieren. Aber sein Freund Victor Hehnchen, den er am selben Abende bei Huth traf sagte ihm: „demissionieren? wozu? Glauben Sie mir, Bismarck hat immer recht. Wenn Bismarck morgen den Morgenkaffee abschaffen und die Brotsuppe der Altvordern<sup>5</sup> wieder einführen wollte so würde ich gehorchen, trotzdem mir nichts über Mokka geht. Erwägen Sie dies. Wir sind gleichaltrig, aber ich möchte doch sagen dürfen: man kann sich vieles zurechtlegen. Alle Dinge haben ihre 2 Seiten und wenn man die einem zugekehrte liebevoll ansieht, findet man daß es die richtige Seite ist.“ Schulze bestritt das. Aber am dritten Tag war es ihm klar, daß die „preußische Idee“ in der Parität beruhe. Was ist Parität? Parität ist Gerechtigkeit und schließlich auch Aufklärung, weil sie nur der letzte Ausdruck dafür ist „in meinem Lande kann jeder nach seiner Façon selig werden“. Es ist eine Frage die die Steuerzahlung ganz unberührt läßt. Gerechtigkeit ist fundamentum imperii und eigentlich auch ultima ratio. Und wie wir die Sache auch ansehen in der Parität ruht im letzten die „preußische Idee“. [„] Freiheit ist gut, Gerechtigkeit ist besser.“ Und es brechen nun glückliche Tage für Schulze an, die sich in einer gewissen Ruhe des Gewissens aussprechen. Es kam die Epoche seines Lebens wo er weich wurde. Die Starrheit des Prinzips war durchbrochen und doch war er dem Prinzip treu geblieben. Er vertrat jetzt das alte Prinzip in einer verklärteren Gestalt. Die preußische Idee war der<sup>6</sup> Einseitigkeit an der sie leise gekrankt hatte, entkleidet. Dieser Zustand dauerte noch volle zehn Jahre bis man Kaiser Wilhelm hinaustrug. Aber schon ehe dieser Zeitpunkt kam war er aus dem Amte zurückgetreten, nachdem er noch seinen 70. Geburtstag im Amte gefeiert hatte. Der beste Redner hatte hervorgehoben, daß ihm kein Beispiel bekannt sei, daß jemand die preußische Idee durch fast ein halbes Jahrhundert hin in gleicher Reinheit aufrecht erhalten habe. Worauf Schulze dankte, jedes Verdienst von sich wies, aber sich glücklich pries, daß es überhaupt eine preußische Idee gebe und daß er sich glücklich schätze an ihrer Verwirklichung, das dürfe er wohl sagen, konsequent gearbeitet zu haben.

Im selben Jahr noch reiste Schulze, nun freier Mann, nach Italien, um den Dante-Stätten nachzugehen und über Dantes Aufenthalt in Ravenna ein Buch zu schreiben. (Dies weiter ausführen. Rom, ghibellinische Idee. Grabmal Theoderichs. San Vitale. Lord Byron.)

Nach Berlin im Spätherbst fast schon Weihnachten zurückgekehrt, umbaute er sich mit einer Dante-Bibliothek und kam nur noch heraus, um nach-

5 Darüber: schwarze Suppe der Spartaner

6 Darüber: einer gewissen

mittags im Tiergarten bis zu drei Stunden spazieren zu gehen und den Abend bis Mitternacht bei Huth zu verbringen. Hier machte er die Bekanntschaft von Prof. Victor Hehnchen an den er sich fest anschloß. Hehnchen erkannte bald den Dollpunkt Schulzes, da er aber Schlimmeres gesehen hatte, war er milde, ja, weil er Originalitätenjäger war, liebte [er] ihn nur desto mehr. Nur wenn man eine längere und energischere Sitzung hielt, kam es wohl zu Auseinandersetzungen und bei solcher Gelegenheit hielt Hehnchen folgende kurze Ansprache: (nehmen u. ist nicht nehmen; s. das folgende Blatt)<sup>7</sup>. Im Anbeginn war er mit Hehnchen über Heine einig. Er habe Deutschland ruiniert. Schulze fand die Formel: er sei das Gegenteil von Dante oder wie der Teufel zu Gott stände, so stände Heine zu Dante.

Politisch verging alles ruhig. Nur als Bismarck fiel, ging ein Schauer durch das Huthsche Lokal. Schulze war ganz betroffen.

Professor Victor Hehnchen. Gesellschaft bei Huth. „Die preußische Idee ist: nehmen, wenn es geht und nicht nehmen, wenn es nicht geht.“ „Herr Geheimrat Sie haben ganz recht, die preußische Idee ist Wechselfällen und dadurch Schwankungen unterworfen im ganzen aber – und ich möchte beinah sagen diese preußische Idee geht durch – Preußen nimmt, wenn es geht, und nimmt nicht, wenn es nicht geht. Das andere besorgt sich so nebenbei, mal so und so.“

Wer so lange gelebt habe wie er und sich unter Hinkeldey die Sporen verdient habe, werde nicht mißverstanden werden wenn er mutig ausspreche: die Sozialdemokratie sei die preußische Idee.

Denselben Tag noch aber ohne Zustimmung mit diesem Ausspruch<sup>8</sup> erkrankte er und der Arzt erklärte es werde wohl zu Ende gehn. Schulze lag in leisen Fieberdelirien, in denen das Leben noch einmal an ihm vorüberzog. Er zitierte abwechselnd aus der Hölle und aus Orpheus in der Unterwelt; es war ein wundervolles Durcheinander.

Aber – Hehnchen war mittlerweile weggestorben – er erholte sich rasch und raffte sich was er nie gekonnt hatte mit beinah 80 noch mal zu einer Opposition auf. Allerdings nur zu einer Huth-Opposition. Er bewies daß Bismarck in ein mehr und mehr reaktionäres Fahrwasser hineingeraten sei und daß man dem großen Rätsel der Zeit gegenüber auch von ihm sagen müsse, wie weiland von Fr. W. IV. „Und du, du bist kein Oedipus gewesen.“ Dies Rätsel der Zeit oder auch die Sphinx selbst sei selbstverständlich die Sozialdemokratie.

Ganz zuletzt sagte er: *sempre avanti Savoia* dann sprach er von dem gebändigten Fortschritt und dem geförderten Rückschritt und es war sichtbarlich, daß die beiden Pferddebändiger[-]Gruppen vor seiner Seele standen. Aber dann wurde er wieder italienisch. Er richtete sich auf und sprach ganz deutlich *sempre avanti Savoia* und dann mit einem merkwürdigen Ausdruck *ed io eterno duro*.

<sup>7</sup> Zwei Kreuze am Rand; der Hinweis bezieht sich auf den weiter unten folgenden Abschnitt „Professor Victor Hehnchen...“, an dessen Beginn mit Blaustift vermerkt ist: Einschießel zum vorigen Blatt.

<sup>8</sup> Von „aber“ an mit Bleistift nachträglich eingefügt.

Als er begraben wurde sagte auf dem Heimwege ein Geheimrat zum andern: [„] wir haben den Träger einer Idee in ihm verloren.“<sup>9</sup>

Vielleicht betont auch Stägemann diesen Satz von der ghibellinischen Idee schon, als er hört, daß sein Mündel sich Dante zugewandt habe, vielleicht aber kommt auch Schulze erst drauf, als es sich unter Falk also etwa 1873 um den Kulturkampf handelt. Dies Wort entzückt ihn, eine Zeitlang unterhielt er den Glauben, das Wort rühre von ihm her, doch war es nicht nachweisbar.<sup>10</sup>



Schulze geb. 1813. 1830 stirbt sein Vater in Vierraden; er war schon vorher – durch Stägemanns Einfluß – auf das Schindlersche Waisenhaus gekommen. Jetzt wird Stägemann Vormund und nimmt es ernsthaft damit er wurde fast ein Pflegesohn des Hauses und Stägemann übernahm nun seine Leitung, zog ihn auch ins Haus oder doch vielleicht besser er schickt ihn nach Schulpforta. Schulze hatte die Pflicht alle Monate einen Bericht einzusenden und alle Vierteljahr antwortete Stägemann indem er meistens eine Schul- oder Erziehungsfrage herausgriff. Als er in der Prima war, mehrte sich die Korrespondenz. Einer dieser Briefe, der sich in dem Schulzeschen Nachlasse fand, hatte besonderen Eindruck gemacht besonders durch Stellen, die Schulze selbst mit feinen Bleistiftlinien unterstrichen oder bezeichnet hatte. In einem dieser Briefe heißt es „... Es ist mir hoch erfreulich aus Deinem letzten Briefe zu sehn, daß Kant gelegentlich mit in die Betrachtung gezogen wird. Dies kann nie genug geschehn und nicht früh genug. In dem kategorischen Imperativ steckt alles Heil er ist gleichbedeutend mit Pflichtgefühl, Befreiung von allem Selbstischen, Feigen, Schwächlichen. Indem er uns lehrt, daß wir nicht da sind um glücklich zu sein sondern um unsre Schuldigkeit zu tun, erhebt er uns zum Bewußtsein/Pflichtbewußtsein, dem Besten was der Mensch hat. Und wenn es uns mit Stolz erfüllen darf, daß es ein preußischer Mann war, der diese Sätze ausgesprochen hat so ist es ein weiterer Stolz und ein hohes Glück, daß unsre brandenburgisch-preußische Geschichte die Belege dazu liefert. Ich betone dies nachdrücklichst und knüpfe daran ein leises Bedauern, daß ich aus Deinen Mitteilungen ersehe, wie dies vernachlässigt wird. Ich werde mich mit der Gymnasial Oberleitung, der ich glücklicherweise befreundet bin, darüber in Verbindung setzen. Ihr steckt zu sehr im Römischen und Griechischen, nehmt daher die Ideale, diese Gestalten behalten aber immer etwas Fremdes sind nicht Fleisch von unsrem Fleisch nicht Geist von unsrem Geist. Epaminondas. Welch Heldentod. Aber wir haben Beispiele um uns her in unsrem engsten Heimatlande, die mächtiger wirken, schon dadurch daß sie räumlich und zeitlich uns näher stehn, vielleicht auch darin, daß eine Form von Tugend darin zum Ausdruck kommt, die mehr christlich ist. Als Kurfürst Friedrich Eisenzahn Angermünde eroberte,

<sup>9</sup> Im Manuskript mit Bleistift angefügt: sagte der eine. [Darauf folgt in Tinte, mit Bleistift wieder gestrichen:] „Einen guten Kerl“ sagte der andere. „Und Idee? [Das Folgende vermutlich versehentlich nicht mehr gestrichen:] Nun ja, wenn Sie wollen. Aber ohne geht es noch besser.

<sup>10</sup> Von „kommt auch Schulze“ an Längsstrich am Rand und Bleistiftvermerk: Dies kommt alles viel später als Falk regiert.

wurden in dunkler Nacht Sturmleitern angelegt und die Ordre<sup>11</sup> gegeben, daß kein Ton laut werden dürfe um den Feind völlig zu überraschen. Einer derer die die Sturmleitern erstiegen, kam als er schon oben am Mauerrande war, in ein Schwanken und stürzte in den Wallgraben herab. In seiner nächsten Nähe standen die Reserven (?) und wenn er gerufen hätte, hätte er sich retten können. Aber er kannte den Befehl und ohne daß ein Laut laut geworden wäre, versank er in dem Moorgrunde des Grabens. Das ist eine kleine Geschichte aber in ihrer hohen sittlichen Heldenschaft ist sie groß. Das ist der kategorische Imperativ. Das ist die preußische Idee, die unsre preußische Geschichte<sup>12</sup> durchdringt, das ist die preußische Idee. In der müßt ihr großgezogen werden, nicht in griechischem sondern in preußischem Heldentum. Ich werde drauf hinweisen. Und was ich noch mehr betonen möchte, nicht nur im Gehorsam lebt diese preußische Idee, sie lebt auch in der Auflehnung und das ist ihre schönste und größte Seite. Auch davon mein lieber Adolf will ich Dir erzählen. Unser König Friedrich Wilhelm I. war ein bedeutender aber auch eigenwilliger und jähzorniger Mann und bei Gelegenheit einer Truppenschau ritt er auf einen Obersten zu, dessen Regiment ihm nicht gefiel und schlug ihn. Der Oberst prallte zurück aber im nächsten Augenblick war er wieder an des Königs Seite riß er das Pistol aus der Halfter hielt es dem König vor die Stirn. Dann wandte er das Pistol gegen sich selbst und erschoss sich. Dies ist ein großartiges Beispiel, das in der alten Geschichte nicht seinesgleichen findet. In echt edelmännischer Weise wahrte er seine Ehre und im nächsten Augenblicke brachte er sich seiner Loyalität und seiner Ehre gleichmäßig zum Opfer. Solche Beispiele, mein lieber Adolf, die laß auf Dich wirken. Das sind nicht block Anekdoten, nicht bloß unterhaltliche Schnurren (?) das sind ernste Sachen, Samenkörner die wenn sie auf richtigen Boden fallen hundertfältige Frucht tragen. In welche Lebenslagen Du auch kommen magst, habe solche Beispiele vor Augen wahre Deine Ehre, aber nicht selbstisch, sondern immer mit dem Zuge (?) sich selbst zum Opfer zu bringen. Das war der große Zug des Jahres in dem Du geboren wurdest, das war der Zug für den Dein Vater in den Krieg zog und blutete. Darauf hin trägst Du Deinen zweiten Taufnahmen und ich mag auch sagen Deinen ersten. Denn Adolf ist nur wie die Abkürzung von Gustav Adolf; – das gehört zusammen. Die protestantische Idee, die ghibellinische Idee, die preußische Idee das alles ist eins. Innerliche Freiheit darauf kommt es an, die ist es wonach sich dann auch die äußerliche Freiheit gestaltet. Freiheit ist unsre Lebensluft. Haben wir die nicht, vertreten wir die nicht, so sind wir reif für den Ofen, so sind wir totes Holz, das in den Ofen gehört, Das laß Dir gesagt sein und lebe danach auch wenn ich nicht mehr bin und Deine Schritte nicht mehr leiten kann.“ Adolf Schulze war wie benommen gewesen als er diesen Brief erhalten hatte und seine deutschen Aufsätze fingen an sich danach zu gestalten; er nahm wenn die Aufgabe es irgendwie zuließ seine Beispiele aus der brandenburgisch preußischen Geschichte, was anfangs bei Lehrern und Schülern nur Lächeln weckte, aber

11 Darüber: Befehl

12 Aus: ganze

Nacheiferung fand als der Rektor Worte der Anerkennung dafür hatte. Vielleicht daß der alte Stägemann einen Wink gegeben hatte.

Adolf blieb lange auf der Schule weil er spät eingetreten war und kam erst mit 20 Jahr auf die Universität Jena und ein Jahr später nach Halle. „Du mußt nach Halle; da findest Du die Männer, die die preußische Idee vertreten. Auch einige Ketzerriecher und Dunkelmänner, aber ihre Dunkelheit läßt das Licht der andren nur um so heller erstrahlen.“ „Die Beschäftigung mit was so weit Zurückliegendem zieht ab von dem Kampfe den jeder zu kämpfen hat. Es ist ein Ruhekissen. Gut für die Alten, die ausruhen dürfen, eine Gefahr für die Jungen, die sich dahinter zurückziehen und den lieben Gott 'nen guten Mann sein lassen.“

Nun folgt der Aufenthalt in Halle. Schulzes Begeisterung für Witte; sein Dante-Kultus. Alles dies verhältnismäßig kurz und bloß referierend. Darauf antwortet Stägemann zustimmend und erfreut, aber doch nur bedingungsweise. Es bleibt doch eine uns fremde Welt etc. aber er lenkt wieder ein: denn es ist groß, ghibellinisch und eine Kunst die so hoch sie wandelt doch zugleich auch über die Erde schreitet und das Leben ihrer Zeit mit durchlebt, Stellung nimmt, verherrlicht und verurteilt.

„Es ist mir recht, daß Du Philosophisches und Theologisches daneben hörst, das belebt das Juristische, das sonst leicht etwas Totes hat.“ Dies noch etwas ausführen.

1841 wird er Assessor und kommt nach Naumburg. Stägemann hat ihm ein Legat ausgesetzt und bis zu seiner Anstellung im Staatsdienst auch ein Extra, von da ab die Zinsen eines Legats. Er blieb in Verbindung mit Halle, Jena, Weimar. Es war die Herweghzeit und wiewohl er sich zuletzt in kleinen Meinungsverschiedenheiten mit Stägemann befunden hatte, so empfand er doch jetzt schmerzlich, daß ihm eine Stimme fehlte, die ihm ein „ja“ oder „nein“ zuriefe. Einer seiner Mit-Assessoren, dem er schon in Halle befreundet war, rief ihm eines Tages auf dem Heimweg von der „Rudelsburg“ zu, wo mehrere Lieder von Herwegh deklamiert worden waren zuletzt das an Fr. W. IV. „zu scheu der neuen Zeit[“]: „Schulze, du weißt nicht recht was du willst.“ „O ich weiß es schon.“ „Nun was denn?“

„Ich will die preußische Idee.“

„Die hast du hier . . . du hast hier ‚Noch einen Fluch schlepp ich herbei‘ und noch eine Menge Flüche gegen Rom.[“]

Ja. Aber ich habe auch: „Reißt die Kreuze aus der Erden“ das ist zu viel, das ist antichristlich. Und dann habe ich die Zeilen gegen F. W. IV. „Und du, du bist kein Oedipus gewesen“, das ist antihohenzollerisch. Und ohne Hohenzollern kein Deutschland, kein Preußen, keine Freiheit. Sie sind unser Hort.

„Gut. Aber hast du denn keine Vorstellung von der Macht und dem Recht der Opposition? Du hast ein halbes Dutzend Lieblingsgeschichten und die von dem Obersten, der das Pistol auf Fr. W. I. anlegte hast du mir schon wenigstens 6mal erzählt und hast immer hinzugesetzt: das sei das Wahre. Gewiß. Das ist das Wahre. Aber so hebe doch auch das Pistol oder laß es andre heben. Und dann opfre dich. Laß dich einsperren. Das trägt goldne

Frucht. Aber du feierst das und sowie es Wahrheit werden will hast du Bedenken und erstirbst. Dabei kommt nichts heraus.“

So trennten sie sich. Schulze hörte das zum ersten Male. Was schon lange in ihm dämmerte, gewann Gewalt über ihn. Er hatte eine Erbschaft angetreten, aber war er im Stande sich auf der Höhe zu halten. Das Richtige zu treffen. Er fühlte, daß er eine unselbständige Natur sei, daß er der Führung bedürfe. Er war mehrere Tage lang in einer ernsten Verstimmung. Dann erholte er sich. Er hatte sich's zurechtgelegt und fand daß es alles richtig sei, daß aber etwas drin sein, daß die Ehrfurcht<sup>13</sup>

### Zu Text und Kommentar (Anmerkungen)

Wir danken dem Carl Hanser Verlag München für die freundliche Genehmigung zur Wiedergabe des Textes nach dem Erstdruck, den Walter Keitel im Band 5 der Hanser-Ausgabe besorgt hat. In der Textfassung dieser Ausgabe werden hier lediglich – einem Hinweis des Verlags entsprechend – zwei Stellen korrigiert: S. 122 ist das (in eckigen Klammern ergänzte) **wie** vor „dem großen Rätsel der Zeit gegenüber“ getilgt, und S. 125 wurde statt „Aber so habe doch auch das Pistol oder laß es andre haben“ **hebe** und **heben** gelesen. Ohne Einblick in Fontanes Manuskript in dessen Wiedergabe einzugreifen, verbietet sich. Das Theodor-Fontane-Archiv Potsdam verfügt dank der Freundlichkeit des Deutschen Literaturarchivs im Schiller-Nationalmuseum Marbach a. N., wo sich die Handschrift befindet, über eine Fotokopie, die jedoch nur den ersten Teil des Manuskripts umfaßt. Immerhin legt der Sinnzusammenhang zwei Konjekturen nahe, die hier vorgeschlagen werden: Statt Zustimmung ist in dem Passus „Denselben Tag noch aber ohne Zustimmung mit diesem Ausspruch erkrankte er (...)“ auf S. 122 wahrscheinlich **Zusammenhang** zu lesen. Der in Anführungszeichen stehende Abschnitt auf S. 125 „Die Beschäftigung mit was so weit Zurückliegendem (...) den lieben Gott 'nen guten Mann sein lassen.“ ist besser nach dem Satz „Darauf antwortet Stägemann zustimmend und erfreut, aber doch nur bedingungsweise.“ einzuschieben. Wie dem Apparat der Nymphenburger Fontane-Ausgabe (Bd 24, S. 922) zu entnehmen ist, ist „die Passage (...) am Manuskriptrand nachgetragen bzw. zwischen die Zeilen des folgenden Absatzes geschrieben.“ Jenes **so weit Zurückliegende**, das Stägemanns Bedenken hervorrufft, meint mit Sicherheit nicht die preußische Idee, wie es jetzt scheint, sondern wahrscheinlich den Dante-Kultus. Band 24 der Nymphenburger Fontane-Ausgabe wurde auch sonst verglichen. Sie geht über den Erstdruck ebenfalls auf das Originalmanuskript zurück und verzeichnet weitere Details seiner Beschaffenheit, vor allem die von Fontanes Hand stammenden Streichungen und Zusätze. Darauf wird hier verwiesen. Auf die Wiedergabe wurde verzichtet, da beide Ausgaben unterschiedliche Prinzipien der Textgestaltung haben, eine Kombination also nicht stattfinden kann, und da die Lesarten der Nymphenburger Ausgabe den Text inhaltlich nicht berühren. Die Anmerkungen Walter Keitels wurden weitgehend übernommen. Kürzungen und Zusätze, soweit es sich

<sup>13</sup> Weiteres Manuskript verschollen.

nicht um die Auflösung von Verweisen innerhalb der Hanser-Ausgabe handelt sich durch [ ] gekennzeichnet.

Ergänzungen zu diesem Kommentar enthält mein im vorliegenden Heft veröffentlichter Aufsatz „Fontanes Entwurf ‚Die preußische Idee‘“.

Peter Wruck

### Anmerkungen

#### Die Preussische Idee

Entstehungszeit: 1894 – Erstveröffentlichung mit freundlicher Genehmigung des Schiller-Nationalmuseums Marbach a. N.

Die Herwegh-Zeit: Die politisch-revolutionäre Lyrik Georg Herweghs (1817–75) fand vor allem Anfang der vierziger Jahre des vorigen Jhs. stärkste Beachtung („Gedichte eines Lebendigen“, 1841). Auch der junge F. war begeisterter Herwegh-Anhänger (an Storm am 14. Febr. 1854: „Es kam die Herweghzeit. Ich machte den Schwindel gründlich mit . . .“); im Sommer 1841 trat er in den Leipziger Herwegh-Klub ein, zur selben Zeit entstand das Gedicht „An Georg Herwegh“ [. . .]. In „Von zwanzig bis dreißig“, II, 4. Kap., äußert F. sich distanziert über die von H. ausgelöste Bewegung, fügt aber in einer Fußnote hinzu, daß sein Spott über „die Freiheitsphrasendichter jener Zeit“ sich „wohl gegen uns Herweghianer von damals“, nicht aber gegen Herwegh selbst richte: „Ich will nicht bestreiten, daß auch das, was Herwegh in Person geschrieben hat, vielfach an Phrase leidet, aber es ist durch eine ganz ungewöhnliche Fülle von Geist und Talent auf eine solche Hochstufe gehoben, daß, für mich wenigstens, die Frage ‚Phrase oder nicht‘ daneben verschwindet. ‚Noch einen Fluch schlepp‘ ich herbei, – diese das berühmte Gedicht ‚Gegen Rom‘ einleitende Zeile mahnt mich immer an den, der übereifrig Scheite zum Huß-Scheiterhaufen herbeitrug, aber es sind doch Strophen drin, die ich bis diesen Tag mit dem größten Vergnügen, jedenfalls mit einer gewissen Metierbewunderung lese. Dasselbe gilt von den Terzinen an Friedrich Wilhelm IV.: ‚Zu scheu der neuen Zeit ins Aug‘ zu sehn . . .“ – Auch du, du bist kein Ödipus gewesen: aus dem eben zit. Gedicht gegen Fr. W. IV. [. . .]

Auflösung des Frankfurter Parlaments: Die am 18. Mai 1848 in der Frankfurter Paulskirche zur Ausarbeitung einer Reichsverfassung zusammengetretene Deutsche Nationalversammlung bot 1849 Friedrich Wilhelm IV. die Kaiserwürde an; der König lehnte ab, Preußen und Österreich riefen ihre Abgeordneten zurück und führten so die Auflösung der Nationalversammlung herbei. – ghibellinisch, dantisch: Während der Kämpfe Friedrichs II. und Konrads IV. von Hohenstaufen gegen die Päpste Gregor IX. und Innozenz IV. um die Herrschaft in Italien (1237 bis 1254) bildete sich die Partei der Ghibellinen, die die Ansprüche des Kaisertums gegen das Papsttum verfocht. (Päpstliche Gegenpartei: die Guelfen; die heftigen Auseinandersetzungen zwischen beiden Parteien dauerten auch noch nach dem Ende der Staufischen Kaiserherrschaft an.) Dante (1265–1321, 1301 von den Guelfen aus seiner Heimatstadt Florenz verbannt) stand der ghibellinischen Partei nahe; in seiner Schrift „De monarchia“ tritt er für die Unabhängigkeit des Staates von der Kirche ein. Die Begriffe „ghibellinisch, dantisch“ sind hier aber zugleich ironisch gebraucht; sie sollen das Leblose, die veraltete Romantik der vom Helden vertretenen Ideologie charakterisieren. Vgl. F. an James Morris am 16. Apr. 1896: „Ein großer Dichter, wie Dante, ist bloß ein Name. Er wird genannt, aber er lebt nicht.“ S. auch das Gedicht „Bienenwinkelried“ [. . .], in dem F. den Gegensatz Guelfen–Ghibellinen ebenfalls ironisch anführt. – Regierungsantritt König Wilhelms: 1861 (Wilhelm I.). – Friedrich der Große: (1712–86) – Friedrich Wilh. III.: F. nennt den Namen Fr. W.s III. (1770–1840, reg. seit 1797) hier wohl vor allem im Hinblick auf den Freiheitskampf Preußens gegen Napoleon, vielleicht auch wegen der als vorbildlich geltenden persönlichen Lebensführung des Königs. In politischer Hinsicht war Fr. W. III. unsicher und unselbständig; zur Erhebung gegen Napoleon mußte er gedrängt werden, die bedeutenden Reformen Steins, Hardenbergs u. a. ließ er unvollendet oder hob sie wieder auf. Man könnte evtl. auch noch an die unmittelbar folgenden Bemerkungen über die „Bekämpfung der Revolution“ oder die vorangehende „Betonung des Antipäpstlichen“ denken und an die antiliberalen Haltung des Königs („Demagogenverfolgungen“ 1819 und nach 1830) sowie an den Kölner Kirchenstreit 1837 (Verhaftung der Erzbischöfe von Köln und Posen) erinnern. – Bekämpfung der Revolution: [der Revolution von 1848/49 und der oppositionellen Kräfte im Nachmärz] – Rocher de bronze: Fels aus Bronze (nach einer Bemerkung Friedrich Wilhelms I. v. Pr.). – Konfliktszeit: [Der Heeres- und Verfassungskonflikt zwischen dem preußischen Abgeordnetenhaus und der Krone dauerte von 1860 bis 1866. Er brach aus wegen

der Heeresvorlage der Regierung, die eine Vergrößerung und Reorganisation der Armee vornahm. Als die liberale Mehrheit, die in der Bevölkerung breite Zustimmung fand, schließlich das Militärbudget nicht mehr bewilligte, wurde Otto von Bismarck (1815–1898) zum Ministerpräsidenten berufen, der den Verfassungskonflikt heraufbeschwor, indem er ohne das Budget regierte. Unter dem Eindruck seiner politischen Erfolge erteilte ihm das Abgeordnetenhaus 1866 die Indemnität, um die er nachgesucht hatte.] – friderizianische Aussprüche: F. entnahm die Zitate der (von Menzel illustrierten) „Geschichte Friedrichs des Großen“ seines „Tunnel“-Freundes Franz Kugler (Tunnel-Name: Lessing), Stettin 1840. (Vgl. z. B. in der „Jubiläumsausgabe“, Leipzig 1936, S. 197, 234; auf S. 328 findet sich ein Bild Menzels vom Reg. Forcade.)

Die Welt ruht . . . : Diesen Satz Fr.s d. Gr. nach dem Sieg von Hohenfriedberg zitiert F. auch in „Schach von Wuthenow“ [...] und „Cécile“ [...]. – Montecuculi: Raimondo Graf Montecucoli (1609–80), österr. Feldherr u. bedeutender Militärschriftsteller. Das Zitat lautet vollständig: „Zum Kriegführen sind drei Dinge nötig, Geld, Geld und nochmals Geld“ (Aforismi dell'arte bellica I, 1, Kap. 5); eigentl. Autor des Ausspruchs: Gian-Jacopo Trivulzio (1448–1518). – Schlacht bei Prag: 6. Mai 1757 (Feldmarschall Schwerin und 12 500 Mann fielen). – die drei Kriege: 1864, 1866, 1870. – Der preußische Schulmeister: Oskar Peschel aus Leipzig (1826–75) schrieb am 17. Juli 1866: es ist „ein Sieg der preußischen Schulmeister über die österreichischen Schulmeister“ gewesen, ein Satz, den Prinz Friedrich Karl von Preußen den Österreichern zugeschrieben hat. – [Moltke: Helmut Graf v. M. (1800–1891), preußischer Generalfeldmarschall, Chef des Generalstabs] – der Lützowsche Jäger: In dem 1813 gegründeten Lützowschen Freikorps, dem auch Th. Körner angehörte, kämpften besonders viele Studenten; der Typ des Lützowschen Jägers soll hier für die Freiheit, der des frid. Grenadiers für die Disziplin stehen [...].

Kulturkampf: der 1872 einsetzende Kampf zwischen dem preußischen Staat bzw. dem Deutschen Reich und der katholischen Kirche. Der Streit wurde durch die Gesetze über die Ausweisung der Jesuiten und die staatliche Schulaufsicht (1872) eingeleitet und kam 1873 durch den Erlaß der preuß. „Maigesetze“, die das kirchliche Leben einer weitgehenden staatlichen Kontrolle unterwarfen, zum vollen Ausbruch. Nach erbittertem Widerstand der Katholiken zunächst weitere Verschärfungen, dann ab 1878/79 Versuch der Regierung, die innenpolitischen Spannungen zu mildern und den Streit beizulegen (Verhandlungen Bismarcks mit der Kurie, allmähliche Rücknahme eines großen Teils der kirchenfeindlichen Gesetze); 1887 erklärte Papst Leo XIII. den Kulturkampf offiziell für beendet. – die Säule auf dem Berge bei Harzburg . . . : Vgl. F. an s. Frau am 9. Juni 1883 „auf dem Burgberg bei Harzburg, wo die sogenannte Canossasäule steht . . . , Nach Canossa gehen wir nicht“. Es soll jetzt in „doch“ abgeändert werden, vielleicht bloß überklebt . . .“ (Canossa: 1077, Unterwerfung Kaiser Heinrichs IV. vor Papst Gregor VII.) – Stägemann: Name nach dem [preußischen Staatsrat Friedrich August von Stägemann (1763–1840)] – Falk: Adalbert, 1827–1900, seit 22. Jan. 1872 (nach v. Mühlens Rücktritt) preuß. Kultusminister, Schöpfer und hartnäckiger Verteidiger der „Maigesetze“; 1879 zurückgetreten. – Kleber: Vgl. das Gedicht „Hoffnung“, Bd. 6, S. 331 („Denn es sorgen unsre Kleber . . .“). – Huth: renommiertes Weinlokal, beliebter Treffpunkt von „cercles“, Potsdamer Str. 139 (also in der Nähe von F.s Wohnung [...]) – „in meinem Lande . . .“: nach einem Ausspruch Friedrichs d. Großen. – fundamentum imperii: Grundlage des Reichs. – ultima ratio: letztes Mittel, letzter Sinn. – bis man Kaiser Wilhelm hinaustrug: Kaiser Wilhelm I. starb am 9. März 1888 [...]. – Dantes Aufenthalt in Ravenna: Der Dichter verbrachte die letzten Jahre seines Lebens in Ravenna; Grabmal Theoderichs: Grabmal des Ostgotenkönigs Theoderichs d. Großen (gest. 526), monumentaler Rundbau etwas außerhalb der Stadt; San Vitale: bedeutender Kirchenbau (526). – Lord Byron: George Gordon Noel Lord B., 1788–1824, [...] lebte 1819/20 in der Nähe der Gräfin Teresa Guiccioli (gest. 1873) in Ravenna. Heinrich Heine: 1797–1856; hier wohl im Hinblick auf sein Werk „Deutschland, ein Wintermärchen“, 1844. – als Bismarck fiel: Entlassung B.s am 20. März 1890 – Hinkeldey: Ludwig v. H[inkeldey], 1803–1856, als scharf und fähig bekannter Berliner Polizeipräsident. [Inbegriff des nachmärzlichen Polizeiregimes] nach Maßnahmen gegen einen adl. Spielklub von einem Mitglied des Klubs im Duell getötet [...].

Hölle: aus Dantes „Divina Commedia“ (1. Teil. Inferno). – Orpheus in der Unterwelt: [Operette (1858) von Jacques Offenbach (1819–1880)] – sempre avanti Savoia: immer vorwärts, Savoiern. – die beiden Pferdebandiger-Gruppen: vor dem Hauptportal des K. Schlosses in Berlin; Erzguß nach Modellen von Baron Clodt von Jürgensburg, Geschenk Kaiser Nikolaus I. von Rußland. – ed io eterno duro: auch ich bin unsterblich. – Vierraden: Stadt im Kreis Angermünde, [Geburtsort Stägemanns].

Schindlersches Waisenhaus: in Berlin. – Schulpforta: 1543 gegründete „Fürstenschule“ (ehem. Zisterzienserkloster) im Kreis Naumburg; berühmtes Gymnasium u. Internat. – Kant, kategorischer Imperativ: „Handle so, daß die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne.“ (Kritik

der prakt. Vernunft § 7) – Epaminondas: 418–362 v. Chr., berühmter thebanischer Feldherr und Staatsmann, der im Kampf gegen die Spartaner bei Mantinea fiel und auf dem Schlachtfeld begraben wurde. – Als Kurfürst Friedrich Eisenzahn Angermünde eroberte: 1448. Friedrich II., Kurfürst von Brandenburg (1413–71), folgte seinem Vater 1440 auf den Thron und brach mit Gewalt die Selbständigkeit der Städte, daher „Eisenzahn“ genannt. – Friedrich Wilhelm I.: 1688–1740. – Gustav Adolf: G. A. von Schweden [(1594–1632)]. – Witte: Karl, 1800–82, Rechtsgelehrter und bedeutender Danteforscher in Halle; regte die Gründung der Dante-Gesellschaft durch den König von Sachsen an. Herausgeber der „Danteforschungen“ (Halle 1869), Edition der Werke Dantes (krit. Ausg. der Divina Commedia, Berlin 1862; La vita nuova, Leipzig 1876).

Rudelsburg: Burgruine auf dem rechten hohen Saaleufer im Kreis Naumburg. – [...] – Friedrich Wilhelm IV.: (1795–1861, reg. 1840–60) erweckte bei seinem Regierungsantritt zunächst Hoffnungen auf eine Liberalisierung, die aber durch die unsichere Politik des Königs und seine sich verstärkende konservative Haltung enttäuscht wurden.

Anita Golz / Gotthard Erler (Weimar / Berlin)

### **Die Fontanes und die Schlenthers. Neue Dokumente**

Trotz vielfältiger und erfolgreicher Bemühungen in den letzten Jahrzehnten sind die literarische Hinterlassenschaft Theodor Fontanes und die Zeugnisse aus seinem Lebens- und Schaffenskreis noch längst nicht vollständig erschlossen. Neue Briefe werden aufgefunden, unbekannte Texte veröffentlicht, und auf dem Autographenmarkt in der Bundesrepublik Deutschland sowie im Antiquariatshandel beider deutscher Staaten werden für Fontaneana Preise gefordert und gezahlt, die die einstigen Honorare des Autors um ein Vielfaches übersteigen. Meist tauchen Einzelstücke auf, aber auch überraschend große Funde an unerwartetem Ort sind möglich. Das jüngste Beispiel stellt das umfangreiche Briefkonvolut dar, das aus dem Nachlaß der 1938 gestorbenen Paula Schlenther-Conrad herrührt und die langjährigen Beziehungen zwischen der Familie des Dichters und dem Ehepaar Schlenther dokumentiert. Über die wiederaufgefundenen Briefschaften, die inzwischen teils vom Goethe- und Schiller-Archiv der NFG in Weimar, teils vom Theodor-Fontane-Archiv der Deutschen Staatsbibliothek in Potsdam erworben wurden, soll im folgenden ein vorläufiger informatorischer Bericht gegeben werden. Sie erhellen ein entscheidendes Kapitel Wirkungsgeschichte, vermitteln neue Fakten über die Partner (vor allem aus der Zeit nach des Dichters Tod) und rücken zugleich eine Verbindung des alten Fontane in schärferes Licht, als es bisher zu Gebote stand: die Beziehung zu Paul Schlenther.

Schlenther, der 1880 in Tübingen über ein theatergeschichtliches Thema promoviert hatte, unternahm ein Jahr später in Berlin seine ersten publizistischen Versuche. Unter den frühen kritischen Arbeiten befand sich eine Rezension über „Ellernklipp“, die am 10. Dezember 1881 in der „Deutschen Literaturzeitung“ abgedruckt wurde. Fontane hat diese Anzeige nicht zur Kenntnis bekommen, so daß er mit dem Namen P. Schlenther nichts Rechtes anzufangen wußte, als die Besprechung von „L'Adultera“ in der Berliner „Tribüne“ erschien; er vermutete sogar, daß Otto Brahm, der ihm

die Ausgabe vom 18. Juni 1882 nach Thale geschickt hatte, sich dahinter verbergen könnte. In der „Tribüne“ hieß es trotz mancher kritischen Einwände: „Er [Fontane] ist Realist im besten Sinne. Wenn Schiller sagt, daß man durch das Morgentor des Schönen in das Land der Erkenntnis dringe, so hält es ein realistischer Dichter, wie Fontane, umgekehrt. Durch die Erkenntnis der Wirklichkeit sucht er sich den Weg zum Schönen, d. h. zur schönen Wirkung dieser noch so rauhen und harten Wirklichkeit. . . . Moralisten würden lästern, daß Fontane den Ehebruch verteidigt. Es fällt ihm nicht ein. Er hat nur gezeigt, daß die rechte Ehe in diesem Falle nicht die erste, sondern die zweite ist.“ Fontane bedankte sich am 23. Juni bei Brahm und schrieb geradezu enthusiastisch: „Das nenn ich kritisieren! Es wird mir nichts geschenkt oder wenigstens nicht viel, und die schwachen, angreifbaren und namentlich auch die sehr in **Frage** zu stellenden Seiten meiner Arbeit werden herausgekehrt. Aber nebenher läuft doch zweierlei: das Anerkenntnis, daß man es mit einem ordentlichen und anständigen Menschen, und zweitens das Anerkenntnis, daß man es mit einem sein Metier ernsthaft übenden, anständigen Künstler zu tun hat. Den Künstler nehme ich noch mehr für mich in Anspruch als den Dichter. Also nochmals besten und aufrichtigsten Dank. Ich bin nun seit beinahe vierzig Jahren Schriftsteller, aber unter den mehr als tausend Kritiken, die sich mit mir beschäftigen, sind keine zehn, vielleicht keine sechs, die dieser gleichkommen, und ist nicht eine, die dieser den Rang ablauft.“

Das Lob des über sechzigjährigen Fontane für die Kritik des achtundzwanzigjährigen Schlenther eröffnete eine Bekanntschaft, aus der sich im Laufe der Jahre eine herzliche Freundschaft entwickelte, die von Anfang an auch die Schauspielerin Paula Conrad, Schlenthers spätere Frau, einschloß. (Fontane hatte schon das Berliner Debüt der Conrad am 26. Mai 1880 gehörig gefeiert und sein „Hingerissensein“ als „Beweis einer weit über das Alltägliche hinausgehenden Begabung“ angeführt; er mochte offenbar die „kleine, leidenschaftliche, kratzbürstige Person“ sehr.) Der junge Schlenther wurde, wie Hans-Heinrich Reuter gesagt hat, „einer der treuesten Kampfgefährten des alten Fontane“, und über den Tod des Dichters hinaus bewahrte und bewährte er die literarisch-kritische Partnerschaft. Schlenther war das rührigste Mitglied in der 1884 gegründeten literarischen Vereinigung der „Zwanglosen“, der auch Brahm, Mauthner, Paul Meyer, Hans Hertz und die beiden jüngeren Fontane-Söhne angehörten und die unter anderem publizistisch für Fontane eintrat.

Schlenthers eingehende, verständnisvolle Rezensionen über die meisten Fontane-Werke – die Romane, das Scherenberg-Buch, „Meine Kinderjahre“ – bilden stets die Glanznummern in der zeitgenössischen Resonanz, und Fontanes kommentierende Dankbriefe erweisen sich als adäquates Echo. Als er Schlenthers Rezension von „Unwiederbringlich“ in der „Nation“ gelesen hatte, schrieb er am 10. Januar 1892 an ihn: „Der verspätete Morgenkaffee, den ich dabei schlürfte, schmeckte wundervoll, nicht des Kaffees Verdienst, sondern des Zubrots von Ihrer freundlichen Hand. In einer guten Kritik sieht man sich wie in einem Spiegel. Eigentlich weiß man nicht, wie man aussieht, und am wenigsten, was mit einem los ist.“

Und nun sieht man sich: „also so; nu ganz nett, beinah besser, als ich dachte.“ Auch Schlenther's Kritik der „Poggenpuhls“ (um nur diese noch zu nennen) quittierte Fontane mit ähnlichem Vergnügen; er schrieb am 8. November 1896: „Ich habe von dem allen immer einen doppelten Genuß: die freundliche Gesinnung, das Lob an sich und dann das Treffen, das jedesmalige Finden dessen, worauf es einem ankam. Und ich möchte beinah sagen, dies beglückt einen am meisten.“

Außer den persönlichen Sympathien, die man einander entgegenbrachte, verband auch die weitgehende Gemeinsamkeit in der Beurteilung moderner Kunstentwicklung. Schlenther hatte Fontane im Januar 1887 das Billet für die erste Berliner Aufführung von Ibsens „Gespenstern“ im Residenztheater besorgt, und beide schrieben darüber. Fontane bemerkte im vorhinein: „Von einem Widerstreit der Meinungen kann dabei gar keine Rede sein. Ich bin selbst so sehr die helle Bewunderung, daß ich mit meiner Altherrnweisheit weder Ihnen noch Ibsen sonderlich ins Gehege kommen würde.“ Brahm und Schlenther brachen mit der Gründung des Vereins „Freie Bühne“ der naturalistischen Dramatik die Bahn, für die sich auch Fontane in der letzten Zeit seiner Theaterberichterstattung für die „Vossische Zeitung“ lebhaft engagierte.

Schlenther war 1886 auf Vorschlag Fontanes zusätzlich als Theaterreferent bei diesem einflußreichen Blatt angestellt worden, wo er bald Leiter der berühmten Sonntagsbeilage wurde (allerdings den Vorabdruck von „Stine“ gegen den Willen der Zeitungsinhaber nicht durchsetzen konnte). Nicht zuletzt in der Nachfolge Fontanes im Theaterreferat avancierte Schlenther zu einem der angesehensten Kritiker im Berlin der neunziger Jahre. Fontane erwies ihm öffentlich seine Reverenz, als er im siebenten Kapitel der „Poggenpuhls“ – auf Schlenther's Verlobung mit Paula Conrad (1890) hinweisend – eine Romanfigur sagen ließ: „Der Verlobte ... soll ein sehr scharfer Kritiker sein. Ich denke mir es schwer, einen Kritiker immer zur Seite zu haben. Es bedrückt und lähmt den höheren Flug.“ Die Antwort im Dialog gerät zur charmanten Verbeugung gegen die „kleine Conrad“: „Nicht immer. Wer fliegen kann, fliegt doch.“

Fontane schätzte den geselligen Umgang mit dem Ehepaar, und er fand es stets „klug und lebenswürdig wie immer“ (an Friedlaender, 26. September 1892). Offenbar war es auch Schlenther, der Fontane 1895 zur Unterzeichnung der Petition gegen die berüchtigte Umsturzvorlage bewegte. Daß Schlenther auch in literarische Pläne des Dichters eingeweiht war, läßt sich Fontanes Brief vom 22. Juli 1895 entnehmen. Schlenther wußte, daß Fontane an einem Buch über die „Likedeeler“ arbeitete, und schickte zeitweise täglich ein Heft eines alten Störtebeker-Romans, den er während einer Urlaubsreise in Hamburg antiquarisch gekauft hatte, anonym an Fontane nach Berlin.

Als der Dichter hörte, daß Schlenther nach Wien berufen worden sei, glaubte er nicht recht an die Meldung und schrieb am 5. Januar 1898 an Friedlaender: „Er hat ja **hier** eine beneidenswerte Stellung; die vielen Feinde, deren er auch hier in Berlin genugsam hat, schaden ihm nichts, da alle anständigen Leute (auch die, die seine Ansichten nicht teilen) auf

seiner Seite stehn. Er ist als Mensch geachtet. Die Berliner Presse hat ihn zu ihrem Vorsitzenden gewählt. Sein Einfluß ist groß; jeder umwirbt ihn. Dazu hat das Paar hier eine Gesamteinnahme, die nicht viel unter 30 000 Mark sein wird.“ Schlenther ging indes 1898 tatsächlich nach Wien, wo er die Leitung des Burgtheaters übernahm. Als Fontane im gleichen Jahr starb, reagierte Schlenther mit einem warmherzigen Nachruf in der „Neuen Freien Presse“ und begann als Mitglied der Nachlaß-Kommission eine ausgedehnte Tätigkeit. Der vielbeschäftigte Burgtheater-Direktor erledigte die anfallenden gutachterlichen, editorischen und publizistischen Arbeiten mit Liebe, Sachkenntnis und Promptheit. Es sei, als Beispiel, nur an das einprägsame Porträt erinnert, daß er rückschauend von seinem Kollegen auf dem Parkettplatz 23 entwarf: „Mit rührender Pünktlichkeit erschien er zur Anfangsstunde im Schauspielhaus und harrte durch bis ans Ende. Wenn er sich auf der äußersten Rechten des Parketts dicht unter der Intendantenloge auf seinen angestammten Eckplatz niedergelassen hatte, sah man ihn mit hochgezogenen Brauen dasitzen, den Oberkörper vorgebeugt, das schöne Dichterhaupt in den Nacken geworfen, den sorgenvollen Blick gespannt, in leibhafter Fragestellung. Im ganzen Publikum gab es keinen aufmerksameren Lauscher, keinen scharfsichtigeren Betrachter. Wie alles in Kunst und Leben Eindruck auf ihn machte, so nahm er auch von diesen notgedrungenen Theaterbesuchen stets etwas Besonderes mit sich, freilich auch Bedenken, Zweifel, Qual.“

Die ausgedehnte Korrespondenz mit dem Verleger Friedrich Fontane um die von ihm besorgte erste Auswahl der Theaterkritiken („Kritische Causerien über Theater“, 1905) und die von ihm und Pniower besorgte Ausgabe der „Briefe an die Freunde. Zweite Sammlung“ (1910) belegen das Ausmaß seiner Bemühungen, die er schließlich mit der Einleitung krönte, die der S. Fischer-Verlag 1915 einer neuen Ausgabe der Fontane-Werke voranstellte.

Die meisten jener Briefe sowie Teile der weitverzweigten Korrespondenz anderer Fontane-Familienangehöriger mit Paul und Paula Schlenther bewahrte letztere nach dem Tode ihres Mannes im Jahre 1916 sorgfältig auf. Später verknüpfte sich die Geschichte des Nachlasses mit der Kunsthandwerkerin Edith Philippi, die Paula Schlenther-Conrad in alten Tagen eine hilfreiche Freundin wurde. Edith Philippi starb am 27. November 1980 dreiundachtzigjährig in Weimar. In ihrem Nachlaß fand Frau Ursula Söllner, die von den Erben Edith Philippis mit der Ordnung des kunsthandwerklichen und schriftlichen Nachlasses beauftragt worden war, ein Paket mit Briefen der Familie Fontane an Paula Schlenther-Conrad und Paul Schlenther, Fotografien von Paul und Paula Schlenther, Briefe an das Ehepaar und andere Familienpapiere. Frau Söllner veranlaßte dankenswerterweise die Übergabe der Briefe und Dokumente an das Theodor-Fontane-Archiv der Deutschen Staatsbibliothek in Potsdam.

Edith Philippi hatte Paula Schlenther-Conrad nach ihrer Übersiedlung nach Berlin (1924) kennengelernt — sie wohnten beide im gleichen Haus, Hohenzollerndamm 4 — und sich ihrer angenommen, als sie krank wurde und in finanzielle Schwierigkeiten geriet. Dank der Hilfe von Käthe Dorsch,

die von Edith Philippi über die Notlage Paula Schlenther-Conrads informiert und um Unterstützung gebeten worden war, konnte die Aufnahme der inzwischen pflegebedürftigen Paula Schlenther-Conrad in das Sankt-Josephs-Stift in Berlin-Friedenau (September 1936) veranlaßt werden, wo sie am 9. August 1938 starb. Paula Schlenther-Conrad hatte Edith Philippi in ihrem Testament vom 29. August 1936 als Erbin ihrer „literarischen und Bühnenkünstlerischen Werte“ und der Briefwechsel eingesetzt. Erben ihrer sonstigen Hinterlassenschaft waren die Kinder ihres Schwagers Johann Carl Ernst Schlenther, Apotheker in Insterburg, der 1908 gestorben war: Johanna Charlotte Plümicke, geb. Schlenther (Memel), Johann Bernhard Schlenther (Insterburg) und Johann Erich Schlenther (Markgrafenheide bei Rostock).

Edith Philippi übersiedelte 1942 nach Weimar und richtete dort nach 1945 eine Werkstatt für Binsenweberei ein. Wie umfangreich der Nachlaß war, den sie 1938 übernahm und ob durch Kriegseinwirkungen Teile verloren gingen, läßt sich heute nicht mehr feststellen. Aus Listen, die sie anfertigte, geht hervor, daß sie nach 1945 einzelne Briefe von Otto Bierbaum, Richard Dehmel, Otto Ernst, Theodor Fontane, Ludwig Fulda, Ludwig Ganghofer, Carl und Gerhart Hauptmann, Paul Meyerheim, Walter von Molo, Christian Morgenstern, Karl Schönherr, Julius Stettenheim, Hermann Sudermann, Fritz von Unruh, Ernst Wichert und Ernst von Wolzogen besaß. Aus finanzieller Not hat sie Anfang der fünfziger Jahre Briefe Hauptmanns, Fontanes und anderer verkauft. Briefe und Zahlungsbelege vom Jahre 1950 zeigen, wie wenig damals noch Fontane-Briefe wert waren: zwei Handschriften „gingen leider unverkauft zurück“, ein anderer Brief erzielte ganze 10 Mark!

1963 und 1966 hat Edith Philippi den Hauptmann-Gedenkstätten in Kloster und Radebeul Briefe und Dokumente übergeben und 1972 dem Goethe- und Schiller-Archiv der NFG in Weimar zwei Briefe Fontanes an Paula Schlenther-Conrad (28. Juni 1893 und 11. Februar 1895), einen Brief Fontanes an Paul Schlenther (28. April 1894), eine undatierte (Visiten-)Karte Fontanes an Paul Schlenther, einen Brief Wildenbruchs an Paul Schlenther (28. September 1898) und ca. 80 Briefe bzw. Briefkopien von Friedrich Fontane an Paul Schlenther, Paul Schlenther an Friedrich Fontane, Briefe verschiedener Briefschreiber an Paul Schlenther (u. a. Paul Meyer, Heyse, Mete Fontane) verkauft. Von diesen Schriftstücken erhielt das Theodor-Fontane-Archiv in Potsdam 1979 Fotokopien; die pauschale Notiz darüber in den Fontane-Blättern (Band 4, Heft 6, 1979, S. 536) fand allerdings kaum Beachtung. Über die nun, nach dem Tode Edith Philippis, aufgefundenen Reste des Schlentherschen Nachlasses informiert die Bibliographie im gleichen Heft (vgl. S. 234 f.).

Bedenkt man, daß das Interesse an Fontane und seinen Lebensumständen in der internationalen Forschung und bei den Lesern unvermindert anhält, dann ist der Fund dieses Dokumentenkomplexes zweifellos sensationell zu nennen.

Die Verfasser des vorliegenden Beitrags bereiten mit Unterstützung des Goethe- und Schiller-Archivs und des Theodor-Fontane-Archivs die Publi-

kation des gesamten Materials beim Aufbau-Verlag Berlin und Weimar vor, wobei auch die bereits bekannten Briefe Fontanes an die Schlenther und der Restnachlaß Friedrich Fontanes einbezogen werden sollen.

Wie seinerzeit Fontanes Schwiegersohn Karl Emil Otto Fritsch haben auch die Verfasser bei der Sichtung der Texte die Frage im Auge behalten, welche Teile „sich am besten dazu eignen dürften, als eine auf die eigentliche Veröffentlichung vorbereitende Probe ins ‚Schaufenster der Öffentlichkeit‘ gestellt zu werden“ (Brief vom 20. Juli 1903). Die Wahl ist auf die folgenden 14 Briefe gefallen.

**Martha Fontane an Paul Schlenther**

Berlin, 31. Dezember 1889

Lieber hochverehrter Freund.

Ich soll Sie, im Auftrag von Papa, in eine Familien-Verschwörung einweihen.

Herr u. Frau Sommerfeldt (geb. Fontane)<sup>1</sup> „klackern nach“ u. haben den Wunsch geäußert, nun schließlich doch am 4. teilzunehmen<sup>2</sup>. Da aber Papa mit der ganzen schwesterlichen Haltung sehr unzufrieden ist, so hat er mich zu meinem höchsten Erstaunen veranlaßt, an S[ommerfeldts] zu schreiben, es sei nun zu spät und kein Platz mehr zu beschaffen. In diese **mutige Mogelei** müssen Sie als geschäftsführender Ausschuß nun wohl oder übel einstimmen. Es wird also von Ihnen nur verlangt, uns nicht Lügen zu strafen, in diesem Falle allerdings eine Tat. — Mit vielem Dank von der lieben, klugen Emilie, dem Jubilar u. mir in zwangloser<sup>3</sup> Freundschaft

Ihre Martha Fontane

**Emilie Fontane an Paula Schlenther-Conrad**

Berlin, 4. Januar 1895

Meine liebe, junge Freundin.

„Anfangen“ will ich wenigstens heut meinen Brief an Sie, wiewohl ich weiß, daß er nicht beendet werden wird, denn die Wogen des Weihnachts- und Geburtstagstrubels haben sich immer noch nicht gelegt; etwas zuviel für unsre alten u. schwachen Kräfte. Dazu kam als Vor-Unruhe ein kleines Mittagessen, zu Ehren unsres Theo, der, jetzt in Hannover<sup>4</sup>, herübergekommen war u. dem wir bei uns seine nähern Freunde vorsetzten u. wo wir die große u. seltne Freude hatten, endlich auch einmal wieder Ihren Paul bei uns zu sehn. Er ist, glaub ich, gleich meinem Alten, ein Lebenskämpfer, der sich möglichst alles zum Guten auslegt, um nicht aus dem Gleichgewicht, die hervorragendste Eigenschaft solch bevorzugter Geister, zu kommen; dennoch, Martha u. ich hatten uns den Vorzug nicht entgehen lassen, neben Ihrem Mann zu sitzen, war er, ich möchte sagen: in gedämpfter Stimmung. Natürlich fehlen Sie ihm<sup>5</sup>; es blieb unausgesprochen, aber man hörte es doch aus jedem Wort. Er hat sich alles zurecht gemacht u. findet es gut, wie es ist; aber sein ganzes Wesen hellte sich auf, wenn er davon sprach, wie er zu Ihnen reisen u. sich gemeinsam mit Ihnen die schöne Welt betrachten würde. Und, liebes Herz, so viel haben Sie auch wohl schon von Ihrem lieben Philosophen gelernt, daß Sie die jetzige

Zeit nützen, vor allem zu Ihrer Wiederherstellung u. zur Sammlung auch Ihrer geistigen Kräfte. Ich glaube bestimmt, daß Ihnen ein körperliches u. geistiges Ausruhn unendlich wohltun wird, u. ich kann Ihnen auch noch das aus einer beinah 45jährigen Ehe sagen, solche Trennungen sind ein großer Gewinn für wirklich strebende Menschen. Als mein Mann mich als ganz junge Frau verlassen mußte, um nach England zu gehn<sup>6</sup>, da wurde mir das halbjährige Alleinsein blutsauer; dennoch lernte ich viel für unser späteres Beisammensein, u. so hat alles sein Gutes.

d. 5. Gestern war ich mit Martha — nach jahrelanger Pause ihrerseits — im Deutsch. Theater, wo zum 150ten Male der „Talisman“<sup>7</sup> aufgeführt wurde. Für uns beide zum **ersten** Male. Sehr befriedigt hat uns die poetische Moral des Stückes, teilweise nur das Spiel. Ein Frl. Worm (die Brahm sehr zu protegieren scheint) wirkt mir doch zu südlich, um nicht zu sagen: zu semitisch. Mein größter Genuß ist u. bleibt das Schauspiel, u. es ist eine große Freundlichkeit unsres kleinen Freundes, daß er mir denselben so freigiebig gewährt<sup>8</sup>. Martha dankte ihm gestern u. sagte, er wäre an die Stelle Bleichröder<sup>9</sup> für mich gerückt, u. wünschte sie, er gliche ihm bald mit andren Erfolgen. Mein Alter wird aber dem Theater immer mehr abhold, weil er so schwer versteht; er meint, es läge an den Schauspielern, wir meinen, an seinem Gehör. Aber den neuen Ibsen<sup>10</sup> will er sich ansehen u. prüfen, ob er in seiner keimenden Abneigung gegen denselben bestärkt wird.

Ihr lieber Geburtstagsbrief<sup>11</sup> war für uns alle eine große Freude. Er kam auch zu voller Würdigung, da wir ihn am Vorabend erhielten u. mit Muße lesen konnten. Die unzähligen, die am 30. selbst eintrafen, mußten ungelesen bleiben, da der Gratulanten Zahl sehr groß war. In seltner Treue gedachte auch Frau N.-Seebach<sup>12</sup>, mit herrlichen Blumen, meines Mannes, u. will ich versuchen, ihr in diesen Tagen persönlich zu danken. Morgen muß nun noch das Pietsch-Fest<sup>13</sup> absolviert werden; mein Alter wünscht, daß unsre ganze Familie, hier vier Mann hoch, daran teilnimmt; auf unsre Kosten werden wir nur kommen, wenn wir in Nähe Ihres lieben Mannes sitzen, worauf wir hoffen. — Dieser Brief soll Ihnen Dank u. Teilnahme des Empfängers ausdrücken, der trotz seiner 75 tief in Arbeit u. Beantwortung offizieller Briefe steckt. Sie glauben gar nicht, mit welchem Interesse er Ihren Beobachtungen des lieben, deutschen (popligen) Adels folgte u. beistimmte. Auch er kann ein Lied von ihm, seinem Hochmut, seiner Engherzigkeit u. Unbedeutendheit singen; ja, er hat ein humoristisches [Gedicht]<sup>14</sup> **nach** seinem Gbt. wirklich niedergeschrieben, u. hoffen wir, daß er es, bei einem kl. Diner<sup>15</sup>, welches wir planen, unsren lieben Gästen, als Dessert, geben wird. Wir hoffen auf Fr. Erich Sch[midt]<sup>16</sup>, der ich meine Bitte mündlich vortragen will, selbstverständlich auf Ihren Mann, Brahm u. Hauptmann; es ist nur so schwer, die berühmten Leutchen an **einem** Tage zusammenzubringen.

Sonst — wenn es Ihnen, nach dem Aufgezählten, nicht lächerlich von einer alten Frau klingt — leben wir still u. haben es recht winterlich; der Schnee liegt hoch, u. heut nach wochenlangen trüben Tagen scheint einmal die Sonne. Sie werden keinen Mangel daran haben. Möge die heilsame Luft

Sie ferner kräftigen u. Ihre vollkommne Genesung recht bald herbeiführen. Dies der Wunsch Ihrer zahllosen Verehrer u. innen, vor allen auch Ihrer Freunde, die den Vorzug haben, Sie als Künstlerin u. Freundin die ihre zu nennen. Die schönsten Grüße von Mann, Sohn u. Tochter. Sie schreibt ein andermal.

In herzlicher Liebe Ihre alte Mama  
E. Fontane

Sorgen Sie sich um den Tee nicht. Es war ein Julklapp, u. freue ich mich, wenn er dem Gatten mundet.

**Emilie Fontane an Paula Schlenther-Conrad**

Donnerstag [September 1895]

Liebste, kleine Frau.

Da muß ich Ihnen denn doch gleich antworten und Ihnen sagen, daß Ihre „**Adels-Abhandlung**“ uns aufs höchste interessiert hat u. mein Alter, bei seinem Abendtee, sich noch in der Rückerinnerung freute, wie geschickt Sie die Debatte geführt u. als glänzende Siegerin daraus hervorgegangen sind. Diese verrotteten u. vermoderten Adligen, die jahraus, jahrein auf ihren Gütern hocken u. dann ein paar Wochen an die Riviera oder sonst wohin gehn, wissen von Gott u. der Welt nichts, u. Sie haben ein gutes Werk getan, wenn auch nur einem Glied davon, die Augen zu öffnen. Aber **genug** haben auch wir nicht von Ihnen gehabt, u. ich hoffe, wenn Martha in 14 Tagen wiederkehrt<sup>17</sup>, schenken Sie uns einmal Ihre Gegenwart bei einem einfachen Mittagbrot; wenn ich Sie wiedergesehn habe, fühle ich, wie Sie mir fehlen, u. Ihr größter Vorzug (auch bei meinem Alten): Sie können u. sprechen doch auch was andres wie vom Theater. Also: Dank für die gestrige Unterhaltung u. baldige Wiederholung. Mit besten Grüßen für Sie beide

immer Ihre Sie liebende E. Fontane

**Friedrich Fontane an Paul Schlenther**

Berlin, 29. September 1898

Hochverehrter Herr Doktor!

Oder ist Ihnen die Direktor-Anrede<sup>18</sup> erwünschter?

Für uns Berliner sind Sie uns als Doktor der maßgebende geblieben, und Sie haben dies von neuem in Ihrem schönen Nachruf in der N[eu]en Freien Presse<sup>19</sup> dokumentiert. —

Schade nur, daß der liebe gute alte Herr nicht selbst den Genuß Ihres Artikels erleben durfte. — Wie sehr hätte er sich über die von Ihnen so trefflich geschilderten Wandlungen des Apothekers gefreut! —

Lassen Sie mich heute Ihnen kurz und herzlich danken für die erhebende Viertelstunde, die Sie uns durch Ihre liebenswürdige Arbeit bereitet haben.

In vorzüglicher Ergebenheit  
Ihr Friedrich Fontane

**Emilie Fontane an Paula Schlenther-Conrad**

Berlin, 29. November [1899]

Liebste.

Es erscheint mir einsam hier, nun Sie fort sind<sup>20</sup>. Sie kamen doch, wenn Sie hörten, es ginge mir nicht gut. Jetzt, mit Schwindel u. Hexenschuß, bin ich recht vereinsamt, u. Ihr liebes Bild vor mir blicke ich mit Tränen an. Ach, die 75<sup>21</sup>, ohne ihn, haben mich ganz alt gemacht, u. alle Liebe u. Freundschaft, die mir erzeugt wurde, empfang ich in – seinem Gedächtnis. Ihm habe ich immer u. noch alles verdankt; Sie glauben nicht, wie schwer mir mein geistiges Alleinsein fällt! er war mein Lexikon in jeder Beziehung, u. nun bin ich verdummt u. weiß im Kleinsten nicht aus noch ein. – Das aber wollte ich Ihnen nicht wiederholen. Sie wissen es ja, danken wollte ich Ihnen, daß Sie in allem Abreise- u. Abschiedstrubel noch meiner gedacht haben! ich erquicke mich an Ihrer Goldquelle! Hoffentlich geht es Ihnen gut u. sind Sie mit dem hiesigen Abschluß zufrieden; ich freue mich, daß Sie dadurch in gewissem Sinne Ihrer Kunst erhalten bleiben<sup>22</sup>.

Eben verläßt mich Prof. Dr. Salomon<sup>23</sup>, u. daran möchte ich eine praktische Frage knüpfen. Gibt man ihm als quasi Hausarzt 3–5 Mk. für jeden Besuch u. rundet am Jahresschluß die Summe ab? –

Martha geht es körperlich so novemberlich wie mir; Migräne, dicke Backe, nervöse Pleite wechseln bei ihr ab, u. der ältere Mann<sup>24</sup> ist der frische u. nicht zu beneidende. Kein Glück vollkommen oder gar dauernd.

Mit ungezählten Grüßen für Sie beide

Ihre mütterliche Freundin Fr[au] Th. Fontane

**Martha Fritsch-Fontane an Paul Schlenther**

Berlin, 2. März 1902

Hochverehrter Freund.

Leider ist es mir bisher kaum möglich gewesen, mich an den Arbeiten zur Veranstaltung der neuen Gesamtausgabe<sup>25</sup> der Werke meines Vaters zu beteiligen. Mich hinderten mein schlechter Gesundheitszustand, noch mehr die Rücksicht auf Mama, die durch ein nicht von mir verschuldetes Mißverständnis zu der Annahme verleitet worden war, daß ich jene Ausgabe absichtlich hintertreiben und verzögern wolle, und deren Empfindlichkeit ich durch jede selbständige Äußerung von mir zu reizen fürchten mußte; selbst noch als der Zwiespalt einigermaßen ausgeglichen war, was keine Kleinigkeit war.

Nach ihrem, trotz ihrer hohen Jahre noch viel zu frühen, Hinscheiden<sup>26</sup> ist es für mich Sache der Pflicht gegen Vater und Mutter, den Lieblingswunsch der letzteren zu erfüllen. Ich verspreche Ihnen, besonderen Eifer zu entwickeln, was mich nicht hindern wird, auch an dem festzuhalten, was ich als Willensabsicht meines Vaters kenne.

Wie weit die Vorbereitungen für die Gesamtausgabe gediehen sind, darüber habe ich nichts erfahren. Wie gern hätte ich, wenn auch nur einmal, mit Ihnen über alle bezgl. Fragen gesprochen, aber da Waren keine Premieren

bietet, ist bei Ihrer beschränkten Zeit u. vielfachen Überbürdung wohl kaum daran zu denken, Sie in absehbarer Zeit an die Gestade der Müritz zu locken; freilich habe ich z. 1. Juli die alte Anna<sup>27</sup> aus der Potsdamer Str. genommen, u. bis auf die lieben Hauptsachen sollten Sie alles finden wie in 134c<sup>28</sup>. —

Der erste Schritt, um die Angelegenheit in Fluß zu bringen, ist doch wohl der Abschluß eines Vertrages mit Friedels Firma<sup>29</sup>; Kröner<sup>30</sup> hat sich entgegenkommend gezeigt, es scheint aber nach dem Wortlaut des Testaments nicht klar, ob die Erben oder die Kommission diesen Vertrag schließen sollen<sup>31</sup>; ich denke, ein Ausweg wird sich aber bei gutem Willen aller Beteiligten finden lassen.

Es bleibt mir nur noch übrig, Ihnen beiden für die vielfachen Beweise Ihrer Anhänglichkeit an Mama u. Teilnahme für uns herzlich zu danken. Hoffentlich kommen noch Stunden, wo man sich mußevoll in die Persönlichkeit der lieben Verstorbenen versenken darf; das moderne Tempo, das von mir gefordert wird, ist mir sehr quälend.

In dankbarer Erinnerung an gemeinsame unvergeßliche Stunden

Ihre alte Martha Fritsch

**Karl Emil Otto Fritsch an Paul Schlenther**

Waren, 20. Juli 1903

Hochverehrter Herr!

Da ich nicht weiß, wo diese Zeilen Sie am schnellsten und sichersten finden können, lasse ich sie nach Wien einschreiben und nehme an, daß sie Ihnen von dort unter allen Umständen werden nachgeschickt werden. Es liegt uns sehr viel daran, mit Ihnen für die nächste Zeit in unmittelbare Verbindung treten zu können. Denn obgleich wir fest auf die freundliche Zusage bauen, daß Sie und Ihre verehrte Frau Gemahlin uns nach Abschluß Ihrer Marienbader Kur hier in Waren besuchen wollen, so sind wir doch schon früher in die Notwendigkeit versetzt, Ihre gütige Hilfe zu erbitten.

Der Stand unserer Fontane-Angelegenheiten, insbesondere der Vorbereitungen für die Herausgabe der Briefe Fontanes an seine Familie, ist nämlich ein solcher, daß es sehr wohl möglich sein dürfte, diese Veröffentlichung schon in einigen Monaten erscheinen zu lassen, falls es gelingt, eine glatte Erledigung der noch zu erfüllenden Vorbedingungen, d. h. die Herbeiführung eines Einverständnisses zwischen den entscheidenden Persönlichkeiten, in Bälde zu erzielen.

Nach Sammlung und Vervollständigung des vorhandenen Materials haben meine Frau und ich dasselbe einer sorgfältigen Durchsicht unterworfen. Die nach ihrem Inhalt gleichgiltigen Briefe sind ausgeschieden, entsprechende Stellen in den anderen Briefen gestrichen, allzu vertrauliche oder verletzende Äußerungen über andere Personen ausgemerzt oder gemildert worden. Die schließlich verbliebenen 607 Briefe (etwa  $\frac{2}{3}$  der Gesamtzahl) können — soweit unser Urteil in Betracht kommt — im wesentlichen als druckfertig gelten; es fehlen nur die Fußnoten, welche wir jedoch auf das unbedingt Nötige einschränken wollen und — zur Erleichterung der Arbeit

— erst auf der Fahnen-Korrektur des Drucksatzes hinzufügen möchten. Wir sind jetzt weit davon entfernt, diese unsere Arbeit als eine abschließende anzusehen, halten es vielmehr für unbedingt erforderlich, daß sie zunächst von einer, sozusagen **neutralen** Persönlichkeit noch einmal lediglich auf **literarische Gesichtspunkte** hin geprüft werde. Wenn hierbei noch starke Streichungen erfolgen sollten, weil manches, was uns nach unserer persönlichen Stellung zu unserem Vater und Schwiegervater interessierte, als nicht genügend interessant für das Publikum erachtet wird, so wäre dies auch insofern nicht unerwünscht, als der Umfang des zunächst vorliegenden Manuskriptes zu Bedenken herausfordert. Nach ungefähre Schätzung würde dieses nämlich mindestens 2 Bände in der Ausstattung und Stärke des „Stechlin“ ergeben, und es erscheint immerhin fraglich, ob man das dem Publikum zumuten darf.

Doch nicht allein über diese Frage, die natürlich erst nach einer Einsicht in das Manuskript beantwortet werden kann, möchten wir Ihre Ansicht hören, sondern vor allem darüber, wen Sie für jene Überprüfung desselben am geeignetsten halten oder ob Sie glauben, daß es genüge, wenn Sie selbst und Herr R. A. Meyer<sup>32</sup> bei Durchsicht des Manuskriptes entsprechende Streichungen oder Änderungen vornehmen. Halten Sie sich Fontane gegenüber für unbefangen genug, so wäre uns diese letztere Lösung natürlich am willkommensten, weil dadurch Zeit gespart würde und es uns vor allem auf Zeitgewinn ankommt.

In jedem Falle rechnen wir auf Ihr gütiges Versprechen, die fragliche Veröffentlichung mit einer Vorrede bzw. Einleitung versehen zu wollen. Die hierzu etwa erforderlichen biographischen Notizen würden wir unsererseits Ihnen gern zur Verfügung stellen, falls es Ihnen nicht zweckmäßiger erscheint, diese Notizen lediglich in die Fußnoten zu verweisen<sup>33</sup>.

Während der Bearbeitung des Manuskripts haben wir zugleich die Frage im Auge behalten, welche Teile desselben sich am besten dazu eignen dürften, als eine auf die eigentliche Veröffentlichung vorbereitende Probe ins „Schaufenster der Öffentlichkeit“ gestellt zu werden. Es liegt uns an einer derartigen Probe um so mehr, als wir gleichzeitig mit dem Erscheinen derselben in der Presse eine nochmalige dringende Aufforderung zur Ein-sendung der noch in Privathänden befindlichen Briefe Fontanes verbreiten möchten. Wir haben dazu an erster Stelle eine zusammenhängende Reihe von Briefen ausgewählt, die dem Aufenthalte meines Schwiegervaters in Norderney (1883) entstammen. Um das Einverständnis aller Beteiligten möglichst schnell einholen zu können, haben wir sie im Satz vervielfältigen lassen. Leider haben wir einen endgiltigen Abzug noch nicht erhalten, so daß ich — was einem Schriftsteller gegenüber ja weniger ins Gewicht fällt — genötigt bin, Ihnen die erste Fahnen-Korrektur zu übersenden.

Wir bitten Sie, sich zunächst gütigst darüber äußern zu wollen, ob Sie mit dieser Veröffentlichung einverstanden sind und welches Blatt Sie dafür in erster Reihe in Vorschlag bringen. Die Verhandlungen selbst bleiben am besten wohl meinem Schwager Friedrich Fontane überlassen. Unsere zweite größere Bitte aber geht dahin, auch diesen Probe-Briefen eine Einleitung aus Ihrer Feder mit auf den Weg geben zu wollen; sie werden dadurch

nicht nur an Zugkraft gewinnen, sondern für das betreffende Blatt auch begehrenswerter werden.

Doch nun genug der Berichte und Bitten, mit denen wir uns an Ihrer Ruhe versündigt haben. Verzeihen Sie uns, wenn unsere Bitten gar zu unbescheiden lauten, seien Sie im voraus herzlichst bedankt und erfreuen Sie uns möglichst bald mit der endgiltigen Ankündigung Ihres liebenswürdigen Besuches.

Mit verbindlichen Empfehlungen an Ihre verehrte Frau Gemahlin  
in ausgezeichneter Hochachtung  
Ihr K. E. O. Fritsch

Ich erneuere meine ebenso dringende wie herzliche Bitte, dem Nachlaß u. der Nachkommenschaft Th. F.s aus 134c ein paar Tage zu opfern.

Ihrer beider sehr getreuliche M. F.

**Theodor Fontane jun. an Paul Schlenther**

Kassel<sup>34</sup>, 10. Oktober 1904

Hochverehrter, zwanglos<sup>35</sup> lieber Herr Direktor Schlenther!

Heut komm ich, wie Sie sehen, schon wieder spanischer. Das macht, weil ich nicht, wie bei meinem kürzlichen Dankesbriefe, einem spontanen Herzensgefühl nachgeben darf, sondern eine Mission zu erfüllen habe. Eine Mission namens der Fontaneschen Erben, denen es schwer auf die Seele fällt, daß die „Causerien“ nun erschienen sind, während die Honorarfrage noch immer ihrer Erledigung harret<sup>36</sup>.

Ich hatte gehofft, daß meine an Herrn Professor Pniower<sup>37</sup> in dieser Hinsicht gerichtete Bitte weiterklingend auch bei Ihnen ein freundliches Echo finden würde; leider aber haben Sie mich – zum ersten Mal in meinem Leben – enttäuscht. Geben Sie mir, bitte, den Glauben an Sie zurück und – fordern Sie zwar nicht auf Pistolen, wohl aber die Pistolen<sup>38</sup>

Ihres aufrichtig ergebenen, Frau Paula sich zu Füßen legenden

Th. Fontane

**Martha Fritsch-Fontane an Paula Schlenther-Conrad**

Waren, 11. Juli 1907

Liebe Frau Schlenther.

Ihr freundlicher Brief von Ende März hat mich von Berlin nach Waren, dann nach Warnemünde begleitet, und nun sitze ich zum zweiten Male in dem Hause, in dem Ihr Geist gespenstisch eine Nacht gehaust (bei geschlossenen Vorhängen und Warmwassertöpfchen), und es wird wohl Zeit, mein Ihrem Manne mündlich gegebenes Wort einzulösen u. mal etwas ausführlicher von uns hören zu lassen. Sie werden auch erfahren haben, daß man am schwersten schreibt, wo man am leichtesten redete. Trotz geringer äußerer Geschehnisse könnte ich Ihnen beiden ein übervolles Herz ausschütten, aber man wird faul und vorsichtig, u. nur mündlich gestatte ich mir noch

die Wonne tollster Indiskretionen, ohne die Papa die Welt für unerträglich langweilig erklärte. Ich hoffe immer noch, daß Sie über kurz oder lang nach Berlin zurückkehren, Ihr Mann behaglich altert, Sie phlegmatisch werden und wir unsern Erinnerungen leben. Ich garantiere Ihnen weit geöffnete Arme, fröhliche Kritik und anständige Verpflegung.

Direkt und indirekt höre ich, daß Ihnen die leidigen Nerven viel zu schaffen machen; ich kann Ihnen auf diesem Gebiet besser folgen, wie mir lieb ist, Ihnen aber zum Troste sagen, daß ich, die ich doch tiefer u. länger drinsitze wie Sie, auf einem langsam aufsteigenden Ast mich befinde. Ich habe die letzten Fahrten ohne Salomon u. ohne Kodein gemacht und denke freiwillig am 19. mit K. E. O. auf 10 Tage nach Berlin zu gehen. Er hat dort seine Vierteljahrs-Sitzung<sup>39</sup> u. will sich Material zum Nekrolog seines ältesten Freundes Hubert Stier in der eingemotteten Grunewald-Wohnung<sup>40</sup> zusammensuchen. Ich werde dann wohl nur die liebe Fr. Sternheim<sup>41</sup> treffen, die sich sehr über den Gruß von Ihnen freute. Sie ist momentan ganz erfüllt von der Verlobung ihres ältesten Sohnes mit einer schönen, reichen, christlichen Belgierin; Haken noch unbekannt.

Um mal wirklich allein zu sein, haben wir unsere größere Villa einem Freunde meines Mannes überlassen, Landschaftler Dr. Müller-Kurzwelly. Ihn hatte ich vorher öfter gesehen, die Frau war mir unbekannt. Sie erwartet im Okt. nach 5jähriger Ehe Nr. 4 und bevorzugt Wendungen wie: „als ich Ingeborg erwartete“, „wie Swen unterwegs war“, „kurz vor Gerts Geburt“. Da sie auch nährte und „gegen alle Prüderie“ ist, finde ich die Gesamtatmosphäre reichlich animalisch; ich bin aber kinderlos und altmodisch. Von unsern Enkeln sehen wir nichts; der Schwiegersohn hält Norddeutschland für arktische Gefilde und gibt unserer kleinen Exzellenz immer seltener Urlaub. Hätte man nicht Natur u. Kunst u. ein gutes Bett, so wäre die Herzenseinsamkeit, in der man lebt, wirklich grauslich. Unser Theo ist auch chronisch unzufrieden mit uns, weil wir seine Ungerechtigkeiten und Gehässigkeiten gegen Friedel nicht immer übergehen; ach ja, bequem für die Eltern sind ja Söhne ohne Schulden und kleine Illegitimen, aber dafür wächst das Pharisäertum ins Ungemessene, u. erst vorm Richterstuhl der Ewigkeit wird alles in Ordnung kommen. Wo unser Senior weilt, wissen wir überhaupt nicht — jedenfalls auf einem andern Stern. Das gemeinsame Kind dieser verschiedenen Eltern, unsere Trudy, ist mit der kleinen Martha Fontane<sup>42</sup> in Laasphe (bei Marburg) auf einer Fasanerie. Sie hat uns im Winter viel Freude gemacht; ihr Glück u. ihr Charakter leiden aber unter der Hin- und Herzerrerei, u. wir wollen nun zu Onkel und Tante zurückschrumpfen. — Von Neuruppin habe ich nicht viel gehört; am besten gefiel mir ein Artikel von Dr. Ettliger<sup>43</sup>.

Ihr Mann fragte gelegentlich an, wie wir über Klein für das Berliner Denkmal<sup>44</sup> dächten. Sehr geneigt! Wir wissen aber gar nicht, daß etwas im Werke ist.

Wie ich schon auf dem Postabschnitt schrieb, drückt es mich außerordentlich, daß Ihrem Mann die Ferien regelmäßig durch Fontane-Angelegenheiten getrübt werden. Er teilt mir wohl kurz mit, wann und wohin er die „Briefe an Freunde“<sup>45</sup> wünscht. Vorläufig sitzen wir selbst noch tief

darin. Ich möchte dabei aus meiner Haut fahren können, um über die gewünschte Objektivität zu verfügen. So kritisch ich manchen Arbeiten Papas gegenüberstehe – in Briefe von ihm bin ich stets verliebt, auch in die nichtssagendsten.

Meines Mannes 81 Jahre alte Schwester, die hier in einem Feierabendhause lebt, geht langsam ihrem Ende entgegen; das lastet auch etwas auf uns, obgleich der Tod für die alte Dame erwünscht ist und wir innerlich nichts verlieren. Die Aussichten, unsere Besitzung hier zu verkaufen, sind auch gering; und doch halten wir es bei der Stellung unserer Erben zu Waren für sehr erwünscht, die Sache loszuwerden. Teuer ist es auch mächtig. Wir verwohnen an 12 000 Mark, was nicht richtig ist. In meiner kleinen Kojе in 134c war es meistens hübscher, u. die ganze „Flucht“ kostet 360 Mark<sup>46</sup>.

Vor dem Winter in unserer kalten Grunewald-Wohnung fürchte ich mich; es ist aber wenig Auswahl in der Kolonie, u. wir würden **sehr** ungern nach Berlin W. zurückgehen. Legt sich meine Reiseangst, so wäre für K. E. O. ein Winter in Sizilien wohl das richtige, aber ohne menschlichen Anschluß scheinen uns solche Pläne zu kühn. Die Entschlußkraft läßt überhaupt bedenklich nach, und man wurzelt so weiter. An Ihrem lieben Mann konstatierte ich dies Stadium auch. Grüßen Sie ihn aufs wärmste und sagen Sie ihm, daß mir ganz schwummlich ums Herz wird, wenn ich nur seine Handschrift sehe – so stark ist die Liebe und so schwach die Nerven.

Ihnen wünsche ich Erholung und viele freundliche Stunden und uns allen ein mußevolles Wiedersehen (ohne Uhrenzieher)<sup>47</sup> in dem alten vielgeschmähten Babel, an dem wir alle mehr hängen, wie wir denken und zugeben.

Treulichst Ihre alte  
Martha Fritsch

**Paul Schlenther an Karl Emil Otto Fritsch**

Marienbad, 24. Juli 1907

Was die Denkmalsfrage betrifft, so habe ich infolge Ihrer u. Ihrer ehrsamten Hausfrau prinzipiellen Geneigtheit mit Klein Fühlung genommen<sup>48</sup>. Er ist gern bereit, eine Skizze den Th.F.schen Erben u. dem zwanglosen Gedenk-Komitée vorzulegen, falls er des Auftrages sicher ist, wenn seine Skizze Beifall findet u. die Kosten gedeckt sind. Aber an einer Konkurrenz möchte er **nicht** teilnehmen. Ich selbst bin schon aus künstlerischen Gründen ein entschiedener Gegner der Konkurrenz u. billige daher vollkommen Ihren Vorschlag, daß wir uns gar nicht an die Öffentlichkeit wenden, sondern die Summe privatim beitreiben. Erst wenn alles fix und fertig ist, lassen wir die geeigneten Männer auf Magistrat u. allerhöchste Stelle einwirken. Das von mir neulich erwähnte Ehrenkomitée hätte sich dann nur auf die Veranstaltung der Enthüllungsfeier einzuschränken. Wenn ich nicht irre, so hat Ihre liebe Gattin im Winter zu uns eine Äußerung getan, die diesem Plan einer privaten, nicht offiziellen Unternehmung vollständig entspräche. Zu den Zwanglosen gehören außer Brahm u. mir auch nam-

hafte fontanisierte Schriftsteller und – verzeihen Sie mir das harte Wort – Dichter, wie Fulda<sup>49</sup>, Halbe<sup>50</sup>, Mauthner<sup>51</sup>, u. Gerhart Hauptmann, Th.F.s Darling, ist den Zwanglosen zwar nicht anverwandt, aber doch zugetan. Der lit. Charakter des Komités bliebe also gewahrt. Wenn Max Klein nun aber an die Skizze gehen soll, so müßte er erstens das entsprechende Porträtmaterial bald erhalten. Ihre Reise in den Grunewald<sup>52</sup>, wo auch Klein wohnt, bietet dazu vielleicht eine rasche Gelegenheit. Ferner müßte er über besondere Wünsche in bezug auf die Ausführung unterrichtet sein. Ich dächte mir Th.F. möglichst realistisch dargestellt, als den **Berliner** Dichter der Stine, der Lene Niempsch, der Effi Briest, auf möglichst niedrigem Sockel mit Spazierstock u. Shawl mitten unter seinen Berlinern, die er so genau beobachtet hat: das Haupt in den Lüften, aber den Blick auf die Hüften – jener Damen. So ungefähr müßte das Denkmal wirken wie das Goldonische Monument in Venedig. Deshalb würde ich auch Bronze dem akademischen Marmor vorziehen. Ob freilich dem Bildhauer der schwebende Schritt u. die eigentümliche Haltung gelingen **kann**, weiß ich nicht. Auch ist dies alles nur meine persönliche skulpturell ganz dilettantische Vorstellung, die sich ganz an den realistisch-modernen Dichter u. Menschen, an den [über gestr.: einen] alten Herrn zwischen 60 u. 70 klammert.

Damit die Sache in Fluß bleibt, wäre ich für eine recht rasche Antwort auf diese meine Expektionen sehr dankbar. Ich möchte für die Sache noch im August möglichst viel tun, damit wir womöglich schon etwas zu sehen kriegen, wenn ich im Herbst mal nach Berlin komme.

Mit den besten Grüßen

Ihr sehr erg. P. S.

**Martha Fritsch-Fontane an Paula Schlenther-Conrad**

Grunewald, [Januar 1913]

Liebe Frau Schlenther.

Ich danke Ihnen herzlich für Ihre jahreswendlichen Zeilen. Einer Erklärung hätte es nicht bedurft; ich bin ja nicht „Tante Clara u. sitze auf dem Sopha u. nehme übel“, sondern nehm immer an, daß Sie nicht kommen **könnten**. Bei uns sieht es zudem so aus, daß wir am besten allein in Geduld die Tage hinnehmen. Ich selbst bin seit nahezu 2 Jahren ohne jede Abwechslung vom Wechsel gepeinigt u. meinen Mann werden Sie traurig verändert finden; Gicht u. Niere haben seine schöne Rüstigkeit gebrochen, u. wir kommen aus der Krückenatmosphäre nicht mehr heraus; fast ständig haben wir eine Schwester im Haus (sonst litt ich doch mehr unter Brüdern), u. mein Verhältnis zur Apotheke ist fast inniger wie das meiner Vorfahren. Der einzige Lichtblick ist die Verlobung unserer Trudy<sup>53</sup> mit einem sehr lieben Neffen meines Mannes, so daß wir in der nächsten Generation, wie sich der liebe Alte ausrechnet, noch blutsverwandt werden. Aber auch diese Aussicht macht mich meiner alten Vorliebe für die Wahlverwandtschaften nicht abtrünnig, zu denen nun seit einem Menschenalter Sie u. „Er“ gehören.

Also stets Ihre treue alte

Corinna<sup>54</sup>

**Martha Fritsch-Fontane an Paula Schlenther-Conrad**

Dahlem, [1. Mai 1916]

Liebe alte Freundin.

Durch unsern gemeinsamen Tröster vorbereitet<sup>55</sup>, hörte ich heute früh, daß auch Sie nun einsam dastehen und es dunkel und leer um Sie geworden ist<sup>56</sup>; möchte Ihnen eine leidliche Gesundheit, Ihr Beruf und der Gedanke an die gemeinsam verlebten reichen Jahre nach und nach helfen, das Schwerste mit Ergebung hinzunehmen.

Sie wissen am besten selbst, wie ich mit Ihnen um Ihren lieben Mann trauere, dessen Bild und Wort mit den Höhen meines eigenen Lebens so eng verknüpft sind, trotz der langen Trennungen steht fast jede Begegnung vor meinen Augen, und besonders dankbar gedenke ich der Stunden, wo Sie beide den Lebensabend meiner Eltern mit Glanz und Schimmer umgaben. Durch unvergeßliche Zeiten immer verbunden

Ihre alte Martha Fritsch

**Theodor Fontane jun. an Paula Schlenther-Conrad**

Berlin-Wilmersdorf, 21. Januar 1917

Hochverehrte Frau Schlenther!

Empfangen Sie meinen und der Meinigen Dank für Ihr warm empfundenenes Telegramm, das unsern Herzen wohlgetan hat.

Aber so sehr Ihre Worte von Anteilnahme und Treue zeugten, so konnte ich doch den Gedanken dabei nicht unterdrücken, was würde er gesagt haben zur Kunde von dem frühen Hinscheiden seines Liebblings unter den nichtliterarischen Werken seines Meisters<sup>57</sup>? Oft denke ich seiner, wie ich oft meiner Schwester gedenken werde, die nicht mehr wie ihre ähnlich belasteten Brüder den schweren Kampf mit dem Leben zu führen braucht.

In herzlicher Verehrung Ihr aufrichtig ergebener

Th. Fontane

**Theodor Fontane jun. an Paula Schlenther-Conrad**

Berlin-Wilmersdorf, [26. Februar 1930]

Zum 27. Februar 1930

Sehr verehrte und liebe Frau Paula!

Eine Lieblingswendung meines Vaters war der auch in seinen Gedichten vorkommende Satz: „Mir fehlt der Sinn für Feierlichkeit.“<sup>58</sup>

Darin wenigstens bin ich sein echter Sohn, der schon während seiner Beamtenzeit sich von offiziellen Veranstaltungen tunlichst fernzuhalten gesucht hat.

Mit dem Alter ist dann, infolge von allerhand körperlichen Infirmitäten, aus dem Nicht-Mögen ein Nicht-Können geworden.

Wenn es sich aber, wie morgen, um einen Festtag<sup>59</sup> im Leben einer ebenso liebenswürdigen wie gottbegnadeten Künstlerin handelt, der nicht nur die kritische Feder, sondern auch der gemütvollle Sinn des alten Th. F. hörig

waren, so darf dessen Sohn, zumal beim Beginn eines neuen Jahrzehnts Ihrer Lenze, nicht unter denen fehlen, die Ihnen von Herzen Verehrung, Dank und Wünsche darbringen.

Wäre ich morgen am Gendarmenmarkt in dem staatlichen Kunsttempel<sup>60</sup> anwesend, den ich seit seiner Entkaiserung und meiner Inflation nicht mehr betreten habe, würde ich – und zwar im Sinne zweier Generationen meines Namens – Ihrer Daja<sup>61</sup> mit derselben Begeisterung zujubeln, die einst unsere Herzen und Hände bei Bewunderung des reizenden Puck<sup>62</sup> in Bewegung gesetzt hat.

Möge Ihnen – ob nun im Zeichen Shakespeares oder Lessings – ein glücklicher Lebensabend beschieden sein!

Mit diesem Wunsche und einer gewissen Genugtuung darüber, daß nunmehr ein uns beiden teurer Name auf Ihrem Geburtstagstisch nicht fehlen wird, bin ich Ihr aufrichtig ergebener

Th. Fontane

Meine Frau wiederholt mit besten Grüßen ihre gestrigen Wünsche.

#### Anmerkungen

- 1 Fontanes Schwester Jenny (1823–1904) war mit dem Apotheker Hermann Sommerfeldt (1820–1902) verheiratet.
- 2 Zu Ehren von Fontanes 70. Geburtstag am 30. Dezember 1889 veranstalteten der Berliner Preßklub, die Literarische Gesellschaft, die „Vossische Zeitung“ und der „Rütti“ am 4. Januar 1890 im Englischen Hause in der Mohrenstraße ein Bankett.
- 3 Anspielung auf den Freundeskreis der „Zwanglosen“; vgl. S. 130.
- 4 Theodor Fontane jun., Intendanturrat bei der Heeresverwaltung, war Anfang 1894 nach Hannover versetzt worden. Vgl. Ursula von Forster, „Theo“. Aus dem Leben ihres Großvaters Th. Fontane jun. berichtet eine Enkelin“, in: „Fontane-Blätter“, 1981, Bd. 4, Heft 8, S. 691–705.
- 5 Paula Schlenther-Conrad war eines Kehlkopfleidens wegen von November 1894 bis Anfang August 1895 in San Remo.
- 6 Fontane ging im April 1852 als Korrespondent der ministeriellen „Preußischen (Adler) Zeitung“ nach London und kehrte Ende September nach Berlin zurück.
- 7 „Der Talisman“, ein dramatisches Märchen von Ludwig Fulda. Vgl. die Anm. 49.
- 8 Otto Brahm (1856–1912), seit 1894 Direktor des Deutschen Theaters, stellte Emilie Fontane des öfteren Freikarten zur Verfügung.
- 9 Der Berliner Bankier Gerson Bleichröder (1822–1893) galt als der reichste Mann der Stadt.
- 10 Die deutsche Uraufführung des Schauspiels „Klein Eyolf“ (1894) am 12. Januar 1895 im Deutschen Theater. Vgl. Fontanes Brief an Otto Brahm vom 14. Januar 1895.
- 11 Zu Fontanes 75. Geburtstag.
- 12 Die Schauspielerin Marie Niemann-Seebach (1829–1897), von 1859 bis 1867 mit dem Tenor Albert Niemann verheiratet, war seit 1887 am Königlichen Schauspielhaus engagiert.
- 13 Die Nachfeier zu Ludwig Pietschs 70. Geburtstag (24. Dezember 1894) am 6. Januar 1895 im Hotel Kaiserhof.
- 14 „An meinem Fünfundsiebzigsten“ (Erstdruck in der Zeitschrift „PAN“, 1899, 5. Jg., 1. und 2. Heft). Vgl. auch den folgenden Brief.
- 15 Das Diner fand nach der Aufführung von Ibsens „Klein Eyolf“ (12. Januar 1895) statt. Vgl. Fontanes Brief an Paula Schlenther-Conrad, 11. Februar 1895, veröffentlicht von Konrad Kratzsch, „Theodor Fontane und Paula Conrad“, in: „Impulse“, Folge 1, Berlin und Weimar 1978, S. 264.
- 16 Vgl. die Anm. 43.

- 17 Martha Fontane kehrte am 25. September von dem Gut ihrer Freundin, der Gräfin Wachtmeister, in Zansebur bei Stralsund zurück.
- 18 Schlenther war seit Anfang 1898 Direktor des Burgtheaters in Wien. Vgl. Renate Hoyer, „Theodor Fontane und Paula Conrad“, in: „Fontane-Blätter“, 1975, Bd. 3, Heft 6, S. 475 f.
- 19 Er erschien am 27. September 1898 in der „Neuen Freien Presse“ in Wien.
- 20 Paula Schlenther-Conrad war im November 1899 ihrem Mann nach Wien gefolgt.
- 21 Emilie Fontanes 75. Geburtstag am 14. November.
- 22 Paula Schlenther-Conrad gastierte nach ihrem Weggang von Berlin in verschiedenen Städten und hatte einen Gastvertrag mit dem Berliner Deutschen Theater abgeschlossen. Vgl. Renate Hoyer, Anm. 18, S. 476.
- 23 Prof. Dr. Georg Salomon (1849–1916) war zeitweise der Hausarzt Emilie und Martha Fontanes.
- 24 Martha hatte am 4. Januar 1899 den Architekten Prof. Dr. ing. Karl Emil Otto Fritsch (1838–1915) geheiratet. Vgl. die Anm. 39.
- 25 Die Gesammelten Werke erschienen in zwei Abteilungen (21 Bde.) von 1905 bis 1911 im Verlag Friedrich Fontanes.
- 26 Emilie Fontane war am 19. Februar 1902 gestorben.
- 27 Anna Fischer, seit 1890 Dienstmädchen im Hause Fontanes.
- 28 Fontane hatte seit dem 3. Oktober 1872 in der Potsdamer Str. 134c gewohnt. Vgl. Hans-Werner Klünner, „Theodor Fontanes Wohnstätten in Berlin“, in: „Fontane-Blätter“, 1977, Bd. 4, Heft 2, S. 130 ff.
- 29 In Friedrich Fontanes Verlag erschienen seit 1890 die Werke des Vaters.
- 30 Adolf Kröner (1836–1911), Verleger in Stuttgart, seit 1889 Besitzer der Cottaschen Verlagsbuchhandlung.
- 31 Fontanes Erben waren seine Kinder Martha, Friedrich und Theodor; als „Verwalter“ seines literarischen Nachlasses hatte er eine Kommission (Paul Schlenther, seine Tochter Martha und den langjährigen Freund der Familie, Rechtsanwalt Paul Meyer) eingesetzt. Vgl. Christel Laufer, „Der handschriftliche Nachlaß Theodor Fontanes“, in: „Fontane-Blätter“, 1975, Bd. 3, Heft 4, S. 264–276.
- 32 Vgl. die vorige Anm. und die Anm. 41.
- 33 „Theodor Fontanes Briefe an seine Familie“ erschienen 1904 (mit der Jahreszahl 1905) in zwei Bänden im Verlag Friedrich Fontane (= Gesammelte Werke, II, Band 6 und 7). Die 377 aufgenommenen Briefe sind in 12 Abschnitte gegliedert, denen jeweils kurze biographische Bemerkungen vorangestellt wurden. Das Vorwort der Ausgabe, von K. E. O. Fritsch unterzeichnet, ist datiert: Waren, 1. November 1904.
- 34 Theodor Fontane jun. war 1898 zum Vortragenden Rat befördert und Anfang 1899 als Korpsintendant nach Kassel versetzt worden. Vgl. die Anm. 4.
- 35 Vgl. S. 130.
- 36 Die „Kritischen Causerien über Theater“ erschienen Ende September 1904 (mit der Jahreszahl 1905) im Verlag Friedrich Fontane (= Gesammelte Werke, II, Bd. 8). Die Auseinandersetzungen um die Honorierung wurden erst Ende Dezember durch die Überweisung von 1 000,- M an Schlenther abgeschlossen.
- 37 Otto Pniower (1859–1932), Literaturhistoriker und Kritiker, seit 1911 Direktor des Märkischen Museums in Berlin; gab mit Schlenther „Fontanes Briefe an die Freunde. Briefe, Zweite Sammlung“ (= Gesammelte Werke, II, Bd. 10 und 11) heraus. Die Ausgabe erschien Ende 1909 (mit der Jahreszahl 1910) im Verlag Friedrich Fontane.
- 38 In Scheibenform geprägte Goldmünzen, hier allgemein: Geld.
- 39 Karl Emil Otto Fritsch, 1866 Mitbegründer und bis 1900 Redakteur der „Deutschen Bauzeitung“, nahm auch später „als Berater und Förderer“ an ihren Sitzungen teil („Deutsche Bauzeitung“, 15. Februar 1908, Nr. 14).
- 40 Martha Fritsch-Fontane und ihr Mann bewohnten nur im Sommer die Villa in Waren (Villenstr. 1–3), ihre (wechselnden) Wohnungen, zunächst in Berlin W (Linkstraße), später in der Grunewald-Kolonie, gaben sie nicht auf. 1907 wohnten sie in der Siemensstraße 1.
- 41 Marie Sternheim, geb. Meyer, Gattin des Berliner Bankiers Siegmund Sternheim und Schwester des Rechtsanwalts Paul Meyer; mit der Familie Fontane eng befreundet.
- 42 Die Töchter von Theodor Fontane jun., Gertrud (1889–1968) und Martha (geb. 1896).
- 43 Am 8. Juni 1907 ist in Neuruppin das Fontane-Denkmal von Max Wiese enthüllt worden. Die Festrede hielt der Literaturhistoriker Prof. Erich Schmidt (1853–1913); vgl. S. 135. Josef Ettlingers Bericht über die Denkmalsenthüllung, „Die Fontane-

- Feier“, erschien in der Unterhaltungsbeilage der „Täglichen Rundschau“ am 10. Juni 1907.
- 44 Vgl. die Anm. 48.
- 45 Vgl. die Anm. 37.
- 46 Die Jahresmiete für die Wohnung in der Potsdamer Straße 134c betrug 840 Mark. Vgl. Hans-Werner Klünner, Anm. 28, S. 132.
- 47 Vgl. „Von Zwanzig bis Dreißig“, Abschnitt „Der Tunnel über der Spree“, 5. Kap., „Schulrat Methfessel“.
- 48 Das Fontane-Denkmal von Max Klein wurde am 7. Mai 1910 an der Siegesallee aufgestellt. Die Rede anlässlich der Einweihungsfeier hielt der Literaturhistoriker Konrad Burdach. (Vgl. Hans-Heinrich Reuter, „Fontane“, 1968, 2. Bd., S. 882.)
- 49 Ludwig Fulda (1862–1939), Lustspieldichter und Übersetzer. Vgl. die Anm. 7.
- 50 Max Halbe (1865–1944), Dramatiker.
- 51 Fritz Mauthner (1849–1923), Schriftsteller, Parodist und Kritiker.
- 52 Vgl. den vorigen Brief. S. 140–142.
- 53 Vgl. die Anm. 42.
- 54 Martha Fontane wurde im Familien- und Freundeskreis häufig Corinna (nach Corinna Schmidt in „Frau Jenny Treibel“) genannt.
- 55 Dr. Salomon (?); vgl. die Anm. 23.
- 56 Paul Schlenther war am 30. April 1916 gestorben.
- 57 Martha Fritsch-Fontane, am 10. Januar 1917, „nachmittags 4½ Uhr“ in Waren gestorben, ist am 13. Januar dort beerdigt worden. Man nimmt an, daß sie Selbstmord beging.
- 58 Freies Zitat aus Fontanes Gedicht „Was mir fehlte“.
- 59 Der 70. Geburtstag Paula Schlenther-Conrads.
- 60 Das Königliche Schauspielhaus, seit 1918 Staatstheater, am Gendarmenmarkt.
- 61 Anlässlich ihres Geburtstages fand eine Aufführung von Lessings „Nathan“ statt, in der Paula Schlenther-Conrad die Daja spielte.
- 62 Die Rolle des Puck in Shakespeares „Sommernachtstraum“ gehörte zu den größten Publikumserfolgen der jungen Schauspielerin am Königlichen Schauspielhaus. Vgl. Renate Hoyer, Anm. 18, S. 460 f.

Karen Bellin (Neuruppin)

## 2 Original-Briefe Louis Henri Fontanes

### Mosaiksteine zum „Bild des Vaters“ Theodor Fontanes

Im Zuge einer größeren medizinhistorischen wissenschaftlichen Arbeit, u. a. über die Entwicklung des Apothekenwesens im Territorium Neuruppin, fand die Referentin zu ihrer großen Überraschung in einer Akte des Staatsarchivs Potsdam über die Apotheken Neuruppins<sup>1</sup> zwei Original-Briefe des Vaters Theodor Fontanes, des Apothekers Louis Henri Fontane (1796–1867). Dieser hatte am 30. Januar 1819 die Approbation als Apotheker erhalten und die zweite Apotheke Neuruppins, die nachmals „Löwen-Apotheke“ genannt wurde, und die seit 1698 privilegiert war, vom Apotheker Heinrich Siegismund Augustin für 14.700,- rth. gekauft.

Die beiden Briefe lösten naturgemäß, wenn man nicht nur medizinhistorisch interessiert ist, sondern durch Familientradition und Fontane-Vaterstadt mit Fontane verbunden ist, große Begeisterung und die Verpflichtung aus, diesen Fund der großen Zahl von Fontane-Forschern, -freunden und -kennern zugänglich zu machen. Sie seien nachfolgend zitiert.

**Hinweis:** Doppelkonsonanten sind im Original mit einem waagerechten Strich über dem ersten Konsonanten gekennzeichnet. Die fettgedruckten Passagen weisen im Original Unterstreichungen auf.

Der Apotheker Fontane

zu Neu=Ruppin bittet Ein

Königl: hohes Ministerium ihm die Erlaubniß zur Ver=

einigung der beiden hiesigen

Apotheken für Eine Rechnung

und in einem Locale zu schenken.

Einem Königl: hohen Ministerio der Geistlichen=

Unterrichts= und Medicinal=Angelegenheiten

lege ich die folgende gehorsamste Bitte zur geneigten

Würdigung vor.

Gefaßbar erheischt es die Pflicht jedes rechtlichen Mannes die Existenz seiner Angehörigen und dadurch die eigne mit nach Kräften zu verbeßern; vorzüglich dann wenn dadurch dem Wohle keines seiner Mitmenschen gefährdet wird. Dieses eben angeführte Princip hoffe ich durch die Gnade Eines Königl: hohen Ministeriums gegen die meinen erfüllen zu können, wenn mir daselbe den Kauf der hiesigen andern Apotheke so wie die Verei= nigung beider in einem Locale und für meine alleinige Rechnung erlaubt. Die wesentlichsten Gründe welche meines Erachtens dafür sprechen: sind **1 tens** die so sehr gesunde Lage dieser Stadt **2 tens** die für zwei Apotheken zu geringe Einwohner **Zahl (zwischen 5 bis 6000 Seelen)** **3 tens** die jetzt bestehende große Armuth eine Folge der seit Jahren darnieder liegenden Tuchfabrikation **4 tens** die Zahl der in unserer Umgegend sich befindlichen kleineren Städte, deren jede ebenfalls eine Apotheke hat und **5 tens** die unbedeutende Entfernung der beiden jetzt bestehenden; alles dies zusammen genommen ist wohl mehr als hinlänglich den Beweis zu führen daß eine solche Stadt zweien Apothekern und Familien=Vätern die ohnehin ihr Besitzthum der eine mit 20,000 rth der andere mit 15,000 rth bezahlt haben nicht in Stande ist ihnen das nöthige Auskommen zu sichern; einer und zwar der mit weniger Glücksgütern ausgestattete unterliegt stets, was auch schon frühere Fälle factisch beweisen.

Das beigefügte Gutachten des Doctors und Stadt= Physikartzt Braun über diesen Gegenstand wird

Ein Königl: hohes Ministerium nur noch mehr von

der pünktlichen Wahrheit meiner Aussage über=

zeugen, daher bleibt mir nur noch die ergebnste

Bitte übrig daß im Falle mir mein Gesuch

gewährt wird ich von Einem Königl: hohen

Ministerio eine Versicherung diese Sache betreffend

erhalte, welche mich gegen jeden später zu machenden

Eingriff eines Dritten förmlich und in jeder Art

sicher stellt. Zugleich bemerke ich noch daß an

die Königl: Regierung zu Potsdam unter  
heutigem Dato ein ähnliches Gesuch daselbe  
bezweckend abgehen wird.

L: Fontane  
Apotheker.

Neu=Ruppin den 6. July 1820.

Der Apotheker Fontane  
zu Neu=Ruppin ersucht  
Eine Königl. Regierung zu  
Potsdam ihm die Erlaubniß  
zur Vereinigung der beiden  
hiesigen Apotheken für Eine  
Rechnung und in einem Locale  
zu schenken

Eine Königl. Hochlöbliche Regierung wird gewiß  
aus denen, unten näher aufgeführten Gründen,  
die Billigkeit des folgenden Gesuches ersehen.  
Neu=Ruppin eine Stadt die nur dann **wohlhabend**  
genannt werden kann wenn ihre Tuchfabriken hin=  
längliche Beschäftigung haben welches leider jetzt  
und schon seit Jahren nicht mehr der Fall ist)  
mit einer Einwohner=Zahl von noch nicht  
6000 Köpfen, von einer nicht unbedeutenden  
Zahl kleinerer Städte umgeben, in welchen  
letzteren sich ebenfalls Apotheken befinden,  
eine solche ist wohl nicht in Stande  
zweien Apothekern und Familien=Vätern  
die ohnehin ihr Besitzthum der eine mit  
20,000 rth der andre mit 15,000 rth bezahlt  
haben ein hinlängliches von Nahrungs=  
Sorgen freies Leben zu verschaffen; da der  
redliche Mann nun aber ohne dieses die  
Pflichten gegen seine Mitmenschen, gegen  
seine Familie und sojar gegen sich selbst  
nicht nach seinem Wunsche und seinen  
Gefühlen erfüllen kann, so muß er um so  
eher jede vorkommende Gelegenheit wahr=  
nehmen wodurch er oben genannte Verhält=  
niße zu verbeßern glaubt; dies nun erwarte  
ich durch die Güte und den rechtmäßigen  
Ausspruch Einer Königl. Hochlöbl. Regierung,  
wenn dieselbe mir den Kauf der andern  
Apotheke so wie die Vereinigung beider in  
einem Locale erlaubt.

Die Einwohner Ruppins würden dadurch nichts verlieren, da ich meinen Stolz und meine Freude in der pünktlichen Erfüllung meiner Berufspflichten finde; eine bessere und freiere Existenz müßte mir demnach nur noch mehr Mittel dazu an die Hand geben; auch hinsichtlich der Bequemlichkeit leiden die Einwohner nicht da die jetzige Entfernung der Apotheken höchstens 200 Schritte ist.

Die Entscheidung dieser Gründe muß ich wie billig den Einsichten Einer Königl. Hochlöbl. Regierung überlaßen, nur muß ich noch gehorsamst bitten daß, im Falle mir mein Gesuch gewährt wird mir Eine Königl. Hochlöbl. Regierung diese Erlaubniß durch ein von Ihrer Seite darüber ausgefertigtes Rescript gegen jeden Einspruch der späterhin dagegen gemacht werden könnte hinlänglich sicherstellt. Mit der vollkommensten Hochachtung zeichne ich mich als Einer Königl. Hochlöbl. Regierung

ganz ergebenster

L: Fontane  
Apotheker.

Neu=Ruppin, den 6n July 1820.

An den linken Rand des Originalbriefes wurde, sehr unleserlich, die Antwort geschrieben:

An den Herrn Apotheker Fontane in  
Ruppin

Die von Ihnen nachgesuchte Genehmigung zum Ankauf der zweiten dortigen Apotheke u. zur Vereinigung beider Officinen kann ohne höhere Entscheidung nicht ertheilt werden. In jedem Falle aber muß die Ausfertigung eines Privilegii exclusivi, auf welches Ihr Antrag gerichtet zu sein scheint, verweigert werden, da der Staat sich überall die Ertheilung anderweitiger Apothekenconcessionen vorbehalten hat

insofern das Bedürfnis der Einwohner  
eines Ortes sie erheischen sollte.

Potsdam, den 14. Juli 1820

August

Medicinal S. Apotheker

Dem Leser der Apothekenakte und besonders der beiden Briefe von  
L. H. Fontane erschließen sich mehrere psychologisch ungemein interes-  
sante Aspekte.

Zunächst fällt auf, daß Louis Henri Fontane in dem Schriftwechsel, die  
2. Apotheke Neuruppins betreffend (auch z. B. bei der Vereidigung) mit  
Ludwig Heinrich Fontane unterschreibt, also mit der deutschen Überset-  
zung seiner französischen Vornamen. Das ist zumindest ungewöhnlich und  
bei den Mitgliedern der „französischen Kolonie“ bei ihrem Stolz auf das  
Französische ihrer Herkunft nicht üblich.

Hans-Heinrich Reuter schreibt in der Reclam-Reihe „Biographien“<sup>2</sup> in  
jener über Theodor Fontane folgende, das vorher zitierte unterstreichende  
Sätze: „Sowohl väterlicher- wie mütterlicherseits entstammte Fontane  
der Kolonie. ... Dem märkisch-preußischen Element der Zufallsheimat  
Neuruppin begegnete das französisch-preußische Element der Wahlheimat  
Berlin. Denn Preußen waren und wollten die geflüchteten Franzosen sein:  
aus Dankbarkeit einmal, im Wissen um die Sonderstellung zum anderen  
(„Kolonie“ als Privileg und genaues Gegenteil eines Ghettos), die ihnen  
dieses Preußen aus guten Gründen lange Zeit eingeräumt hatte. ... So-  
wohl in Fontanes Vater als auch in seiner Mutter hatte sich das Kolonie-  
bewußtsein wach erhalten — beim Vater gepaart mit einer fast mono-  
manischen Vorliebe für Frankreich (das er nie gesehen hatte). Und als  
Preußen fühlten sich auch sie beide: als Berliner, nicht als Märker ...“

Vermutlich versprach sich L. H. Fontane eine günstigere Entscheidung der  
Königlich-Preußischen Regierung in Potsdam, wenn er die deutsche Über-  
setzung seiner Namen wählte. Man muß bedenken, daß 1820, kurz nach den  
Befreiungskriegen, die patriotische, das Deutsche in der Auseinanderset-  
zung mit Napoleon akzentuierende Denkweise vorherrschte.

Ein zweiter, noch interessanterer psychologischer Aspekt wird deutlich,  
wenn man von den großartigen Plänen des Apothekers Fontane liest, die  
erste, wesentlich ältere, 1571 privilegierte Apotheke zusätzlich zu erwerben  
und beide Officinen „in einem Locale“ zu vereinen.<sup>3</sup>

Diese kühnen Pläne entbehrten offensichtlich der finanziellen Grundlage,  
denn bereits am 6. Juli 1826 (auf den Tag genau nach 6 Jahren) mußte  
L. H. Fontane die Apotheke schuldenhalber an den Apotheker August  
Wittke aus Zehdenick verkaufen.

Daß er überhaupt so kurz nach dem Erwerb der Löwenapotheke diesen  
Gedanken faßte und auch gleich der Königlich-Preußischen Regierung  
unterbreitete, unterstreicht den von Theodor Fontane an seinem Vater  
beschriebenen Hang zur Großartigkeit, zum Überschätzen seiner selbst.

Die Sätze: „da der redliche Mann nun aber ohne dieses die Pflichten gegen seine Mitmenschen, gegen seine Familie und sogar gegen sich selbst nicht nach seinem Wunsche und seinen Gefühlen erfüllen kann, so muß er um so eher jede vorkommende Gelegenheit wahrnehmen wodurch er oben genannte Verhältnisse zu verbessern glaubt;“ und: „Die Einwohner Ruppins würden dadurch nichts verlieren, da ich meinen Stolz und meine Freude in der pünktlichen Erfüllung meiner Berufspflichten finde“ unterstreichen diese Einschätzung.

Theodor Fontane formulierte ja bekanntlich in dem autobiographischen Roman „Meine Kinderjahre“ im zweiten Kapitel die Eigenschaften des Vaters so: „Ostern 1819 hatte mein Vater die Neu-Ruppiner Löwen-Apotheke in seinen Besitz gebracht. Ostern 1826, nachdem noch drei von meinen vier Geschwistern an eben dieser Stelle geboren waren, gab er diesen Besitz wieder auf. Dieser frühe Wiederverkauf des erst wenige Jahre zuvor unter den günstigsten Bedingungen, man konnte sagen ‚für ein Butterbrot‘, erstandenen Geschäfts wurde später, wenn das Gespräch darauf kam, immer als verhängnisvoll für meinen Vater und die ganze Familie bezeichnet. Aber mit Unrecht. Das ‚Verhängnisvolle‘, das sich viele Jahre danach — glücklicherweise auch da noch in erträglicher Form, denn mein Papa war eigentlich ein Glückskind — einstellte, lag nicht in dem Einzelakte dieses Verkaufs, sondern in dem Charakter meines Vaters, der immer mehr ausgab, als er einnahm, und von dieser Gewohnheit, auch wenn er in Ruppin geblieben wäre, nicht abgelassen haben würde. Das hat er mir, als er alt und ich nicht mehr jung war, mit der ihm eigenen Offenheit viele, viele Male zugestanden. ‚Ich war noch ein halber Junge, als ich mich verheiratete‘, so hieß es dann wohl, ‚und aus meiner zu frühen Selbständigkeit erklärt sich alles‘.

Ob er darin recht hatte, mag dahingestellt sein. Er war überhaupt eine ganz ungeschäftliche Natur, nahm ihm vorschwebende Glücksfälle für Tatsachen und überließ sich, ohne seiner auch in besten Zeiten doch immer nur bescheidenen Mittel zu gedenken, der Pflege ‚nobler Passionen‘. Er begann mit Pferd und Wagen, ging aber bald zur Spielpassion über und verspielte, während der sieben Jahre von 1819 bis 26, ein kleines Vermögen“.<sup>4</sup>

Im fünften Kapitel fährt Fontane fort: „... eingebettet in die Seegraskissen, hielt mein Vater, der zu seinen vielen Prachteigenschaften auch die eines immer tüchtigen Schläfers hatte, seine Nachmittagsruhe, bei der er die Zeit nie ängstlich maß und sich oft erst erhob, wenn die Dunkelstunde schon da war. ... Wenn ich dann an das Sofa herantrat und seine Hand streichelte, sah ich, daß er geweint hatte. Dann wußte ich, daß wieder eine ‚große Szene‘ gewesen war, immer infolge von phantastischen Rechnereien und geschäftlichen Unglaublichkeiten, um derentwillen man ihm doch nie böse sein konnte. Denn er wußte das alles und gab seine Schwächen mit dem ihm eignen Freimut zu. Wenigstens später, wenn wir über alte Zeiten mit ihm redeten. Aber damals war das anders, und ich armes Kind stand, an der Tischdecke zupfend, verlegen neben ihm und sah, tief erschüttert, auf den großen starken Mann, der seiner Bewegung nicht Herr werden konnte. Manches war Bitterkeit, noch mehr war Selbstanklage. Denn bis

zu seiner letzten Lebensstunde verharrte er in Liebe und Verehrung zu der Frau, die unglücklich zu machen sein Schicksal war.“<sup>5</sup>

#### Anmerkungen

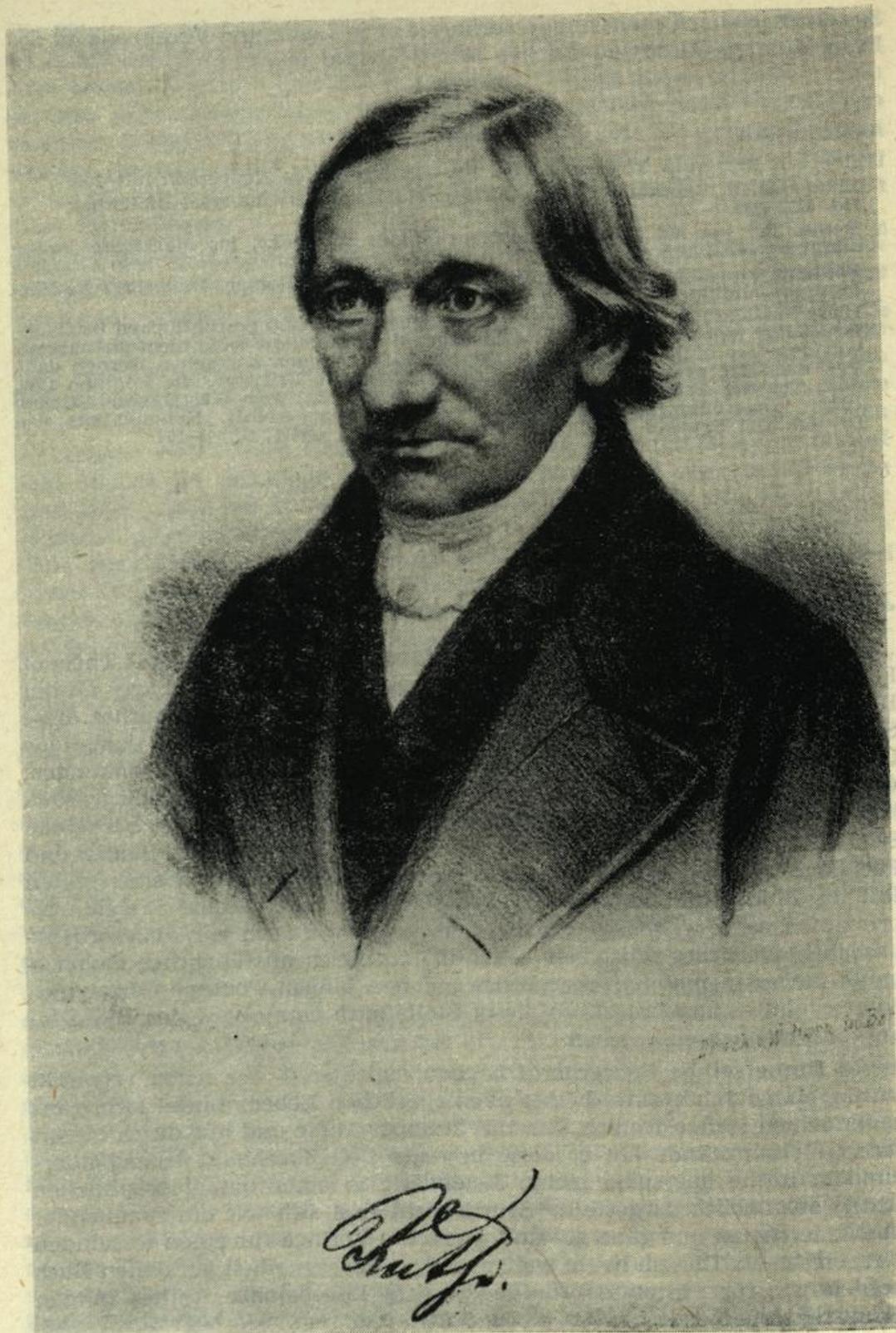
- 1 Rep. 2 A Regierung Potsdam I Med Nr. 573: Apotheken Neuruppin 1814–1894
- 2 Reuter, H.-H.: Biographien: Theodor Fontane. Reclams Universal-Bibliothek Bd. 372, 1969. S. 27
- 3 Bellin, R.: Vor 400 Jahren erste Neuruppiner Apotheke, in: Märkische Volksstimme v. 1. 1. 1966
- 4 Fontane, Th.: Meine Kinderjahre. Autobiographischer Roman. Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung Leipzig, 1955
- 5 Diese Passage leitet von „phantastischen Rechnereien und geschäftlichen Unglaublichkeiten“ zu einer anderen Seite im Leben des Vaters, die wohl nicht unabhängig von den hier mitgeteilten Briefen und ihren Intentionen angesehen werden darf. Vgl. dazu die dramatische Skizze „Der westfälische Frieden“, die Fontane 1849, noch vor der Trennung der Eltern, geschrieben hat: Der Westfälische Frieden (1849). Unveröffentlichtes aus dem Theodor-Fontane-Archiv. Kommentiert von Dr. Joachim Krueger. In: Fontane-Blätter, Heft 31 (1980), S. 548–554

Heinz-Dieter Krausch (Potsdam)

### Johann Friedrich Ruthe, der Biologie-Lehrer Fontanes

„Ruthe war ein prächtiger Mann“. Mit diesen Worten kennzeichnet Theodor Fontane in seinen Jugenderinnerungen<sup>1</sup> seinen Naturkunde-Lehrer an der Berliner Gewerbeschule Johann Friedrich Ruthe. Fontane besuchte diese Schule vom 1. Oktober 1833 bis zum Jahre 1836. Wenn er diesem damaligen Lehrer noch nach 60 Jahren<sup>2</sup> – trotz einiger kleinerer Einschränkungen, worüber noch zu sprechen sein wird – ein so positives Urteil zuteil werden läßt, so spricht dies für einen hohen Grad der Beliebtheit Ruthes bei seinen Schülern. Ruthe war aber nicht nur ein beliebter und tüchtiger Lehrer und Pädagoge, sondern genoß auch in wissenschaftlichen Kreisen einen guten Ruf als Florist und Entomologe. Seine Persönlichkeit, seine Erziehungsprinzipien, seine wissenschaftlichen Leistungen wie auch sein außerordentlich abenteuerliches ‚Vorleben‘ – wir hören gleich ausführlicher davon – haben sicher in mannigfacher Weise auf den jungen Fontane eingewirkt. So erscheint es angebracht, an dieser Stelle auch einmal auf den Biologie-Lehrer Fontanes einzugehen.

Bevor Ruthe seinen Lehrerberuf begann, hatte er – wie schon vermerkt wurde, einige Jahre eines höchst abenteuerlichen Lebens hinter sich, ganz wider seinen Willen freilich. Nur mit knapper Mühe und nur durch besondere Glücksumstände hat er diese bewegte Zeit überhaupt lebend überstanden. Ruthe hat später seine Jugendzeit in einer autobiographischen Schrift ausführlich dargestellt.<sup>3</sup> Sein Bericht liest sich wie ein spannender Abenteuerroman und gäbe gut und gerne die Vorlage für einen fesselnden Fernsehfilm ab. Diesem heute weitgehend in Vergessenheit geratenen Buch werden wir für die ersten fünfundzwanzig Lebensjahre Ruthes in den Grundzügen folgen.



Sechster

Der erste

Jahrgang.

# Berliner Herold.

## Beitschrift

zur Unterhaltung und Belehrung für Leser aus allen Ständen.

Redacteur und Verleger: J. Fr. Ruthe.

Haupt-Expedition: Breite Straße Nr. 12.

**Nummer**  
**84.**

 Wöchentlich erscheinen 3 Nummern Text und der Wochenbericht:  
 monatlich „Martin“, Roman von G. Zue. — Monatspreis  
 3/4 Sgr. (4 Sgr. für Auswärtige). Alle Königl. Post-Anstalten  
 und Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

**August**  
**1847.**

### Prospect.

Je aufrichtiger der „Erste Berliner Herold“ dem Grundsatze des zeitgemäßen Fortschrittes huldigt, desto mehr fühlt er die Verpflichtung, durch Aufbietung mannigfaltigerer Geisteskräfte den Ansprüchen der Zeit Genüge zu leisten. Die technischen und rein wissenschaftlichen Artikel hatten leider nicht für alle Leser Interesse; es wird davon künftig nur das Wichtigste und Interessanteste mitgetheilt werden, und an ihre Stelle werden unter der Rubrik: „Berliner Omnibus“ wöchentliche Berichte über das Neueste und Wichtigste aus Berlins gesellschaftlichem Leben treten.

Um in diesen Berichten auch mit der Zeit Schritt halten und immer das Neueste bringen zu können, wird der „Herold“ von heute ab nicht voraus, sondern wöchentlich gedruckt und Freitags, spätestens Sonnabends, ausgegeben werden.

Sowohl für den unterhaltenden als für den berichtenden Theil unserer Zeitschrift sind neue, befähigte Kräfte gewonnen, so daß der „Erste Berliner Herold“ bei seinem neuen Aufschwunge seinen Concurrenten und Widersachern siegreich die Spitze bieten kann.

Vom „Ersten Berliner Herold“ erscheinen wöchentlich drei Nummern, nebst einer Nummer Wochenbericht; außerdem werden, wie bisher, monatlich zwei Bogen „Martin“ gegeben. Der Preis bleibt für August 3/4 Sgr., (für Auswärtige 4 Sgr.).

Die gewiß zeitgemäße Umgestaltung des „Herold“ erfordert nicht unbedeutende Opfer für Schriftsteller-Honorar und öftern Druck. Geschieht nun die Veränderung nur im Interesse der geehrten Abonnenten, so werden dieselben auch, zumal wenn der Monat August ihren Beifall findet, sich gewiß bereit zeigen, durch eine spätere kleine Erhöhung des Monatspreises unser Unternehmen zu fördern.

Kupferbeigaben oder Lithographien geben wir nicht; sie würden nur die Verlegenheit des Inhaltes unserer Zeitschrift beeinträchtigen und könnten auch bei dem so geringen Abonnementspreise nicht in solcher Güte hergestellt werden, daß sie eine Einfassung unter Glas und Rahmen verdienen. Wir ziehen es daher vor, unseren geehrten Abonnenten am Schlusse des Jahres ein sauberes, großes, wirkliches Kunstblatt, im Ladenpreise von mindestens 2 Thlrn., gegen Vergütung von nur 5 Sgr. zu liefern, wenn sie sich durch Vorzeigung von 12 Monatsausgaben als Jahres-Abonnenten ausweisen können. Für dieses Jahr haben wir den schönen Stahlstich: „Lord Stafford empfängt vor seiner Hinrichtung den Segen des Erzbischofs von Canterbury“ gewählt, wovon unsere Boten Probeblätter besitzen, welche auf Verlangen vorgezeigt werden müssen.

Unsere Boten sind fest angestellt und für jede Beschwerde über dieselben verantwortlich. Ueber Unregelmäßigkeit, wie sie in letzterer Zeit leider mehrmal vorgekommen, werden fortan die geehrten Leser nie Klage zu führen haben.

Bestellungen werden fortwährend angenommen

 in der Haupt-Expedition,  
 Breite Straße Nr. 12.

Johann Friedrich Ruthe wurde am 16. April 1788 in Egenstedt bei Hildesheim geboren, wo sein Vater damals in einem landwirtschaftlichen Beruf – offenbar als Gutsverwalter – tätig war. Da ihm noch viele Geschwister nachfolgten, konnten seine Eltern ihn nur wenig beaufsichtigen, und so wuchs der lebhaft und aufgeweckte Knabe „in halber Wildheit“ auf, streifte viel in der freien Natur umher, nicht ohne dabei manches mehr oder minder gefährliche Abenteuer zu überstehen. Seine Schulausbildung war zunächst dürftig. In der Dorfschule hatte er es schon nach anderthalb Jahren so weit gebracht, daß ihm der Schulmeister nichts mehr beibringen konnte, und auch ein anschließender Unterricht bei dem Ortspfarrer war wenig ergiebig. Nachdem sein Vater beschlossen hatte, daß er Tierarzt werden sollte, brachte ihm ein weiterer Pastor die Grundzüge der lateinischen Sprache bei, sodaß er anschließend das Collegium Josephinum in Hildesheim, ein katholisches Gymnasium, besuchen konnte. Da seine Eltern außerhalb der Stadt lebten, erhielt der junge Ruthe zunächst einen Platz im Johannishaus, einem Schülerinternat, später bezog er ein Privatquartier. Eingehend berichtet er über das damalige Leben in Schule und Internat, kritisch beleuchtet er die damaligen Unterrichts- und Erziehungsmethoden, eine wahre Fundgrube für einen Pädagogik-Historiker! Dem Katholizismus, dem er von Geburt an zugehörte, stand Ruthe zunehmend kritisch gegenüber, sodaß er später in Berlin zum Protestantismus übertrat.

Während Ruthes Schulzeit gelangte das Fürstbistum Hildesheim 1802 an Preußen. Aber die Preußen stießen durch ihre straffen Maßnahmen und ihr Verhalten bei den Einwohnern des Fürstbistums auf Abneigung, ja auf Haß, und so war die Freude allgemein, „daß die lästigen und unausstehlichen Preußen“ im Oktober 1806 „tüchtig geschlagen, in aller Eile Reißaus nehmen mußten.“ Freilich schlug die Stimmung der Volksmassen bald wieder um, als sie erkannten, daß sie „aus preußischen Unterthanen jammervolle Franzosenknechte“ geworden waren, und sie hätten „lieber die Preußen wieder gesehn, als die Franzosen“.

Wenn sich die Gymnasiasten auch um diese Wandlungen zunächst wenig bekümmerten, so bekamen sie den Ernst der Lage bald in voller Schärfe zu spüren. Napoleon hatte das Hildesheimer Gebiet dem neugeschaffenen Königreich Westfalen zugeschlagen, das von seinem Bruder Jérôme in Kassel regiert wurde. Die Zeit, in der im Fürstbistum niemand Soldat zu werden brauchte, war damit endgültig vorbei, denn Jérôme brauchte Truppen, um seinen kaiserlichen Bruder bei dessen weiteren Kriegszügen unterstützen zu können. Im April 1809 wurde auch Ruthe, der gerade seine Gymnasialzeit beendet hatte und eine Universität beziehen wollte, zu den westfälischen Fahnen gerufen. Noch hoffte er, dem ungewissen Soldatenschicksal entgehen zu können, denn über die Einberufung der Wehrpflichtigen entschied das Los. Wer von den etwa 60 jungen Männern, die zusammen mit Ruthe auf das Hildesheimer Rathaus beschieden worden waren, aus einer Urne die Nummern 1–25 zog, mußte sogleich zum Regiment marschieren, die Nummern 26–50 gehörten zum 2. Aufgebot und die übrigen waren einstweilen freigestellt. „Unter Furcht und Hoffnung“ trat Ruthe an

die Urne, griff zitternd hinein und zog — die Nummer 5. Schon 4 Tage danach hatte er sich in Braunschweig zu melden. Dort erwartete die Einberufenen sogleich die erste herbe Enttäuschung: wegen der hohen Zahl der Desertionen der nur widerwillig den Rekrutierungen nachkommenden jungen Männer sperrte man die Rekruten zunächst einmal in das Gefängnis, damit sie nicht gleich wieder entweichen konnten, bevor sie dann einige Tage danach unter strenger Bewachung den Marsch zu ihrem Garnisonsort Magdeburg antreten mußten. Ruthe wurde dem 6. westfälischen Linienregiment einverleibt. Da er schreiben und lesen konnte, rückte er sogleich zum Kompanieschreiber auf, zumal der Feldwebel dieser Einheit kurz zuvor davongelaufen war. Die Schreibstubenarbeit nahm ihn voll in Anspruch, denn alle Tage fehlten Soldaten, die auf eigene Faust Abschied genommen hatten. Auch Ruthes Bleiben bei der Truppe währte nicht lange, nach 3 Wochen glückte auch ihm die Flucht durch eines der stark bewachten Festungstore. Auf Schleichwegen gelangte er in sein Heimatdorf zurück, mit Freude, aber auch mit Furcht von den Seinigen aufgenommen, denn sowohl dem Deserteur als auch denjenigen, die ihn versteckten, drohten harte Strafen. Versuche, bei anderen, z. T. weit entfernt hinter der Weser wohnenden Verwandten Unterschlupf zu finden, schlugen fehl, niemand wollte einen Deserteur bei sich beherbergen. Schließlich fand er ein Versteck in Hildesheim. Aber schon nach wenigen Tagen wurde er dort zu nächstlicher Stunde verhaftet. Die Gendarmerie, von seiner Desertion in Kenntnis gesetzt, hatte seine Mutter und seinen Onkel festgenommen und so unter Druck gesetzt, bis sie den Ort seines Unterschlupfes preisgaben. Sein Leidensweg führte Ruthe nunmehr unter scharfer Bewachung von Gefängnis zu Gefängnis, bis er wieder in Magdeburg eingetroffen war, wo er seinem Regiment überstellt werden sollte. Er hatte wenig Hoffnung, mit dem Leben davonzukommen, denn mit Deserteuren machte man damals kurzen Prozeß. Aber der Zufall wollte es, daß sein Regiment inzwischen in Richtung Kassel in Marsch gesetzt worden war. Zusammen mit anderen Leidensgenossen wurde er nunmehr dem Regiment hinterhergeschickt. Wieder ging die Reise von Gefängnis zu Gefängnis. Mehrere Versuche, zu fliehen, erwiesen sich als undurchführbar. Fast in letzter Minute gelang ihm dann, zusammen mit 5 anderen Gefangenen, bei einer Rast unweit Lutter am Barenberge doch noch die Flucht, wobei einer von ihnen, dicht neben Ruthe, den nachgesandten Schüssen zum Opfer fiel. In nächstlichen Märschen, immer in Furcht vor den Gendarmen, den gefürchteten und verhaßten „Strickreitern“, ging es quer durch den Harz nach Osten, um in das damals nicht mehr besetzte Preußen zu gelangen. Kurz vor Wittenberg erreichte die Flüchtlinge die Nachricht vom Zug des Herzogs von Braunschweig, von dem man die Abschüttelung des napoleonischen Joches erwartete; seiner Truppe wollte man sich anschließen. So ging es also wieder zurück, dem „Schwarzen Herzog“ nach. Aber in der Nähe Braunschweigs wurde Ruthe vom Heimweh überwältigt, er verließ die Schar und traf wieder zuhause ein. Zwar gelang es erneut, ein Versteck in Hildesheim ausfindig zu machen, aber die Furcht vor Entdeckung und Wiederverhaftung — überall fahndeten die Gendarmen emsig nach Deserteuren — ließ kein längeres Bleiben zu. Mit einem Begleiter machte sich Ruthe auf eine

lange Wanderschaft, zunächst nach Hamburg und von dort aus über Lenzen, wo es ihm gelang, einen preußischen Paß zu bekommen, Perleberg und Bötzow (Oranienburg) nach Berlin. Auf den Rehbergen erblickte er erstmals die langersehnte Stadt. Die große Hoffnung, die er sich von Berlin gemacht hatte, ging freilich nicht in Erfüllung. Seine geringe Barschaft war bald aufgezehrt, alle Bemühungen, einen Broterwerb zu finden, schlugen fehl. Schließlich blieb ihm nichts weiter übrig, als das sichere Berlin wieder zu verlassen und sich erneut dem unsicheren Hildesheim zuzuwenden. Zwei Jahre lang lebte er dann dort im Untergrund. Sein Versteck konnte er nur des Nachts verlassen, dann kletterte er über die alte Stadtmauer und wanderte in der Umgebung der Stadt umher, blieb auch wohl bei schönem Wetter einige Tage im Freien, im Walde schlafend. Die Langeweile, vor allem im Winter, versuchte er durch die Lektüre von literarischen und wissenschaftlichen Werken, mit Übersetzungen, Versmachen und Stricken zu überbrücken. Schließlich hielt er es nicht länger mehr aus, erneut war Berlin sein Ziel. Ein erster Versuch mußte wegen verstärkter Patrouillentätigkeit der Gendarmen abgebrochen werden, erst in einem zweiten Anlauf erreichte er im August 1811 wiederum die preußische Hauptstadt, auf Umwegen und zu Fuß natürlich. Hier hatte er diesmal mehr Glück als zuvor, er konnte seinen Lebensunterhalt durch Französischunterricht bestreiten, und ein Landsmann verschaffte ihm eine Gratismatrikel an der ein Jahr zuvor gegründeten Universität. Er begann ein Studium der Medizin, zu dem damals auch Zoologie und Botanik gehörten. Mit besonderem Feuereifer griff er die Naturwissenschaften an, vor allem die Botanik. Dieses Fach wurde damals von Willdenow<sup>4</sup> vertreten, von dem der Ausspruch stammt: „Jeder Botaniker muß auf jeder Stelle, wo er sich etwa hinlegt, alle Pflanzen und Pflanzenteile, klein oder groß, auf den Blick erkennen und benennen können.“ Ruthe beherzigte dies und hat in zwei Jahren, mit wenigen Ausnahmen, auch wirklich einen solchen Kenntnisstand erreicht. Durch die Vermittlung des Zoologen Rudolphi erhielt er schließlich eine mit 10 Talern monatlich dotierte Anstellung als Hilfsassistent und Aufseher in der Anatomie und war dadurch seiner Geldsorgen enthoben. Auch der Nachfolger Willdenows, Professor Link<sup>5</sup> – Fontane sollte später bei ihm seine Apothekerprüfung in Botanik ablegen – gleichfalls ein Landsmann Ruthes aus Hildesheim, förderte ihn und verschaffte ihm wöchentlich ein- bis zweimal einen freien Mittagstisch, später auch eine Stelle am Zoologischen Museum.

Einige Aufregung brachte dann die Zeit der Befreiungskriege. In seinen Erinnerungen berichtet Ruthe anschaulich über einen Kosakenüberfall auf das von Franzosen besetzte Berlin und über die endgültige Befreiung der preußischen Hauptstadt durch russische Truppen.

Durch Vermittlung von Professor Rudolphi erhielt Ruthe bald darauf die Stelle eines Lehrers der Naturgeschichte an der Plamannschen Lehr- und Erziehungsanstalt<sup>6</sup>, die er zunächst neben seinem Studium wahrnahm. Schließlich aber beanspruchte dieser Posten ihn derart, daß er nach fast fünfjährigem Studium die Medizin gänzlich aufgab und sich völlig dem Lehrerberuf zuwandte. 10 Jahre hindurch wirkte er an der genannten

Privatschule, wurde 1823 an die Oberschule in Frankfurt/Oder, 1825 als Oberlehrer an das Köllnische Gymnasium in Berlin und 1829 an die 1824 gegründete Gewerbeschule berufen. Eine Gichterkrankung zwang ihn im Herbst 1842, vorzeitig in den Ruhestand zu treten.

An der Gewerbeschule vertrat Ruthe allein den biologischen Unterricht in allen 4 Klassen mit im Durchschnitt 8–10 Wochenstunden, wozu aber noch die Exkursionen traten. Außerdem erteilte er in den beiden unteren Klassen Unterricht in Geographie und in manchen Schuljahren auch noch Physikunterricht in der Obertertia. Der Lehrstoff in Biologie umfaßte Botanik, Zoologie und „Naturgeschichte des Menschen“. In der Botanik standen Terminologie und Anatomie, Pflanzenbestimmung und Systemkunde, die Anlage eines Herbars, in den höheren Klassen auch Physiologie der Pflanzen, auf dem Lehrplan. Der Zoologie-Unterricht vermittelte Kenntnisse über die wichtigsten äußeren Teile aller Tierklassen, die Klassen des Tierreiches und die Naturgeschichte der Säugetiere, Vögel, Amphibien und Fische, er war mit Demonstrationen an Objekten der Schulsammlung und des Zoologischen Museums verbunden. Daneben wurden in der 3. Klasse die „Naturgeschichte des Menschen“, in der 1. die „Naturgeschichte des menschlichen Körpers“ durchgenommen.

Zu diesen Schulstunden traten, zumindest im Sommerhalbjahr, noch botanische Exkursionen, die am Mittwoch und Sonnabend durchgeführt wurden. Fontane war, wie er berichtete, „immer gern dabei“. Da jedoch diese Exkursionen zu seiner Zeit regelmäßig nach Treptow und zu den Rudower Wiesen führten, Fontane aber damals im Sommerhaus seines Onkel August nördlich des Oranienburger Tores wohnte und zum Ausgangs- und Endpunkt der Exkursionen noch anderthalb Stunden zu laufen hatte, waren sie letztlich „doch etwas Schreckliches“ für ihn, und er bekennt, daß er Ruthe noch mehr geliebt hätte, wenn dieser von seinen Rudower Wiesen losgekonnt hätte. Fontane meinte, Ruthe habe eben diese Exkursionsroute bevorzugt, weil er am Ausgange der Köpenicker Straße wohnte, der Marsch in Richtung Treptow und Rudow somit für ihn am bequemsten gewesen wäre. Ob das für den in Fußmärschen geübten Ruthe, „der eine Art Naturmensch“ war, wirklich eine Rolle spielte, sei dahingestellt. Entscheidend für das Exkursionsziel dürfte vielmehr gewesen sein, daß die Rudower Wiesen damals ein wahres Pflanzenparadies dargestellt und eine Fülle von Pflanzenarten, darunter auch große Seltenheiten, beherbergt haben. Wie aus zeitgenössischen Angaben<sup>7</sup> hervorgeht, wuchsen auf den Rudower und den benachbarten Johannisthaler und Britzer Wiesen, die wir uns als kalkreiche wechselfeuchte bis frische Pfeifengraswiesen und feuchte bis nasse Kleinseggensümpfe vorzustellen haben, neben weit verbreiteten Wiesenpflanzen eine Vielzahl von Orchideenarten (u. a. *Orchis purpurea*, *O. coriophora*, *Gymnadenia densiflora*, *Spiranthes spiralis*, *Liparis loeselii*) und andere Seltenheiten wie Sibirische Schwertlilie (*Iris sibirica*), Sumpf-Siegwurz (*Gladiolus palustris*), Simsenlilie (*Tofieldia calyculata*), Preußisches Laserkraut (*Laserpitium prutenicum*), Bologneser Glockenblume (*Campanula bononiensis*), Geflecktes Ferkelkraut (*Hypochaeris maculata*), Lungen-Enzian (*Gentiana pneumonanthe*), Bitterer

Enzian (*Gentianella axillaris*) und Strand-Tausendgüldenkraut (*Centaureum vulgare*), daneben zahlreiche weitere interessante Arten, darunter auch eine Reihe bemerkenswerter Seggen. Die meisten dieser Arten sind heute in der Umgebung Berlins entweder bereits völlig verschwunden oder gehören zu den vom Aussterben bedrohten bzw. stark gefährdeten Pflanzen. Kurzum: die Rudower Wiesen waren damals ein weit über die Grenzen der Mark bekanntes Eldorado für Botaniker, und so nimmt es nicht wunder, daß auch Ruthe seine Schüler immer wieder in dieses Gebiet geführt hat. Es hat später, als die Rudower Wiesen in den 1880er Jahren entwässert und größtenteils in eine Baumschule umgewandelt wurden, eine allgemeine Enttäuschung und viele Proteste bei den Berliner Botanikern und Naturfreunden gegeben, und die Vernichtung dieser einzigartigen Pflanzenformation fand als abschreckendes Beispiel dann sogar Eingang in die berühmte Denkschrift von Hugo Conwentz, dem Begründer des deutschen Naturschutzes.<sup>8</sup>

Wie uns Fontane berichtet, beschränkte sich Ruthe bei seinen Exkursionen nicht nur darauf, seine Schüler mit den unterwegs angetroffenen Pflanzen und Tieren vertraut zu machen, sondern war auch um die sittliche Erziehung seiner Zöglinge bemüht. Wenn er mit ihnen beim Frühstück „auf den Latten einer Dorfkegelbahn“ saß, ließ Ruthe „regelmäßig den Lehrer fallen und spielte sich auf den Rousseauschen Philanthropen und Jugend-erzieher aus“, wobei er dann Sittlichkeitsfragen berührte. „Botanik ist gut, und Naturwissenschaften sind gut. Aber das wichtigste bleibt doch der sittliche Mensch“ war seine Devise. Freilich waren, nach der Schilderung Fontanes, der weitergehenden Erörterung dieses Themas Grenzen gesetzt, denn der Direktor hatte Ruthe in dieser Hinsicht Zurückhaltung auferlegt, offenbar doch wohl, weil dessen Anschauungen nicht immer den damals verbindlichen Ansichten entsprachen. Einzelheiten dazu erfahren wir leider nicht, doch geht aus den Erinnerungen Fontanes hervor, daß er gerade durch diese Gespräche bei seinen Schülern in hohem Ansehen stand, „trotzdem er uns das ‚Rätsel des Lebens‘ immer schuldig blieb“. Das Urteil Fontanes steht keineswegs allein. So schreibt auch Ascherson 1860, er habe ältere Männer mit Bewunderung über den bei Ruthe genossenen Unterricht sprechen hören. Daß er auch von seinen Vorgesetzten geschätzt wurde, zeigt die Tatsache, daß ihn 1830 nach seinem Schulwechsel das Programm des Köllnischen Gymnasiums als „einen für den naturwissenschaftlichen Jugendunterricht so sehr befähigten und höchst verdienten Lehrer“ bezeichnet.

Ruthe war einer der besten Pflanzenkenner der damaligen Zeit und einer der führenden Floristen Berlins. Bereits 1820 begann er die Herausgabe einer „Flora der Mittelmark in getrockneten Exemplaren“, wobei jedem Pflanzenexemplar Angaben mit Beschreibung und Synonymie, über Nutzen und Schaden der betreffenden Sippe beigegeben wurden, doch gelangte dieses Unternehmen nicht über die 1. Centurie hinaus. Um dieselbe Zeit faßte er den Plan zu einer „Naturgeschichte der Mark Brandenburg und der Niederlausitz“ und widmete dieser Lieblingsidee alle freie Zeit. Das ganze Werk sollte in 3 Abteilungen erscheinen, wovon eine die Mineralien,

welches Ruthes Freund, Direktor Klöden<sup>9</sup>, bearbeiten wollte, der 2. die Pflanzen und der 3. die Tiere umfassen sollte. Diese großangelegte regionale Naturgeschichte ist freilich über einen Band, der die Pflanzen in Form einer „Flora der Mark Brandenburg und der Niederlausitz“ umfaßte, nicht hinausgekommen. Klöden hat seine Ausarbeitungen als „Beiträge zur mineralogischen und geognostischen Kenntniß der Mark Brandenburg“ von 1828 bis 1837 in Fortsetzungen in den Schulprogrammen der Gewerbeschule erscheinen lassen. Fontane hat diese, durch ihre vielen historischen Nachrichten zur Bergbaugeschichte der Mark auch heute noch wichtigen Beiträge für seine „Wanderungen“ benutzt.<sup>10</sup>

Die genannte „Flora der Mark Brandenburg und der Niederlausitz“ von Ruthe erschien 1827 in der 1., 1834 (während Fontanes Schulzeit auf der Gewerbeschule) in 2., vermehrter und verbesserter Auflage in dem Berliner Verlag C. A. Lüderitz. Sie bringt, nach einer den Gebrauch des Werkes erläuternden Einleitung, zunächst eine ausführliche Darstellung der botanischen Terminologie („Kunstsprache der Pflanzenkunde“), einen Überblick über das natürliche Pflanzensystem, einen Gattungsschlüssel und dann im Hauptteil, nach dem Linnéschen Sexualsystem angeordnet, die Analysen der Arten (Gattungsbeschreibungen und Artenschlüssel). Für jede Art werden Angaben über Standort, Häufigkeit und Blütezeit geboten, bei weniger häufigen Arten auch Fundorte genannt. Die Flora enthält, jedenfalls in ihrer zweiten Auflage (die 1. behandelte nur die Phanerogamen), alle bis dahin aus Brandenburg bekannt gewordenen wildwachsenden und häufig angebauten Blütenpflanzen, die Farne, die Armleuchtergewächse (Charophyten) sowie die wichtigsten Moose, Flechten und Pilze. Sie ist die erste Flora der Mark Brandenburg mit Fundortsangaben. Der besondere Zuschnitt für den Schulgebrauch — sie wurde im Botanik-Unterricht der Gewerbeschule als Lehr- und Bestimmungsbuch verwendet — sicherte ihr eine weite Verbreitung (und damit auch einen guten Absatz) und trug damit zugleich zu einer starken Förderung der heimischen Floristik bei. Auch der junge Fontane wurde damals von der Begeisterung für die *scientia amabilis* erfaßt und redete sich ein, es sei seine Berufung, binnem kurzem Botaniker zu werden. Als er, die Schule schwänzend, Grunewald und Jungfernheide durchstreifte und sich zu einem „kleinen Kryptogamisten ausbildete“, dürfte er dabei auch die Ruthesche Flora in der Tasche gehabt haben.

Bei der Bearbeitung seiner Flora kamen Ruthe seine reichen Exkursionserfahrungen zugute. Auf zahlreichen Wanderungen von seinen Wohnsitzen Berlin und Frankfurt aus hatte er weite Teile der Mark durchstreift. Dabei lernte er die Pflanzenwelt Brandenburg aus eigener Anschauung kennen, wobei ihm zahlreiche bemerkenswerte Funde gelangen. Wie die durch ein Ausrufungszeichen als eigene Entdeckungen gekennzeichneten Fundorte in seiner Flora zeigen, hat er nicht nur die Umgebungen von Berlin und Frankfurt, sondern auch die von Potsdam, Werder, Beelitz, Nauen, Havelberg, Oranienburg, Müncheberg, Wriezen, Freienwalde, Oderberg durchforscht und selbst bei Treuenbrietzen, Jüterbog, Herzberg und Guben botanisiert. Im Havelland entdeckte er auf der Salzstelle bei Selbelang

den Queller (*Salicornia herbacea*), dessen Vorkommen freilich bereits 1860 schon wieder erloschen war, bei Grüneberg, Kreis Oranienburg, die Strauch-Birke (*Betula humilis*), heute ebenfalls verschwunden, bei Havelberg den Echten Haarstrang (*Peucedanum officinale*) erstmals für die Mark. In der Jungfernheide fand er den Bastard zwischen Blau- und Preiselbeere, den er in der 2. Auflage seiner Flora erstmals beschrieb und abbildete, und der seitdem seinen Namen trägt (*Vaccinium x intermedium* Ruthe). Weitere Fundortsangaben erhielt er von örtlichen Floristen, dem Oberlehrer Schön in Potsdam, dem Lehrer Waldow in Crossen und dem Lehrer Zeller in Glogau, andere entnahm er der vorliegenden Literatur. So entstand ein gediegenes Werk, das für seine Zeit einen echten Fortschritt darstellte, mag auch sein Titel, wie schon die zeitgenössische Kritik bemerkte, noch etwas zu hoch gegriffen gewesen sein, da die entfernteren Teile Brandenburgs nicht oder nur unzureichend berücksichtigt werden konnten. Wegen seiner Verdienste um die Erforschung der heimischen Flora hat er am 15. Juni 1859 gegründet „Botanische Verein der Provinz Brandenburg“ gleich auf seiner ersten Sitzung Ruthe als „Altmeister der märkischen Botanik“ zum Ehrenmitglied ernannt. Sein umfangreiches Herbar gelangte später in das Botanische Museum.

Ruthe war aber auch ein ausgezeichnete Insektenkenner. Bereits 1834 hatte er in der Berliner Gegend über 2 000 Käfer-, gegen 2 000 Hautflügler- und über 1 500 Zweiflügler-Arten gesammelt, kam aber mit der Aufarbeitung dieses riesigen und schwierigen Materials nur langsam voran. Erst als er nach seiner Pensionierung infolge seines zunehmenden Gichtleidens keine größeren Exkursionen mehr unternehmen konnte, wandte er sich in verstärktem Maße der Entomologie zu und veröffentlichte in Berliner und Stettiner entomologischen Fachzeitschriften verschiedene größere und kleinere Beiträge. Seine Monographie der deutschen Braconiden (Schlupfwespenverwandte) wurde erst nach seinem Tode von Reinhard veröffentlicht. Daneben bearbeitete er in dem von Wiegmann, später von Troschel herausgegebenen „Handbuch der Zoologie“ (1. Aufl. 1832, 5. Aufl. 1859) die Insekten.<sup>11</sup> Dem Berliner Entomologischen Verein gehörte er seit dessen Gründung an. Seine reichhaltige Sammlung der Braconiden und weiterer Hymenopteren wurde nach seinem Tode sogleich vom Britischen Museum in London erworben, seine Sammlung der Apiden, Vespiden und Chrysididen gelangte an die Staatsuniversität Gent.

Zu den weiteren Aktivitäten Ruthes gehört die Herausgabe einer „Zeitschrift zur Belehrung und Unterhaltung für Leser aus allen Ständen“, die unter dem Titel „Der Herold“ bzw. „Der erste Berliner Herold“ von 1842 bis 1847 wöchentlich in Berlin erschien. Ruthe hat den „Herold“ nicht nur als Redakteur, sondern später auch als Verleger betreut. Vermutlich hat er hierfür selbst Beiträge geschrieben, die aber, weil nicht namentlich gekennzeichnet, kaum noch zu ermitteln sein dürften. Diese Zeitschrift soll anfangs einen populär-naturwissenschaftlichen Charakter gehabt haben, wurde dann aber von Ruthe in eine belletristische umgewandelt. Da sie in den Bibliotheken der DDR offenbar nirgends mehr, in denen von Berlin-West und der BRD nur noch fragmentarisch erhalten ist, ließ sich

ein genauerer Eindruck von dieser Seite der Rutheschen Tätigkeit vorerst nicht gewinnen.

Johann Friedrich Ruthe starb am 24. August 1859 an Altersbrand.<sup>12</sup> Von seinen „8 gesunden Kindern“, die aus seiner Ehe mit einer Märkerin hervorgegangen waren, trat der Sohn Johann Gustav Rudolf, der den Vater bereits auf vielen Exkursionen begleitet hatte, in seine Fußstapfen und erwarb sich ebenfalls einen bedeutenden Ruf als Florist, insbesondere Moorforscher, und als Entomologe.<sup>13</sup>

Daß Johann Friedrich Ruthe sicherlich zu denen gehört hat, die Anteil hatten an der Persönlichkeitsprägung Fontanes, haben wir schon zu Beginn dieses Beitrages ausgesprochen. Aber welche Reflexionen gibt es, von den genannten Erinnerungen abgesehen, im Werk Fontanes? War er Vorbild für eine der bei Fontane auftretenden Lehrerpersönlichkeiten? Haben die abenteuerlichen Erlebnisse, von denen Ruthe sicher auch seinen Schülern berichtet haben dürfte, einen Niederschlag in Fontanes Romanen und Erzählungen gefunden? Diesen Fragen nachzuspüren, sei die Fontane-Forschung aufgerufen. Nur auf eines sei bereits hingewiesen. In seinem Roman „Vor dem Sturm“ schildert Fontane, wie ein blutjunger Westfale als Deserteur von seinem eigenen Bataillon erschossen wurde. Es hätte Johann Friedrich Ruthe sein können.

#### Anmerkungen

- 1 Theodor Fontane: Von Zwanzig bis Dreißig. Autobiographisches. „Mein Leipzig lob ich mir“, 6. Kapitel: Mein Onkel August (Fortsetzung).
- 2 Das Manuskript der Autobiographie „Von Zwanzig bis Dreißig“ wurde im November/Dezember 1895 abgeschlossen.
- 3 J. Fr. Ruthe: Leben, Leiden und Widerwärtigkeiten eines Niedersachsen, von ihm selbst beschrieben. Berlin 1841, im Selbstverlag des Verfassers. Gedruckt bei Brandes und Klewert in Berlin. 508 Seiten.
- 4 Carl Ludwig Willdenow, geb. 22. 8. 1765 in Berlin, gest. 10. 7. 1812 in Berlin, seit 1810 (erster) Professor der Botanik an der Universität Berlin, bereits seit 1801 Direktor des (damals noch der Akademie der Wissenschaften unterstehenden) Botanischen Gartens.
- 5 Heinrich Link, geb. 2. 2. 1767 in Hildesheim, seit 1815 Professor für Botanik an der Universität Berlin und Direktor des Botanischen Gartens, gest. 1. 1. 1851 in Berlin.
- 6 Es handelte sich um eine von Prof. Plamann nach den Grundsätzen Pestalozzis geleitete private Anstalt mit einem ausgezeichneten Lehrerkollegium, dem zeitweise u. a. auch F. Friesen, F. L. Jahn und K. F. Klöden (s. Anm. 9) angehörten.
- 7 J. Fr. Ruthe, Flora der Mark Brandenburg und der Niederlausitz, Berlin 1827, 2. Aufl. 1834; E. Baumgardt, Flora der Mittelmark mit besonderer Berücksichtigung der Umgebung von Berlin und Potsdam, Berlin 1856; J. H. Schulz, Wegweiser für die botanischen Exkursionen in der Mark Brandenburg besonders in der Umgebung Berlins, Berlin 1857; P. Ascherson, Flora der Provinz Brandenburg, Berlin 1864.
- 8 H. Conwentz: Die Gefährdung der Naturdenkmäler und Vorschläge zu ihrer Erhaltung. Berlin 1904. XII u. 208 S. (Rudower Wiesen, S. 36–37).
- 9 Karl Friedrich (von) Klöden, geb. 21. 5. 1786 in Berlin, gest. 9. 1. 1856 in Berlin, Goldschmied, Geograph und Historiker, 1813 Lehrer an der Plamannsches Erziehungsanstalt, 1817 Direktor des Lehrerseminars in Potsdam, 1824 Direktor der Gewerbeschule in Berlin. Verfasser der bereits im Text genannten „Beiträge“ und zahlreicher Publikationen zur Geschichte der Mark Brandenburg. Sein Einfluß auf das Schaffen Fontanes wäre noch näher zu untersuchen.
- 10 So zitiert er daraus auf fast 2 Druckseiten bei der Beschreibung des Havelländischen Luches im Havelland-Band seiner „Wanderungen“.

- 11 Die entomologischen Veröffentlichungen Ruthes sind zusammengestellt in der Bibliotheca Entomologica von H. A. Hagen, Band 1, Leipzig 1862, S. 99, und im Index Litteraturae Entomologica, Serie I, Band III von W. Horn und S. Schenckling, Berlin 1928.
  - 12 Nachrufe auf Johann Friedrich Ruthe mit biographischen Angaben und Würdigungen seines Wirkens liegen vor von P. Ascherson in den Verh. bot. Vereins Prov. Brandenburg 2 (1860), S. 211–216, und von G. Kraatz in der Berliner Entomologischen Zeitschrift 4 (1860), S. 101–102.
  - 13 Johann Gustav Rudolf Ruthe, geb. 1. 11. 1823 in Frankfurt/Oder, gest. 12. 11. 1905 in Swinemünde, Tierarzt in Bärwalde, später in Swinemünde. Nachruf von P. Ascherson in den Verh. bot. Vereins. Prov. Brandenburg 47 (1905), S. LI–LVI.
- Der Verfasser dankt hiermit allen, die ihm durch Beschaffung von Literatur und durch Hinweise bei der Abfassung dieses Beitrages behilflich waren, namentlich den Herren Dr. G. Friese, Entomologische Bibliothek Eberswalde, Dr. G. Klemm, Universitätsbibliothek Berlin, G.-H. Köster, Berlin Steglitz und Dr. B. Zepernick, Botanischer Garten und Museum Berlin-Dahlem.

Peter Schmidt (Berlin)

### Noch einmal zur Katte-Gruft in Wust

Einige ungenaue Bemerkungen über die Kirche in Wust – die eben keine Fachwerkkirche ist – und ihre Ausstattung im Zusammenhang mit der Vorstellung der jüngst restaurierten Katte-Gruft in den Fontane-Blättern<sup>1</sup> lassen es angebracht erscheinen, noch einmal auf dieses Thema zurückzukommen.

Theodor Fontane, der auf seinen Fahrten und Wanderungen in die Mark viele der Dorfkirchen besuchte und im Gespräch mit Pfarrern und Küstern die Geschichte – oder manchmal auch nur die Überlieferungen zu der Geschichte – dieser Bauten und der sie umgebenden Orte von ihnen erfuhr, hat die Bedeutung der ländlichen Sakralbauten als ein nicht nur in mittelalterlicher Zeit geistiges Zentrum der Dorfgemeinde empfunden. In diesen Dorfkirchen selbst spiegelte sich oftmals die Geschichte des Ortes wider. Im Roman „Vor dem Sturm“ schildert Fontane diese Erkenntnis und die Erfahrungen mit den Märkischen Dorfkirchen aus seinen Wanderungen. „War nun das Äußere der Kirche so gut wie unverändert geblieben, so hatte das Innere derselben alle Wandlungen eines halben Jahrtausends durchgemacht ... war ... kein Jahrhundert vorübergegangen, das ihr nicht in ihrer inneren Erscheinung Abbruch oder Vorschub geleistet, ihr nicht das eine oder andere gegeben oder genommen hätte. Ein Gleiches ... gilt von der Mehrzahl aller alten märkischen Dorfkirchen, die dadurch ihren Reiz und ihre Eigentümlichkeit empfangen. ... Nur unsere Dorfkirchen stellen sich uns vielfach als die Träger unserer ganzen Geschichte dar, und die Berührung der Jahrhunderte untereinander zur Erscheinung bringend, besitzen und äußern sie den Zauber historischer Kontinuität.“<sup>2</sup> Das trifft im besonderen auch auf die Kirche von Wust zu, die bis in die ersten Jahrzehnte des Dorfes und weit in die Geschichte der Landschaft zwischen Elbe und Havel zurückreicht. „Wenig hatten die Jahrhunderte daran geändert, ... mit Ausnahme des Turmes und eines neuen Gruftanbaues ...

stand alles, wie es zu den Mönchszeiten gestanden hatte.“<sup>3</sup> Das könnte auch eine Beschreibung der Wuster Dorfkirche sein.

Im Jahre 1144 war im Zuge der deutschen Ostkolonisation und des Landesausbaues das Prämونتastenserstift Jerichow gegründet und knapp dreißig Jahre später die Stiftskirche St. Marien und Nikolaus – zeitweise wohl auch Kathedralkirche des Bistums Havelberg – fertiggestellt worden. Mit ihr war der erste große Sakralbau aus Backstein östlich der Elbe und zugleich eine der schönsten spätromanischen Anlagen des märkischen Backsteingebietes entstanden. Unter dem Einfluß der prämonstratensischen Bauhütte folgten in der Landschaft zwischen Elbe und Havel, die vom Ende des 12. bis ins 13. Jahrhundert hauptsächlich zur Markgrafschaft Brandenburg gehörte, eine Reihe zum Teil sehr stattlicher romanischer Dorfkirchen, sogenannte vollständige aus Apsis, Chor, Schiff und teilweise Westturm bestehende Anlagen in diesem neuen Baumaterial. Viele Schmuckformen der großen Stiftskirche kehren an diesen Dorfkirchen wieder, besonders augenfällig sind dabei die schönen Friese an den Apsiden. Die bemerkenswertesten dieser dörflichen Nachfolgebauten stehen in Schönhausen und Redekin, aber auch die Kirche von Wust – zehn Kilometer von Jerichow entfernt – gehört dazu.

Die Wuster Kirche, vom Havelberger Bischof Helmbert als Filia von Melkow geweiht, dürfte um 1200 erbaut worden sein. Die ältesten Teile dieses Saalbaues sind das Schiff, der eingezogene quadratische Chor und die halbkreisförmige Apsis.<sup>4</sup> Sie besitzen zum Teil noch die ursprünglichen rundbogigen Fenster und sind mit Winkelfriesen auf Konsolen und darüberliegendem Zahnschnitt in spätromanischer Formensprache geschmückt. Der mit einem Kreuzgratgewölbe versehene Chor wird durch kämpferlose Rundbögen von der Apsis und dem flachgedeckten Schiff getrennt und somit die deutliche Staffelung der Bauteile auch im Inneren fortgesetzt. Es waren nicht nur ästhetische Beweggründe für diese Baugestaltung ausschlaggebend, vielmehr spiegeln diese romanischen Kirchen einen tiefergehenden Symbolgehalt wider. Wenn Friedrich Möbius mit Blick auf die großen Sakralbauten dieser Epoche schrieb, daß die „romanische Kunst ... monumentale Leitbilder des gesellschaftlichen Verhaltens (aufrichtete), die dem einzelnen halfen, sich in sein Leben zu finden, den ihm aufgetragenen Sinn seines Lebens zu realisieren“,<sup>5</sup> so ist dieses in vereinfachter Form auch auf die Dorfkirchen anwendbar, ja es ist anzunehmen, daß sie in ihrer Frühzeit vielfach nur eine Reduzierung der großen Sakralbauten darstellten, die im Kolonialland östlich der Elbe nahezu gleichzeitig mit ihnen entstanden sind. Diese romanische Backsteinkirche in Wust erhielt Anfang des 18. Jahrhunderts auf dem alten massiven Unterbau einen zweigeschossigen quadratischen Fachwerkturm mit barocker Haube aufgesetzt, der allein schon wegen seiner Größe schwer zu den romanischen Teilen passen will, seither aber dem Bau im Ortsbild das Gepräge gibt und weithin sichtbar aus den Bäumen des einst parkartig gestalteten Kirchhofes herausragt.

Wust befand sich seit 1376 teilweise und seit 1608 vollständig im Besitz der Familie von Katte, die als Patrone auch das Innere und Äußere der

Kirche beeinflussten. 1706 wurde an der Südostseite in Backstein ein Gruftanbau errichtet, der – oder richtiger das tragische Geschick des in ihm beigesetzten Hans Hermann von Katte – den Ort und seine Kirche überlokal bekannt machten. Der 1730 im Alter von 26 Jahren in der Festung Küstrin enthauptete Freund des Kronprinzen Friedrich ruht in einem eichenen Holzsarg an der Westwand der Gruft, im schlichtesten unter den jetzt zehn hier aufgestellten zum Teil sehr prunkvollen Särgen des 18. Jahrhunderts.<sup>6</sup>

Um die Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert begannen in der Wuster Kirche durchgreifende Umgestaltungen des Inneren. Das Dominierende der insgesamt barocken Innenausstattung der Kirche ist die aus 96 Feldern bestehende Kassettendecke aus dem 18. Jahrhundert. Derartige Kassettendecken sind auch in dörflichen Bauten seit der Romanik bekannt. Die älteste erhaltene bemalte Felderdecke Mitteleuropas befindet sich in der Kirche von Zillis (Graubünden, Schweiz) und entstand mit dem romanischen Schiff dieser Dorfkirche um 1140.<sup>7</sup> Die meisten dieser hölzernen Decken gingen jedoch nach dem Einziehen gotischer Gewölbe verloren. Erst in der Renaissance und im Barock gewannen derartige Deckenlösungen in Sakralbauten wieder an Bedeutung, nunmehr aber kaum noch mit vergleichbar straff gegliedertem theologischen Programm. Das trifft auch auf die Wuster Kassettendecke zu, auf ihren Feldern sind fliegende Engel mit Spruchbändern und im großen achteckigen Mittelfeld die Trinität dargestellt. In ähnlicher Art wie die Decke sind – mit Engelsköpfen in Wolken auf blauem Grund – auch die Füllungen der dreiseitigen Empore bemalt.

Die Wuster Kirche war in jüngerer Zeit derart schadhaft geworden, daß sich der Gemeindegemeinderat 1975 zur Aufgabe des Gebäudes gezwungen sah. Doch als ein Jahr später das Kirchendach – bei starkem Wind eine akute Unfallquelle – instandgesetzt werden mußte, und dabei auch Reparaturen am Turm nötig wurden, waren diese Arbeiten der Beginn einer großartigen Rettungsaktion für die Wuster Dorfkirche, die weit über die Grenzen des kleinen Ortes hinaus Engagement weckte und die unterschiedlichsten gesellschaftlichen Kräfte im Bemühen um die Erhaltung dieses Bauwerkes vereinte. 1978 begann die Restaurierung des Inneren, ein Jahr später bereits konnte die ehemalige Patronatsloge an der Südseite des Chores als heizbarer Gemeinderaum ausgebaut werden. Mit Hilfe des von der staatlichen Denkmalpflege gestellten Restaurators Benz aus Jävenitz fanden die Hauptarbeiten der Restaurierung in den Jahren 1979 und 1980 statt. Dabei wurde der zum Grabmal umfunktionierte barocke Altaraufsatz, mit den Katteschen und Witzlebenschen Wappenschildern, Engeln und dem Auferstandenen als Bekrönung, neu vergoldet auf den Altar gebracht und das für den 1684 verstorbenen Sächsischen Geheimen Rat und Hofmarschall Hans von Katte 1716 errichtete Sandsteinepitaph, das den Verstorbenen in Ganzfigur mit Harnisch zeigt, nunmehr an die Südwand des Chores gestellt. Ebenso neu bemalt und vergoldet wurde der einfache Orgelprospekt des 18. Jahrhunderts auf der Westempore. Die aufwendigsten Arbeiten erforderte die Decke, deren Felder sämtlich restauriert und teil-

weise ergänzt werden mußten, ehe sie mit Bienenwachs und Lack überzogen Anfang 1981 wiederangebracht werden konnten. 1980 ist auch die Gruft aufgeräumt und geweißt worden, und es erinnert nur noch wenig an Fontanes Beschreibung, daß beim Öffnen der Torflügel der eindringende Luftzug die Spinnweben am Portal in Bewegung setze. „Dies Licht von außen war zu schwach, es drang nur zwei Schrittbreit in die dunkle Behausung ein, und dahinter blieb alles Nacht.“<sup>8</sup>

Eigeninitiative, zahlreiche Sach- und Geldspenden, Hilfe von vielen Seiten, das Entstehen einer Baubrigade aus Jugendlichen zu eigens diesem Zweck und das rastlose Bemühen des Ortspfarrers Stephan ermöglichten diese Restaurierung und die Einweihung der Kirche im August 1981 unter in- und ausländischer Beteiligung während der der Jugendbrigade von der Nationalen Front des Kreises Genthin die Rose der Nachbarschaftshilfe verliehen wurde. Wiedererstanden ist in den letzten Jahren eine der schönen romanischen Backsteinkirchen der Mark, die in ihrer nun fast 800jährigen Geschichte auch die Erinnerung an eine der menschlich tragischen Episoden preußischer Geschichte bewahrt.

#### Anmerkungen

- 1 Franz Fabian, „Die Katte-Gruft heute“, in: Fontane-Blätter, Band 5, Heft 1, S. 25–27.
- 2 Theodor Fontane, Romane und Erzählungen, Vor dem Sturm, Erster Band, Berlin (Aufbau-Verlag) 1973, S. 40 f.
- 3 Ebenda S. 40.
- 4 Vgl. Georg Dehio, Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler, Der Bezirk Magdeburg, Berlin 1974, S. 460.
- 5 Friedrich Möbius, Romanische Kunst, Berlin 1969, S. 25.
- 6 Zu den Särgen in der Katte-Gruft vergleiche Franz Fabian, a. a. O.
- 7 Vgl. Klaus Speich, Hans R. Schläpfer, Kirchen und Klöster in der Schweiz, Zürich 1978, S. 84 ff.
- 8 Theodor Fontane, Wanderungen durch die Mark Brandenburg, Havelland, Berlin (Aufbau-Verlag) 1977, S. 421.

Joachim Schobeß (Potsdam)

#### In memoriam Dr. Hermann Fricke

Am 18. Januar 1982 starb im 87. Lebensjahr in Badenweiler Dr. Hermann Fricke. Sein Name ist untrennbar mit dem Theodor-Fontane-Archiv von 1935 bis 1945 verbunden. Am 18. Dezember 1935 unterzeichnete er im Auftrage des Oberpräsidenten der Provinz Brandenburg den Vorvertrag, mit dem Friedrich Fontane für die Erben Theodor Fontanes den gesamten gemeinschaftlichen noch vorhandenen handschriftlichen Nachlaß des Dichters an die Provinzialverwaltung übergab. Hermann Fricke und Friedrich Fontane waren Freunde.

Hermann Fricke's immense Kenntnisse über Theodor Fontane und sein Werk fanden ihren Niederschlag in einer Fülle von Publikationen. Stell-

vertretend seien hier genannt: „Emilie Fontane. Mit unveröffentlichten Gedichten und Briefen von Theodor Fontane und Emilie Fontane.“ [Beigedrukt:] „Handschriften des Theodor-Fontane-Archivs.“ [Vorkriegsbestand] Rathenow 1937; „Theodor Fontanes letzter Romanentwurf ‚Die Likedeeler‘“. Rathenow 1938, an Hand des zu den Verlagerungsverlusten gehörenden 232 Seiten umfassenden Manuskriptes. Schließlich nennen wir noch „Theodor Fontane: Chronik seines Lebens.“ Berlin 1960.

Gegen Hermann Fricke's Rat wurden 1943 die Handschriftenbestände von Potsdam in das Arbeiter-Wandererheim „Rotes Luch“ bei Müncheberg (Mark) ausgelagert. Hierüber berichteten wir im Auftrage des Ministeriums für das Hoch- und Fachschulwesen in den „Fontane-Blättern“, Band 2 (1971), Seiten 276 bis 282 u. d. T.: „Die Ereignisse im ‚Roten Luch‘ 1943 bis 1946 und der Wiederaufbau des Theodor-Fontane-Archivs. Ein abschließender Bericht.“

Zahlreichen jungen Menschen, die nach 1945 ihre Dissertationen über Theodor Fontane schrieben, gab Hermann Fricke bereitwilligst Auskünfte. Auch uns, die wir ab 1950 vor der fast unlösbar erscheinenden Aufgabe standen, die stark dezimierten Handschriften ( $\frac{2}{3}$  wurden vermißt) und die durcheinander geratenen Handschriften-Restbestände neu zu ordnen und den Wiederaufbau des Fontane-Archivs in Angriff zu nehmen, waren mehrmals die Auskünfte Hermann Fricke's buchstäblich der letzte Ausweg, z. B. bei der Identifizierung von Personenaufnahmen aus dem Freundeskreis des Dichters. Als wir am 17. und 18. Dezember 1965 aus Anlaß der Dreißig-Jahrfeier des Theodor-Fontane Archivs der Brandenburgischen Landes- und Hochschulbibliothek ein Symposium in Potsdam durchführten, war auch Hermann Fricke als Referent vorgesehen. Eine Grippeerkrankung verhinderte im letzten Augenblick seine Teilnahme. Was ihn hierbei bewegte, kam in seinem Brief zum Ausdruck, in dem er mitteilte, wie schmerzlich es für ihn war, an dem Ehrentage „meines Archivs“ nicht teilnehmen und die alten und jungen Fontaneforscher nicht begrüßen zu können. Seinen Beitrag „Zur Pathographie des Dichters Theodor Fontane“ veröffentlichten wir in unserem Konferenzbericht „Theodor Fontanes Werk in unserer Zeit“ (Potsdam 1966). Hermann Fricke's Verbundenheit mit dem nach 1945 neu errichteten Fontane-Archiv kam in zahlreichen Geschenken zum Ausdruck, die wir stets dankbar in den „Fontane-Blättern“ anzeigten.

Nachdem wir 1975 im Band 3, Heft 5, den am 19. Februar 1975 erfolgten 80. Geburtstag Hermann Fricke's mitteilten und ihm in einem Handschreiben persönlich gratulierten, bedankte er sich in seiner generösen Art mit einer Lithographie „Theodor Fontane“ von Laatzten, die, mit einer handschriftlichen Widmung von Laatzten versehen, im Benutzerraum des Fontane-Archivs auch äußerlich das Gedenken an Hermann Fricke wachhält.

In Dankbarkeit verabschieden wir uns von ihm mit den Worten Theodor Fontanes, die er Dubslav von Stechlin aussprechen läßt: „Der Vollzug, auch wenn er Tod heißt, darf uns nicht schrecken. In das Gesetzliche schicken, das macht den sittlichen Menschen und hebt ihn.“

Peter Wruck (Berlin)

## Fontanes Entwurf „Die preußische Idee“

### I

#### Bedeutung und Beschaffenheit des Textes

Viele Satiren, sagt Fontane in seinem Erinnerungsbuch „Von Zwanzig bis Dreißig“, werden ohne Kommentar gar nicht verstanden.<sup>1</sup> Er denkt an den „Frack des Herrn von Chergal“, eine seinerzeit schon vergessene Erzählung des Tunnelgefährten und „freundlich väterlichen Helfer(s)“<sup>2</sup> Wilhelm von Merckel. Die persönliche Invektive und der politische Gegenstand blieben sonst im Dunkeln: „Was eigentlich dahintersteckt, davon merkt man nichts oder merkt es zu spät oder merkt es falsch. Dieser Frack des Herrn von Chergal ist nämlich nichts als die altmodische ständische Verfassung, die Herr von Gerlach – Chergal ist eine bloße Buchstabenumstellung dieses Namens – unter allen Umständen konservieren wollte.“<sup>3</sup>

Vergleicht man die Sujetstruktur, dann zeigt sich Fontanes Entwurf „Die preußische Idee“ aus dem Jahre 1894 nahe und wohl nicht zufällig verwandt mit Merckels kleiner Satire, wie sie in Fontanes Memoiren dargestellt ist. Auch Fontanes Adolph Schulze widmet sein Leben als preußischer Staatsdiener, der es zum Geheimrat in den Berliner Ministerien bringt, einem traditionsbeladenen staatspolitischen Leitgedanken, den er unter allen Umständen konserviert sehen will. Schulzes Idee teilt das Geschick jenes Fracks, der „infolge beständiger Ausflickungen und Änderungen gar nicht mehr er selber ist, aber trotzdem noch immer als das ‚unantastbare Heiligtum von ehemals‘ angesehen und getragen wird. Die Wendungen und Wandlungen, die das arme Ding durchmacht und die doch alle darauf hinauslaufen, in ihm etwas ‚Unwandelbares‘ besitzen zu wollen, bilden den Inhalt der Erzählung, in der man es, oberflächlich angesehen, lediglich mit einem exzentrischen oder spleenhaften alten Herrn zu tun hat, der eigensinnig an einer Schrunke festhält.“<sup>4</sup>

Im Unterschied zum „Frack des Herrn von Chergal“ ist die Idee Adolph Schulzes nicht allegorisch zu verstehen, und so weit sich sehen läßt, muß auch keine Personalsatire entschlüsselt werden. Aber der zeitgeschichtliche Bezug, der das Lebelement der politischen Satire ist, erschwert später oft mehr als bei andren Gattungen ihr Verständnis, auch wo sie sich nicht darin erschöpft. Mögen die Gestalten, Begebenheiten, Formulierungen, die der Autor herbeizitiert, noch erinnerlich sein – der historische Zeitwert, den sie ehemals mit ins Spiel brachten, ist mit ihnen dahingegangen. Zudem wechselt jene preußische Idee, die uns heute wieder beunruhigt, in Fontanes Entwurf proteushaft die Gestalt, so daß ihre Identität, wenn nicht Existenz fragwürdig erscheinen. Unter diesen Umständen ist es mit der Kommentierung nicht getan; der Entwurf, aus zwei ungleichartigen Teilen zusammengesetzt und obendrein fragmentarisch erhalten, ist in hohem Maße interpretationsbedürftig.

Man muß sich wundern, daß es diesem Text, dessen Vorhandensein seit 1937 publik war, lange an der Beachtung gefehlt hat, die anderen wichtigen,

nicht zur Ausführung gelangten Erzählvorhaben Fontanes bereitwillig entgegengebracht wurde. Schließlich beziehen Titel und Text ostentativ zwei grundlegende Größen seines historisch-politischen Denkens aufeinander. Zumindest für sein Land Preußen, den Staat der Hohenzollern, dem er – anders als den preußischen Junkern – in Liebe und Erbitterung, Tadel und Bewunderung, in Hoffnung und Sorge bis zuletzt unverbrüchlich verbunden blieb, konnte diese Bedeutung als ausgemacht gelten. Und für die Bedeutung, die er der Idee im Leben der Völker zuerkannte, mangelte es jedenfalls nicht an Zeugnissen.

„Es ist das Eintreten einer großen Idee, eines großen Moments in an und für sich sehr einfachem Lebenskreise“<sup>5</sup>, sagte Fontane von der Volkserhebung des Jahres 1813, die er zum Gegenstand seines ersten Romans machte. Nur von der „selbstsuchtlosen Hingabe an eine große Idee“<sup>6</sup> dürfe sich das niedergeworfene Frankreich von 1871 eine Wiedergeburt versprechen, während Bismarcks Erfolge in erster Linie darauf beruhten, „daß er seine stupende Kraft in den Dienst der in der deutschen Volksseele lebendigen Idee stellte.“<sup>7</sup> Die Ideen der Französischen Revolution hatten die Welt umgestaltet<sup>8</sup>, und weil die Arbeiter auch Ideen vertraten, war ihnen nicht mit der Waffe in der Hand beizukommen.<sup>9</sup> Die Zuversicht, „daß in der Weltgeschichte noch immer der Macht der Idee die rohe Gewalt unterliegen mußte“<sup>10</sup>, hatte er sich aus der Revolution von 1848 bewahrt, sie zählte zu den Voraussetzungen seines letztendlich ungebrochenen grundsätzlichen Geschichtsoptimismus. Begreiflich, daß ihm der Verlust einer leitenden Idee und des Idealen, das für ihn eng damit verknüpft war, Anlaß zu tiefer Besorgnis gab.

Die Frage nach der preußischen Idee stand unausgesprochen im Hintergrund, als Fontane – zeitlich in der Nähe seines Entwurfs – nach den Tagen fragte, „da Preußen so was wie eine Mission hatte.“<sup>11</sup> Das hieß für ihn den höchsten geschichtlichen Maßstab anlegen und sein Land statt an der Größe der Erfolge und der entfalteten Macht an der Berechtigung des vertretenen Prinzips messen, von dem seiner Überzeugung nach Bestand und Gedeihen letzten Endes abhingen. Dessen ungeachtet ging noch Reuter an der „Preußischen Idee“ vorbei; den 5. von Keitel 1966 vorgelegten Band der Hanser-Ausgabe, dem unser Abdruck folgt, und den Beitrag in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, der auf diesen Text aufmerksam machte, konnte er nur bibliographisch berücksichtigen.<sup>12</sup> Zu knappen Stellungnahmen kam es im folgenden Jahr unabhängig voneinander bei Nürnberger und mir. Inzwischen ist – in dem Fontane-Buch Schobers von 1980 – der Entwurf bereits als ein Schlüsseltext für Fontanes politisches Ethos behandelt worden.

Damit stehen sich jetzt auch zwei Lesarten gegenüber. Die eine versteht den Text als mehr oder weniger grundsätzliche Negation der preußentümlichen Phrase, wenn nicht der Phrasenhaftigkeit des Preußentums.<sup>13</sup> Die andere akzentuiert nicht den fabelbildenden Lebenslauf des fragwürdigen Helden Schulze, der den ersten Teil des Entwurfs ausmacht, sondern die brieflich eingblendeten Äußerungen von dessen Vormund und Präzeptor Stägemann, die den zweiten Teil beherrschen. Von Stägemann heißt es

bei Schober, daß er „klarere und beständigere Erkenntnisse über die ‚preußische Idee‘ hat“, so daß sich eine Auslegung des Entwurfs als „Kritik an Preußen überhaupt“ verbiete.<sup>14</sup>

Ersichtlich muß zunächst nach der Kohärenz des Textes gefragt werden, bevor sich sein Geltungsrahmen in Fontanes Positionsbildung ermitteln läßt. Ohne das kann der „Preußischen Idee“ auch schwerlich ein Zeugniswert in den Auseinandersetzungen um das Preußentum und mit dem Preußentum beigemessen werden, die Anschaulichkeit angenommen haben, seit in Westberlin die Ausstellung „Preußen. Versuch einer Bilanz“ veranstaltet wurde und in der Hauptstadt der DDR das Rauchsche Friedrichsdenkmal wieder auf seinen angestammten Platz zurückgekehrt ist.

Genetisch bietet das Verhältnis der beiden deutlich unterschiedenen Teile, aus denen Fontanes Niederschrift besteht, wenig Schwierigkeiten. Der erste geht auch in der Abfassung voran. Er trägt besonders nach dem abrupten Anfang mit der Jahreszahl 1841 und der ideologischen Lagebefindlichkeit des jungen Helden deutliche Zeichen einer raschen Niederschrift und des Einfallshaften, das noch der Selbstverständigung bedarf. Dann kommt die Darstellung in Fluß und wird – mit unterschiedlichem Detaillierungsgrad und nicht völlig widerspruchsfrei – bis zum natürlichen Endpunkt, zur Beisetzung des im hohen Alter verschiedenen Geheimrats geführt. (Die anschließende Erwägung über die Plazierung des Satzes von der ghibellinischen Idee liegt bereits außerhalb des durchgezählten Lebenslaufs.)

Der zweite Teil ergänzt zunächst und vervollständigt den Lebenslauf Schulzes vom natürlichen Beginn, seiner Geburt ausgehend, und überlappt dann den ersten Teil in dessen Anfangsabschnitt. Dieser zweite Teil gehört nach dem Grad der Durcharbeitung, der Detaillierung, Folgerichtigkeit und stilistischen Ausgeglichenheit bereits einem nächsten Arbeitsgang an. Im Unterschied zum ersten ist der zweite Teil unvollständig erhalten – die Blattfolge bricht im Satz ab –; insofern und, was nicht belanglos ist, nur insofern hat der Entwurf Fragmentcharakter.

Denn Leben und Wandel – das Wort Wandel betont in dieser hergebrachten Dopelformel, die damals schon etwas altmodisch und ironisch klingt, die moralische, öffentliche, berufliche Seite – Leben und Wandel des Adolph Schulze liegen auf diese Weise lückenlos vor uns. Fontane konzipiert eine quasi-biographische Erzählung, die gänzlich von der Entwicklung ihres Helden getragen wird, ja geradezu darin aufgeht, und er verzichtet auf jede Liebes- oder Ehebeziehung, die er sonst als sujetbildendes und handlungsorganisierendes Element benutzt. Beides erlaubt schon, von einer Ausnahmestellung des Entwurfs in seinem Schaffen zu sprechen. Stattdessen bindet er Schulzens ganzen Lebensgang eng, direkt und demonstrativ an den Verlauf der preußischen Geschichte. Auch das kommt sonst bei ihm nicht vor. Es wird unterstrichen durch den Zusatz, den das Konvolut mit den Manuskriptblättern außer Titel und Unterschrift noch trägt: „Enthält den Gang der Geschichte von Anno 49 an.“ (S. 119, A. 1)

Die Bemerkung ist mißverständlich. In der Parallelführung von Held und Historie regiert die Geschichte den Ablauf, ohne jedoch in eigener Gestalt aufzutreten. Und wenn Schulze kaum mehr gestattet wird, als aufs Histo-

rische zu reagieren, so werden umgekehrt die auf der Weltbühne spielenden Vorgänge und Akteure strikt an seine (und zu dessen Teil an Stägemanns) in hohem Maße selektive Erfahrung und Optik gebunden. Dadurch gewinnt der Held mehr, als man erwarten sollte, Profil, und der Geschichtsverlauf erfährt einen Zuschnitt, der auf den dahinter stehenden Autor zurück-schließen läßt.

## II

### Der Typus Schulze und seine Idee

Doch „Natur- und Kunstwerke lernt man nicht kennen wenn sie fertig sind; man muß sie im Entstehen aufhaschen, um sie einigermaßen zu begreifen.“<sup>15</sup> Trifft Goethes Gedanke zu, dann empfiehlt es sich, die beiden Teile des Entwurfs in der Reihenfolge ihrer Abfassung zu befragen und nicht in der Chronologie des ununterbrochenen biographischen Ablaufs, den sie herstellen.

Daß Teil Eins mit dem Jahr 1841 und mit der „Herwegh-Zeit“ einsetzt, ist auffällig genug. Fontane datiert die Epoche nicht (wie er weiterhin verfährt) von einer Wende preußischer Staatspolitik. 1840 war Friedrich Wilhelm IV. seinem Vater Friedrich Wilhelm III. auf den Thron gefolgt, was viele Zeitgenossen herbeigesehnt hatten und mit gewissem Recht als geschichtliche Zäsur empfanden. So sieht es Fontane auch in seinen Memoiren. 1841 aber erschienen Herweghs „Gedichte eines Lebendigen“, die wie ein Feuerbrand unter die Leute fuhren. Diese Gedichte – und nicht das enttäuschende und provozierende Reaktionsregime des „Romantikers auf dem Thron“, nicht die Kämpfe der vierziger Jahre, nicht die Märzrevolution – tragen einen gelinden Konflikt in die Brust des anfangs noch namenlosen jungen Mannes, um den es geht und der durch zweierlei charakterisiert ist: seine Empfänglichkeit für den neuesten Zeitgeist und sein Festhalten an dem alten Programm, über das er verfügt.

Mit diesem Programm, das sich gleich als die „preußische Idee“ entpuppt, vereinbart er ohne weiteres das antipäpstliche<sup>16</sup> und das allgemeine freiheitliche Element bei Herwegh. Nicht so die Kritik an Friedrich Wilhelm IV., über den in Herweghs Gedicht „Auch dies gehört dem König“ erbarmungslos Gericht gehalten wird. Angeführt werden – nicht ganz korrekt – zwei Verse, die der Held poetisch auskostet, aber politisch ablehnt. Dabei geht es um mehr, als offensichtlich wird: Wenn Herwegh seine Terzinen mit den Versen schließt „Die Sphinx wird nicht sich in den Abgrund stürzen, / Und du, du bist kein Ödipus gewesen“, dann meint er mit dem antiken Mythenwesen nicht die Zeit schlechthin, deren Rätsel der König nicht zu lösen vermochte, sondern „die Sphinx der Revolution“.<sup>17</sup>

Obwohl noch wenig geordnet und ausgeführt, sind in diesem Anfangsabschnitt die wichtigsten Züge der Figur und ihres ideologischen Problems bereits vorhanden. Gleichsam selbstverständlich wird noch der Umstand nachgetragen, der aus dem Schemen erst einen Typus macht und ihm einen folgerechten Lebensweg zuzuschreiben erlaubt: Als Assessor und Regierungsrat steht er am Beginn einer Beamtenkarriere. Zugleich erfährt der ideologische Sachverhalt eine Präzisierung: Der Held versteht es, Libera-

lismus und preußische Idee zu verbinden. Als Drittes tritt hinzu die „ghibellinische Idee“, aufgefaßt als „Betonung des Antipäpstlichen oder das Kaisertum über das Papsttum“ (S. 121). In dieser historischen Rückorientierung wird sogleich eine Vorliebe für Dante Alighieri geltend gemacht. Derart ausgerüstet gelang er „glatt“ bis ins Jahr 1849, ohne daß von der Revolution mehr erwähnt wird als die Auflösung des Frankfurter Parlaments.

Aus diesen Voraussetzungen entwickelt sich eine Typensatire auf den preußischen Geheimrat, den Inbegriff der Ministerialbürokratie, über den man 1894, als der Entwurf entsteht, bei Fontane liest: „Der preuß. Geheimrat kennt nur den Schnack, der gerade kursiert – eigenes Urteil hat von den 20en höchstens einer. Es wird nicht eher besser, als bis mit dem ganzen Examensunsinn und dem staatlich aufgeklebten Zettel aufgeräumt ist.“<sup>18</sup> Fontanes Helden heißen sonst nicht Schulze; wo er in seinen Briefen das Wort von den Müllers und Schulzes abwandelt, läßt es wenig Sympathie erkennen und bezeichnet bestenfalls etwas ganz und gar Durchschnittliches, das übrigens nicht an den Stand gebunden ist.<sup>19</sup> Der Name stellt sich wie von ungefähr ein, als Schulze vor dem Höhepunkt seiner Laufbahn steht, vor seiner eigentlich großen Zeit.

Ohne daß Fontane seinen Helden in dienstliche Handlungen zweifelhaften Charakters verwickelt, versetzt er ihn in diejenigen Ämter, denen es obliegt, innerhalb und außerhalb der Legalität jeweils die vermeintliche Staatsräson gegen die innerpolitischen Gegner durchzusetzen. Unter Hinckeldey (dem berüchtigten Berliner Polizeipräsidenten der nach- und konterrevolutionären Ära Manteuffel) ist er Polizei-Regierungsrat und verdient sich die Sporen. Das liberalisierende Zwischenspiel der „Neuen Ära“ findet ihn als Geheimrat im Innenministerium. Auf diesem Posten harrt er allerdings auch während des Heeres- und Verfassungskonflikts aus, der die schärfsten Auseinandersetzungen mit der liberalen Opposition bringt. Ganz einverstanden mit den drei Kriegen, durch die Bismarck die Reichseinigung unter preußischer Ägide bewerkstelligt, wird Schulze 1873 ins Kultusministerium versetzt, um dort den Kulturkampf gegen das Papsttum Pius IX. und den deutschen Katholizismus führen zu helfen.

Nun erst erlebt er seine große Zeit. Während aller Staatsaktionen und politischen Wendungen seiner Amtsdauer hatten Zweifel an ihm genagt ob des Schicksals, das dem freiheitlichen Element seines Programms beschieden sein möchte. Im Kulturkampf ist er endlich ganz mit sich, seinem Staatswesen und mit Stägemann einig, der hier erstmals in Erscheinung tritt: „Die ghibellinische, die protestantische, die preußische Idee, diese Dreiheit, die doch wieder nur eine Einheit, hatte sich zu vollem Siege durchgearbeitet, alles war ihm Stägemann von 40 Jahren gesagt in die Seele gepflanzt hatte, das erfüllte sich: er hatte dazu mitgewirkt, er hatte nicht umsonst gelebt.“ (S. 120 f.)

Als dieser Traum ausgeträumt ist, Bismarck den Kultusminister Falck, der Exponent des Kulturkampfes war, opfert, begehrt Schulze zum ersten Male auf und ringt mit dem Entschluß, aus seiner alten Überzeugung die Konsequenz zu ziehen und den Abschied zu nehmen. Indes beruhigt er sich am

dritten Tage mit einer weiteren Variante der preußischen Idee, die ihm erlaubt, guten Gewissens noch zehn Jahre im Amt zu verbleiben. Was folgt, ist bereits ein Epilog, der allerdings, wie später zu zeigen ist, ausschlaggebende Gesichtspunkte nachliefert.

An dieser Stelle kommt es auf den Typus Schulze an, in dem sich der Drang zum Höheren mit plattem Opportunismus paart und ein gutgläubiges Integritätsbedürfnis mit steter Pflichterfüllung im Guten wie im Bösen. Sucht man nach seinem Losungswort, dann lautet es Loyalität. Vergangenes verbindet sich da mit Kommendem. Denn Schulze wächst hinaus über den sogenannten Geheimratsliberalismus, der in seiner Gestalt satirisch preisgegeben wird. Die Milde, die Fontane vordergründig walten läßt, sollte nicht den Blick für die Entdeckung trüben, die ihm gelungen ist. Oder wäre vor Schulze in der deutschen Literatur schon jener beamtete Erfüllungsgehilfe der Staatsmacht aufgetaucht, der – willenlos, nicht skrupellos – aus der patriotischen Tradition die unentbehrliche Beschwichtigung und Selbstrechtfertigung bezieht, egal, was daraus geworden ist, und was ihm dazu an Statur fehlt? An dem bereits der Selbstvollzug ideologischer Manipulierung vorgeführt und thematisiert wird? Diese Eigenbedeutung der Figur, auf die Fontane sein Erzählvorhaben begründet, verdient nicht, von ihrer ideologiekritischen Funktion verdeckt zu werden. Dabei ist auch die Tradition der Typensatire zu bedenken, in der manches gang und gäbe ist, was man in der „Preußischen Idee“ der Unfertigkeit eines Entwurfs zur Last legen oder als Eigentümlichkeit dieses Entwurfs ansehen könnte. Die Typensatire bedient sich regelmäßig einer Zurücknahme der Individualität auf wenige Wesenszüge, von denen einer das Bild beherrscht, eines statischen Figurenaufbaus, der keine wirkliche Entwicklung kennt, und der Hervorhebung nur eines Konfliktstoffs, eines Problems.

Fontane verstand sich auf diese Verfahrensweise. Aber während er Frau Jenny Treibel geborene Bürstenbinder mit einem differenzierten, vergleichsweise umfangreichen Figurenensemble umgab und in eine zentralisierte, dabei entfaltete Konflikthandlung versetzte, entwirft er in der „Preußischen Idee“ die Entwicklung einer Figur, die keine Entwicklungsfigur ist, ohne ihre Ausstattung mit einer Umwelt vorzusehen, die mehr als punktuell individualisiert wäre. Daß daraus Ausformungsschwierigkeiten erwachsen, läßt sich absehen.

Als der eigentliche Partner des Helden fungiert die preußische Idee. Er und sie charakterisieren sich gegenseitig; sie ist Bestandteil seines Denk- und Verhaltensmusters. Weil er dauernd an ihrer Verinnerlichung arbeitet, tritt sie auch außerhalb von ihm gar nicht in Erscheinung; Fontane bedient sich mit Selbstverständlichkeit der personalen Erzählsituation, um diesen Verbund darzustellen. Handlung entsteht hauptsächlich, weil der Held gezwungen ist, sich seine Idee ein ums andere Mal zurechtzulegen. Denn der preußische Staat – um es auf einen im Nachmärz geprägten Ausdruck zu bringen – macht keine Ideenpolitik, er treibt Realpolitik.

Schulzes „Dollpunkt“ (S. 122) ist die Versessenheit, die ihn gegen diesen Umstand, den er praktisch ausgezeichnet zu berücksichtigen weiß, weltanschaulich blind macht: psychologisch eine Narrheit, politisch eine Naivi-

tät, historisch ein Anachronismus. Indem Fontane das Manipulative hervorkehrt, das die preußische Idee daraufhin annimmt, gewinnt er dem Problem eines preußisch-patriotischen Ethos, das ihn aufs nachhaltigste beschäftigt hat, nun gleichfalls eine neue, für die politische Psychologie des Kaiserreichs grundlegende Einsicht ab. Die Desillusionierung, die Schulze versagt bleibt, ergibt sich aus dem Gang der Begebenheit; die Metamorphosen jener Idee laufen im ersten Teil des Entwurfs auf ihre vollständige Demontage hinaus.

### III

#### **Der Autor und sein Held. Die Aktualisierung Friedrich Barbarossas zugunsten der Hohenzollernmonarchie und ihrer „Bekämpfung des Katholizismus“**

Natürlich wird der Held nicht von persönlichen Einfällen bewegt. Er dient als Medium, um Auffassungen und Anwendungen des Preußentums zur Sprache zu bringen, die einmal einflußreich und meist umstritten waren. Eine Überraschung erwartet den Leser des Entwurfs allerdings, wenn auf dieser Ebene Berührungspunkte zwischen der politisch-weltanschaulichen Biographie des Helden und der seines Autors zum Vorschein kommen. Sie legen die Vermutung nahe, daß sich Fontane in der „Preußischen Idee“ auch mit der eigenen Vergangenheit auseinandersetzt. Auf hintergründige Weise, denn von Kongruenz oder Gradlinigkeit kann keine Rede sein; dafür sorgt schon die Unvereinbarkeit der Persönlichkeiten. Eher gibt die Kluft zwischen Fontane und Schulze, zwischen dem Geheimrat in Amt und Würden und der „catilinarischen Existenz“, als die Fontane – mit einem von Bismarck stammenden Schmähwort – den Literaten persiflierte<sup>20</sup>, zu Bedenken Anlaß. Aber falls Fontane einige zentrale, prekäre Momente seines Werdeganges zur Sprache bringen wollte, ohne die eigene Person zu berühren und den autobiographischen Zusammenhang offenzulegen, dann verfügte er in seinem Helden über einen denkbar unverdächtigen Strohmännchen. Nebenbei bemerkt hatte auch Wilhelm von Merckel sich, „eine fremde Gestalt vorschubend“, auf seine Weise persönlich in die Erzählung vom „Frack des Herr von Chergal“ eingebracht.<sup>21</sup>

Für diese Annahmen spricht das komplementäre Verhältnis, in dem der Entwurf für „Die preußische Idee“ zu Fontanes Memoiren „Von Zwanzig bis Dreißig“ steht, an denen er zu jener Zeit zu arbeiten begann. Läßt man mit dem nötigen Vorbehalt Reuters Wort gelten, das sie „zu einem kritischen **Lebensrückblick** ‚von zehn bis achtzig‘“<sup>22</sup> erklärt, dann erfassen sie denselben Zeitraum wie der Entwurf. Daß Fontane namentlich bei der Darstellung der Herwegh-Zeit auf einige Züge der „Preußischen Idee“ zurückkommt, liegt nahe und hat wenig zu besagen. Um so mehr ist auf die subtile und im Ergebnis ungemein reizvolle Vermeidungstaktik Wert zu legen, zu der er in den Memoiren greift. Nicht daß er die Selbstbekenntnisse scheute – aber es sind die des Alters, der späten Einsichten und Standpunkte. In dieser Richtung bewegt sich die Wahrheitsfindung; Konfessionen im rousseauschen Sinne einer rückhaltlosen Enthüllung des Gewesenen, womöglich einer Selbstentblößung sind ihre Sache nicht. Selbstironie und Distanz gegenüber dem, der er einst gewesen ist, werden bevor-

zugt. Und wie er darauf ausgegangen ist, überall „mehr das Menschliche als das Literarische zu betonen“<sup>23</sup>, so betont er in der Darstellung seines von Politik und Literatur geprägten Werdegangs auch mehr das Menschliche als das Politische. Sein Bestreben, die tiefe eigene Verstricktheit in die innerpolitischen Gegensätze Preußens teils zu übergehen, teils zu bagatellisieren, ist schon lange erwiesen.

Die – wenn man so will – Vermeidungstaktik der „Preußischen Idee“ ist eine andere. Sie verdeckt ebenfalls die subjektive Beteiligtheit des Autors, jedoch um manches von deren Inhalten, vor allem was die problematischen, in den Memoiren bloß gestreiften fünfziger, sechziger, siebziger Jahre betrifft, unter dem Deckmantel einer fiktiven, fremden Biographie mittelbar und einer Revision zugänglich zu machen.

Zur Debatte gestellt werden im Entwurf drei kollidierende Konstanten von Fontanes politischem Denken, die miteinander zu vereinbaren er ein gutes halbes Jahrhundert hindurch innerlich gerungen hat: das Freiheitliche, das Preußische und das Nationale. Sie müssen hier nicht auf die gegensätzlichen politischen Richtungen bezogen werden, denen er sich während seiner journalistischen Laufbahn näherte, ohne sich mit einer von ihnen voll zu identifizieren; das ist andernorts geschehen. Es kommt mehr auf den Anteil des Fontane Zugehörigen in den eklektisch wechselnden, aber dieselben Konstanten aufweisenden Anschauungen des Helden an, das nicht ohne weiteres von dem zu unterscheiden ist, was anderen Zeitgenossen oder einfach dem Zeitgeist gehört.

Diese Faktoren durchdringen sich namentlich im Kreis der „ghibellinischen Idee“, an der Fontane nur peripher beteiligt war. Dahinter verbirgt sich eine der „Stiftungslegenden des Kaiserreichs“<sup>24</sup>, die mit aktuellen Tendenzen der preußischen Politik in den dreißiger und wiederum in den siebziger Jahren verbunden wurde. Die Aktualisierung des Gegensatzes zwischen den kaiserlich gesinnten Ghibellinen und den päpstlich gesinnten Welfen (Guelfen) unter dem Staufer Friedrich I. Barbarossa geht auf den Hallenser Historiker Heinrich Leo zurück. Stockpreuße und eifernder Protestant, hatte er 1837 in dem Kölner Kirchenstreit um die konfessionellen Mischehen, der zu einer mehrjährigen erbitterten Auseinandersetzung des preußischen Staates mit dem katholischen Klerus und der Kurie führte, die Gegenpartei, als deren Wortführer der alte Joseph Görres aufgetreten war, mit der Bezeichnung Welfen belegt. Das erwies sich, wie noch die Übernahme durch Treitschke in seiner „Deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert“ zeigt, als wirksames Schlagwort, um gegen einen sich politisierenden Katholizismus Preußen als den Erben und Hort zumindest der Glaubensfreiheit darzustellen. Er begünstigte aber auch sein politisches Profil, denn der Antagonist Preußens in Norddeutschland, das Königreich Hannover, konnte, aller Glaubensverwandtschaft ungeachtet, unter dem Odium eines politischen Welfentums in diesen Gegensatz einbezogen werden, nachdem dort im selben Jahr die Verfassung gebrochen und die Göttinger Sieben ausgewiesen wurden.

Es konnte nicht ausbleiben, daß im Kulturkampf der siebziger Jahre, mit dem Bismarck den katholischen Partikularismus ausschalten wollte, und

in der gleichzeitigen Abwehr des hannöverschen, „welfischen“ Partikularismus — das Königreich war seit 1866 von Preußen annektiert — die alten Schlagwörter und Vorstellungen zur Kennzeichnung der „Reichsfeinde“ wieder auflebten.

„Der Kulturkampf fand in der ghibellinischen Kaiseridee seinen Ausdruck“<sup>25</sup>, die sich gegen den sogenannten Ultramontanismus richtete. Mit dieser Idee verband sich aber zugleich die Legitimierung des preußisch-deutschen Kaisertums aus dem Kaisertum der Hohenstaufen, des zweiten Kaiserreichs aus dem ersten. Der Kaiser, so wurde schon 1869 notiert, „heißt nicht mehr Friedrich, sondern Wilhelm, nicht mehr Hohenstaufen, sondern Hohenzollern trägt keinen rothen, sondern einen grauen Bart, ist nicht in Rom, sondern zu Königsberg gekrönt, fürchtet nicht mehr den Papst und die Welfen hat er gezähmt. Neun und sechzig Jahre alt stieg Rothbart in den Kyffhäuser und neun und sechzig Jahre alt, aber adlerfrisch verjüngt, erschien er am 3. Juli 1866, als König Wilhelm, bei Königgrätz wieder.“

Als „Kaiser Blanchebart“<sup>27</sup> hatte auch Fontane den verehrten Monarchen beim Einzug der aus Frankreich zurückgekehrten Truppen in Berlin gefeiert, und „Zum Kölner Domfest (15. Oktober 1880)“ bekräftigte er: „Eins wurde Hohenstaufer und Hohenzoller, / Und dieser Dom ist dessen uns Symbol.“<sup>28</sup> Indes sind seine Beiträge zur Stiftungslegende geringfügig. Ob seinem Plan zu einem Barbarossa-Epos, der für die Revolutionszeit bezeugt ist, in deren Vorgeschichte ein Platz zgedacht war, muß bei der Unbestimmtheit der Überlieferung offen bleiben. Möglich, daß die Bemerkung von 1852 auf einen solchen Ursprung zurückverweist: „Als ich noch jünger war, da kniet' ich bewundernd zu den Füßen der Tat, da galt mir das Schwert und der Arm, der es führte, da hing mein Auge an der Kaisergestalt Barbarossas, und mein Herz jubelte auf, wenn ich ihn einziehen sah in die Tore Mailands, den Welfentrotz unterm Hufschlag seines Pferdes.“<sup>29</sup> Immerhin erörtert Fontane 1848 den Gedanken, daß „die Burggrafen von Nürnberg — die Hohenstaufen unsres Jahrhunderts werden“<sup>30</sup> könnten, unter dem Gesichtspunkt eines Zu spät; die Zeit, von den Fürsten nicht genutzt, ist über sie hinweggegangen, der Versuch kann nicht mehr gemacht werden: „Jeder folgende Tag würde trotzige Lombarden bringen, ein stolzes Mailand und einen welfischen Löwen — und wo wäre der Barbarossa, die Freiheit und ihren Übermut zu zügeln! Ein Märchen aus ‚Tausendundeiner Nacht‘, so wär' es...“<sup>31</sup> Dazu paßt, daß Fontane den Plan für sein Epos wegen der Parallele fallen läßt, in die Barbarossas Vorgehen zur konterrevolutionären Unterdrückung Oberitaliens durch Österreich 1848 geraten ist. Auf diese Zusammenhänge wird im Entwurf zur „Preußischen Idee“ nur mit dem anfänglichen Stichwort „das Kaisertum über das Papsttum“ hingedeutet; allenfalls klingen sie noch in der Anspielung auf den Gang nach Canossa an. Aber die „Betonung des Antipäpstlichen“ überwiegt und äußert sich nicht nur in den übrigen Bemerkungen zum Kulturkampf, zur Ausweisung der katholischen Orden aus dem Reich, sondern sie kehrt noch in Schulzes Sterbestunde wieder. Sein „Sempre avanti Savoia“ (S. 119–122) ist vermutlich als Bezugnahme auf den Kampf um

den italienischen Nationalstaat zu verstehen, der auch gegen das Papsttum geführt wurde und sich noch gegen Ende des 19. Jahrhunderts in scharfen Gegensätzen äußerte; die Herrscher von Sardinien und Piemont, die mit Viktor Emanuel 1861 den ersten italienischen König stellten, waren auch Grafen von Savoyen.

Bei Fontane sind die Akzente anders verteilt als bei seinem Helden. Seine Sympathien für die italienischen Befreiungs- und Einigungskämpfe, die er in der Skizze „Cafés von heute und Konditoreien von ehemals“ auf die Vormärzzeit zurückführt, speisen sich aus politischen, nicht aus konfessionellen Gründen. Gelegentlich verbindet er seine Sympathiebekundung für das italienische Volk mit dem Bekenntnis einer Schwärmerei „für die **große** Epoche des Papsttums“.<sup>32</sup> Und rückblickend erklärt er, ein von Borniertheit eingegebener Antikatholizismus sei ihm immer etwas besonders Schreckliches gewesen.<sup>33</sup> Sein überaus herzliches langdauerndes Verhältnis zum Hause der Frau von Wangenheim, einer Erzkatholikin, wo die Führer der Zentrumsparlei verkehrten, wäre anders auch nicht denkbar.

Wohl gibt es Anzeichen, daß er zu Beginn des Kulturkampfes keine Neutralität gewahrt hat.<sup>34</sup> Wesentlich ist indes die Unterscheidung, die er ein halbes Jahr vor seinem Tode in einem Zusammenhang trifft, der das Gesamtkonzept der „Preußischen Idee“ berührt:

„(...) der jetzt in unserm Lande blühende Borussismus ist sehr wenig nach meinem Geschmack, und wenn ich Reden lese, wie sie Kaiser Wilhelm und nun gar erst (als Antwort) sein Bruder Heinrich in Kiel gehalten hat, so wird mir bei diesem Rückfall in Anschauungen, die noch über die Stuart-Anschauungen Jacobs II. hinausgehen, himmelangst. Aber **das** nehme ich auf den Dienst, daß der Große Kurfürst, der sogenannte ‚Soldatenkönig‘ (Fr. W.) und der Alte Fritz nicht bloß famose Kerle gewesen sind, sondern daß ihr Tun, weit über das Selbstische hinaus, auch im Dienste großer Ideen, vor allem der Bekämpfung des Katholizismus, gestanden hat. (...) Ich darf dies um so mehr hervorheben, als ich persönlich **gegen** alle anti-katholische Politik bin, aber jedenfalls, falsch oder richtig, war immer eine **Idee** da, nach der die Hohenzollern zwei Jahrhunderte lang ihre Politik getrieben haben.“<sup>35</sup>

Dem englischen Adressaten gegenüber betonte Fontane hier auf Kosten anderer Momente eines, in dem sich preußische und englische Geschichte zu begegnen schienen. Dennoch bleibt festzuhalten, daß sich in seinen Augen die preußische Politik – wenigstens die frühere – noch immer als eine Ideenpolitik darstellt und die Bekämpfung des Katholizismus – von der er sich distanzierte – zur preußischen Idee hinzugehörte. Praktisch war er dem Dilemma von Distanzierung und Identifizierung in dieser Frage enthoben, seit Bismarck die Konfrontation mit dem Katholizismus aufgegeben hatte. Man erinnert und fragt sich: Gelangte nicht auch der Adolph Schulze des Entwurfs zu einer Gewissensruhe, als er sich aus dem Kulturkampf, aus der „Starrheit des Prinzips“ in den Gedanken der „Parität“ (S. 121) rettete?

#### IV

### Zur Verstrickung von Held und Autor in die Traditionsgegensätze des Preußentums

Parität besagte der Sache nach lediglich, daß Preußen bis zu den napoleonischen Kriegen nach dem Grundsatz des „Cuius regio eius religio“ ein protestantischer Konfessionalstaat war, seit dem Wiener Kongreß, der die Einverleibung großer Gebiete mit katholischer Bevölkerung brachte, aber von Rechts wegen ein paritätischer, auf die Gleichbehandlung der beiden großen christlichen Bekenntnisse verpflichteter Staat. Für Schulze bedeutet Parität allerdings mehr. Er bezieht sie wie noch jede Wendung der preußischen Regierung auf politische Maximen, die er der preußischen Tradition entnimmt. Im gegebenen Fall kennzeichnen sie Preußen als einen Rechtsstaat und als Erben friderizianischer Religionsfreiheit.

Die preußische Idee ist aber für Held und Autor allgemein und im wesentlichen ein Traditionsproblem. Schulze versteht darunter eine bindende Verpflichtung der Gegenwart durch die Vergangenheit. Praktiziert wird hingegen, wie Fontane zeigt, die Aktualisierung von Bestandteilen einer heterogenen Überlieferung je nach der wechselnden Bedarfslage. Diese Art Gebrauch von der Tradition zu machen erscheint im Entwurf als der Generalnenner für ihre Sinnentleerung. Von innen her werden der Sinngehalt dieser Tradition und ihre Einheitlichkeit, die bei der Suche nach einer preußischen Idee vorauszusetzen wäre, durch die Janusköpfigkeit Preußens und des Preußentums in Frage gestellt; von seinen Eigenschaften diejenige, über die bei seinen Betrachtern am ehesten Einverständnis besteht.<sup>36</sup>

In Fontanes Entwurf zeigt sich das preußische Doppelgesicht vor allem im Verhältnis des Preußischen zum Freiheitlichen, auf das der Gedankengang wiederholt zurücklenkt, im ersten Teil konstatierend, im zweiten argumentierend. Das Hauptinteresse liegt aber im ersten Teil bei den konkreten Formen, unter denen preußisches Traditionsgut für die Regierungspolitik in Anspruch genommen wird. Von der Amtstätigkeit des Staatsretters natürlich abgesehen, stand Fontane seiner Figur in der Hinsicht erheblich näher als im Bereich der ghibellinischen Idee.

Wer mit Fontanes politisch-weltanschaulicher Biographie vertraut ist, erkennt ohne weiteres die Entsprechung, die zwischen seinem 1849 eintretenden Übergang auf entschieden antirevolutionäre und propreußische Standpunkte und den Positionen besteht, die in der „Preußischen Idee“ zur gleichen Zeit von Schulze eingenommen werden. Die Besinnung auf Altpreußische, das Heraufbeschwören Friedrichs des Großen, die Wendung gegen die Revolution aus Furcht vor der Anarchie – im Entwurf heißt es gut preußisch „Umsturz“ (S. 119) – sind zentrale Motive in Fontanes Übergangsprozeß, der keineswegs bloß auf einen aus der materiellen Zwangslage geborenen Opportunismus zurückzuführen ist.

„Die Lehre vom Gegensatz“ (S. 119), mit der Schulze anschließend befaßt wird, scheint nur auf den ersten Blick aus diesem Zusammenhang herauszufallen. Sie bildet den Kern der Staatsphilosophie, die Adam Müller, der auf der äußersten Rechten der politischen Romantik operierte, unter

jenem Titel 1804 entwickelt und 1809 in seinen „Elementen der Staatskunst“ ausgearbeitet hatte. Korff faßt sie dahin zusammen, daß nach Müller die Struktur des Staates im Inneren nur als ein lebendiger Ausgleich von Gegensätzen zu verstehen sei. „Der Staat von innen gesehen ist das Gleichgewicht der in ihm organisierten Kräfte, und zwar gegensätzlicher Kräfte, die notwendig miteinander ringen müssen und miteinander ringen **sollen**. Denn darauf beruht das Leben des Einzelnen, der Staaten wie der Natur. Das ist die Idee, die allen Schriften Adam Müllers zugrunde liegt (...), so wie die verschiedenen Geschlechter, die verschiedenen Lebensalter, die verschiedenen Stände, vor allem aber die vergangenen und die zukünftigen Generationen im Staate verbunden sind und von ihm zu einem fruchtbaren Ausgleich gebracht werden, so sollen in ihm zum Ausgleich kommen auch das individuelle Gefühl und das kollektive Gefühl des einzelnen Menschen – Freiheit und Gesetz.“<sup>37</sup> Eine vorbildliche Regierung hat Müller zufolge dafür Sorge zu tragen, daß die organische Entwicklung weder durch das Beharrungsvermögen konservativer Stände (Adel und Geistlichkeit) noch durch die Fliehkraft liberaler Stände (schaffendes Bürgertum und Kaufmannschaft) gestört wird.

Diese Bestimmungen lassen es nebensächlich erscheinen, daß die Person Adam Müllers, soweit im Moment ersichtlich, bei Fontane keine Rolle spielt. Sie weisen unmißverständlich auf bekannte fundamentale Denkmuster Fontanes hin, so daß man von einem verdeckten Zusammenhang auszugehen hat, obwohl die Wege, auf denen ihm Müllers Gedankengut zugekommen ist, die Form, in der es ihm begegnet ist, und die Art der Verarbeitung im Dunkeln liegen. Eine Forschung, die es ernst mit Fontanes Anschauungswelt meint, wird sich einer Untersuchung der fraglichen Vermittlungen nicht entziehen können.

Weniger Probleme geben die folgenden Etappen von Schulzes Lebenswandel auf: sein Aufatmen, als die „Neue Ära“ die Zügel lockert; seine Konflikte, als es über die Heeresreorganisation zu den schärfsten Gegensätzen kommt; seine Genugtuung, als Preußen in der deutschen Frage, wengleich sehr anders als man im liberalen Lager von ihm gefordert hatte, endlich die Initiative übernommen, „angefangen“ (S. 120) und Erfolg gehabt hat. Es sind dies Reaktionen, die er mit Fontane teilt, von dessen widerspruchsvollen Einstellungen und Entwicklungen in den Entwurf freilich kaum ein Bruchteil eingeht; sie bildeten, wie andernorts dargestellt, den Nährboden für seinen Roman „Vor dem Sturm“.

Doch entspricht die „Preußische Idee“ Fontanes seinem historischen Roman insofern, als in ihr die Heeresorganisation noch, was die militärische Zweckmäßigkeit betrifft, als ein Traditionsproblem erörtert wird. Dabei nimmt der preußische Januskopf zum erstenmal eindeutige Züge an. Dem friderizianischen Grenadier stehen der Landwehrmann und der freiwillige Jäger gegenüber. Fontane hat sich mit einer ihm sehr geläufigen Andeutung begnügt, um die Dimension dieses Gegensatzes zu kennzeichnen, in dem Schulze es weder jetzt noch später zu einer Entscheidung bringt. Dem vollen Wortlaut nach heißt nämlich die zweite Strophe der preußischen Königshymne, von der er nur den Anfangsvers anführt:

„Nicht Roß', nicht Reisige  
Sichern die steile Höh',  
Wo Fürsten stehn;  
Liebe des Vaterlands,  
Liebe des freien Manns  
Gründen den Herrscherthron  
Wie Fels im Meer!“<sup>38</sup>

Statt des hymnischen „Heil dir im Siegerkranz“, mit dem das Lied beginnt, wird eine Strophe zitiert, die für sich genommen eine Mahnung, wenn nicht eine Warnung ausspricht.

„Staats-Idee, freiheitliche Idee“ (S. 119 f.) – sie kommen die eine vom absolutistischen Obrigkeits- und Militärstaat her, der auf seine Machtmittel zurückgreift, die andere von der Volksbewegung der Befreiungskriege. Bei ihren Freunden und ihren Gegnern galt die Landwehr als Wahrzeichen und Unterpfand der seinerzeit eingeleiteten bürgerlichen Umgestaltung. Auf die Integrierung dieser Tradition, die hier aber nicht eigentlich als soziale oder demokratische empfunden wird und das andersartige Staatswesen nicht grundsätzlich in Frage stellt, richten sich Schulzes Hoffnungen und Befürchtungen, bis er sie zugunsten von Parität und Gerechtigkeit aufgibt.

Nun empfiehlt es sich, den zweiten Teil des Entwurfs in Betracht zu ziehen, weil er in der Hauptsache der ausdrücklichen Herleitung dieser Traditionsbeziehung des Helden gewidmet ist. Er kann deshalb nicht als nachträglicher konzeptioneller Neuanfang angesehen werden, obwohl er sich der preußischen Idee abermals von einer anderen Seite nähert, der des persönlichen Ethos. Behauptet und ausgebaut wird jedoch die Schlüsselstellung der Befreiungskriege in Schulzes Figurenaufbau. Ihm werden jetzt das Geburtsjahr 1813 und ein Vater gegeben, der im Krieg gegen Napoleon verwundet worden ist, vor allem aber ein Vormund, der zum inneren Kreis der Reformpartei gehörte und wesentlich an der Befreiung und Erneuerung des Landes mitgewirkt hat. Auch dies letzte ist in Fontanes Werk die Ausnahme. Er suchte sich für seine Figuren die Vorbilder eher auf der anderen Seite und hielt mit seiner Skepsis gegen das antifeudale Element in der Befreiungsbewegung von 1813 nicht hinterm Berg.<sup>39</sup>

Bei dem Stägemann, den Fontane nunmehr in Person, doch ohne Biographie einführt, handelt es sich zweifellos um den Wirklichen Geheimen Staatsrat Friedrich August von Stägemann (1763–1840), von dem er in den „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ erzählt, daß er mit Schmidt von Werneuchen das Schindlersche Waisenhaus in Berlin besucht hat.<sup>40</sup> Nicht bloß diesen Umstand, auch die Herkunft aus dem Städtchen Vierraden bei Angermünde hat er mit dem Zögling, den ihm der Entwurf Fontanes beigibt, gemein. Enger Mitarbeiter Steins und Hardenbergs, soll er das berühmte Edikt vom 22. März 1815 redigiert haben, in dem Friedrich Wilhelm III. dem Land eine Volksrepräsentation versprach. Varnhagen von Ense schilderte ihn 1825 als wahres Musterbild eines guten Preußen: „Staat und Volk, in ihrer jetzigen Gestalt wie in ihrer früheren Geschichte, sind in seiner Seele lebendig, er kennt und weiss Alles, was preussisch ist,

und hegt und trägt es, nicht mit Schein und Dünkel, sondern still und unbefangen, wie alles ächte Hegen und Tragen; er ist ein wahrer Patriot, ohne es je zu sagen; ferner ist er muthvoll und kühn, frei und fröhlich, fein und klug, lauter Eigenschaften, die dem Preussen vorzüglich angehören. Seine herrlichen Kriegsgesänge athmen durch und durch diesen Geist. Auch die Dichtkunst durfte in diesem Vereine nicht fehlen!“<sup>41</sup>

Daß ein solcher Mann geeignet war, als Gewährsmann preußischer Gesinnung aufzutreten, um die es jetzt geht, liegt auf der Hand. Stägemanns Umgang mit den Berliner Romantikern wirft – gleich der verborgenen Rückbeziehung zu Adam Müller – auch Licht auf die Kennzeichnung seines Zöglings als „Alt-Romantiker“ (S. 119) (die Fontane im Titel des Entwurfs indes zu Recht mit einem Fragezeichen versieht). Auf Stägemanns regelmäßigen „Abenden“ – auch ein Berliner Salon – waren außer den Varnhagens und einer Vielzahl anderer bedeutender Persönlichkeiten Achim von Arnim, Clemens Brentano und Heinrich von Kleist anzutreffen; als er 1835 zu seinem fünfzigjährigen Dienstjubiläum in großem Stile gefeiert wurde, trugen Chamisso und Eichendorff Gedichte bei. Nur mangelt leider auch Stägemanns Gestalt die Eindeutigkeit, die es gestatten könnte, Worte, die ihm Fontane aus der Feder fließen läßt, einfach für bare Münze zu nehmen. Schon als 1819 die Karlsbader Beschlüsse ergingen, paßte er ihnen seine Gesinnung an. Als er 1831 mit vier Gedichten gegen den polnischen Befreiungskampf an die Öffentlichkeit trat, mußte er sich eine vernichtende Replik Platens gefallen lassen. „Er ist schließlich allen politisch freiheitlichen Bestrebungen abgestorben“,<sup>42</sup> wußte der beste Kenner zu berichten, der auch vermerkte, daß Stägemann allmählich zum Absolutisten wurde, wenn er auch „innerlich frei“<sup>43</sup> blieb, antifeudal und auf eine freie und vernünftige Verwaltung bedacht.

Fontane scheint aus welchen Quellen auch immer über Stägemann im Bilde gewesen zu sein. Man kann das dem Beginn des großen Briefes entnehmen, den Stägemann in der „Preußischen Idee“ an den jungen Schulze richtet. Wenn er sich dort mit den ersten Sätzen auf Kant und den kategorischen Imperativ beruft, dann liegt das nahe bei einem Mann, der im Leben den Vorzug hatte, als Beamter in Königsberg freundschaftlich mit dem Philosophen zu verkehren.

Aber davon läßt sich absehen. Die Zurückführung der preußischen Pflichtethik auf Kants Grundsatz „Handle so, daß die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könnte“<sup>44</sup> war so verbreitet, daß sie keiner besonderen Motivierung bedurfte. Daß der Kantsche Satz bei Fontanes Stägemann gar nicht zur Sprache kommt, sondern gleich in den anderen übersetzt wird, „daß wir nicht da sind um glücklich zu sein sondern um unsre Schuldigkeit zu tun“ (S. 123), ist bezeichnend für die Nutzenanwendung, die in der Regel davon gemacht wurde. Fontane nennt gelegentlich die stehende Formel „Ich habe meine Schuldigkeit getan“ das „Preußenmotto“.<sup>45</sup> Die sittliche Autonomie des Einzelnen weicht seiner Gehorsamspflicht der Staatsgewalt gegenüber, hinter der Vaterland und Volk kaum mehr sichtbar sind. Die Bereitschaft zum Selbstopfer, aus protestantischem Glauben gespeist, krönt diese Über-

zeugung, auf die der junge Adolph Schulze verpflichtet wird, indem sein Mentor ihn zum Namensvetter des Schwedenkönigs und Glaubenshelden Gustav Adolf erklärt.

An der subjektiven Ernsthaftigkeit und Ehrenhaftigkeit dieser Gesinnungen kommt kein Zweifel auf. Sie bieten sogar Platz für ein Freiheitspostulat, dessen Rahmen sie freilich auch bilden: eine innere Freiheit, die der Einzelne, wie mit starken und unklaren Worten versichert wird, vertreten und nach der sich die äußere gestalten muß.

Mit der Feststellung, daß Fontane auf innere Freiheit Wert legte, daß Kant im Unterschied zu Schopenhauer keine Bedeutung für ihn erlangt hat, daß ihm das Pochen auf Pflicht und Schuldigkeit wenig sympathisch war, während er die Opferbereitschaft, die ein Mensch aufbringt, für die Besiegelung seiner Sittlichkeit hielt – damit ist dem Stägemannschen Ethos nicht beizukommen. Anders als im ersten Teil des Entwurfs geht Fontane hier auf die geschichtliche Objektivierung einer Denkart aus, die zeit-typischen Charakter besitzen soll und deshalb von einer historischen Gestalt vorgebracht wird.

Wenn diese Denkart Stägemann entspricht, dann dem alten Stägemann. Von den Gedankenflügen und Kollisionen, unter denen Preußens Erneuerung vollzogen und wieder eingedämmt wurde, ist in seinem Brief nichts mehr zu verspüren.

Die vorgenommene Objektivierung schließt nicht aus, daß die Figur stillschweigend und ausgesprochen der Kritik unterzogen wird. Man muß Fontane schlecht verstanden haben, um die Anekdote vom Gefolgsmann des Kurfürsten Friedrich Eisenzahn ohne Ironie hinzunehmen, der, ein umgekehrter Pionier Klinke<sup>46</sup>, im Graben von Angermünde stumm versinkend, den heimlichen Überfall nicht verrät und daraufhin über den Griechenfeldherrn Epaminondas gestellt wird. Fontane nennt an anderer Stelle den Epaminondas in einem Atemzug mit Friedrich dem Großen<sup>42</sup>; seine Skepsis gegen die Weltbedeutung der frühen brandenburgischen Geschichte ebenso wie sein ausgeprägter Sinn für Maßverhältnisse schützen ihn vor der Gefahr, hier ernst genommen zu werden, wo vaterländische Voreingenommenheit statt Preußen an der Welt die Welt an Preußen mißt.

Stichhaltiger bietet sich Stägemanns andere Anekdote dar, in der ein Obrist zur Wiederherstellung seiner beleidigten Ehre den König mit der Pistole bedroht, um sich zur Wiederherstellung der verletzten Loyalität anschließend selber zu erschießen. Der Vorfall dient zur Erörterung des Widerstandsrechts, das innerhalb des preußischen Pflichtethos dem Einzelnen eine Handhabe bietet, äußerstenfalls und um den höchsten Preis die eigene Überzeugung geltend zu machen. Wie das gewiß rare Beispiel des Generals York bei Tauroggen zeigte, entwickelte das Prinzip unter Umständen erhebliche geschichtliche Tragweite. In der „Preußischen Idee“ gerät es unter Kritik, weil ihm diese Tragweite durch Stägemann vorenthalten, weil es aufs Subjektive beschränkt bleibt. Die Spitze richtet sich bereits auf den jungen Schulze, der sich Stägemanns Preußentum und namentlich diese Anekdote zu eigen gemacht hat. Zum ersten Male bekommt er nun

zu hören, daß zum Widerstand auch die Opposition „die Macht und das Recht“ (S. 125) habe, er hingegen die Bereitschaft vermissen lasse, seine (freiheitliche) Überzeugung in die Tat umzusetzen. Das ist bereits zu der Zeit, als der junge Assessor Herweghs Ruf vernommen hat und meint, ihn mit der preußischen Idee, dem kategorischen Imperativ, der Loyalität für die Hohenzollern, ohne die „kein Deutschland, kein Preußen, keine Freiheit“ (S. 125), in Einklang bringen sollen.

An und für sich hat Fontane am Schluß des zweiten Teils eine Scheideweg-Situation hergestellt. Die beiden widerstreitenden Traditionen im Preußentum stehen sich gegenüber. Aber der Held – wie es scheint auch darin ein Erbe – ist um ihre Wiederversöhnung bemüht. Damit ist ungeachtet des verlorenen Textes ein gewisser Abschluß und der Anschluß an den Beginn des ersten Teils der „Preußischen Idee“ erreicht.

## V

### **Die Demontage der preußischen Idee in Fontanes Entwurf und die Wiederaufnahme der Traditionsdebatte im „Stechlin“**

Da der zweite Teil des Entwurfs den ersten ergänzt und sich konzeptionell einfügt, kann er auch nicht, wie bei Schober, gegen den ersten ausgespielt werden. Vielmehr ist die altpreußische Gesinnung, die nachträglich als Ausgangsposition der Handlung vorausgesetzt wurde, einbezogen in die weiteren Schicksale der preußischen Idee, die sie seit Schulzes siebzigsten Geburtstag und seinem Ausscheiden aus dem Amt erlebt. Diese Schicksale, wurde oben gesagt, laufen auf ihre vollständige Demontage hinaus. Daran wird von drei Seiten gearbeitet: von Schulze selbst, der außer Diensten die Umdeutung seiner Idee auf eigene Faust weiterführt, von seinem neuen Bekannten, dem Professor Victor Hehnchen, und von Schulzes Kollegen, die seinen Geburtstag und seinen Tod, die zu wiederholten Resumees Anlaß geben, mit ihren Reden begleiten. Durch die Einführung von Nebenfiguren verändert sich in diesem Schlußabschnitt die Komposition, aber auch die Stimmungslage und der thematische Schwerpunkt bleiben nicht dieselben. Ein Zug ins Burleske tritt hervor, und zur Debatte gestellt werden weniger die Metamorphosen als die Existenz der preußischen Idee.

Diese drei neuen Momente machen sich sofort in Paradoxien geltend, als der Festredner auf Schulzes Siebzigstem die Reinheit feiert, mit der er die Idee aufrechterhalten, und Schulze sich der Konsequenz rühmt, mit der er an ihrer Verwirklichung gearbeitet habe. Danach muß es schon Zweifel auslösen, wenn er sich glücklich preist, „daß es überhaupt eine preußische Idee gebe.“ (S. 121) Die Paradoxien setzen sich fort, wenn er in fortgeschrittener Stimmung erklärt, die preußische Idee sei die Sozialdemokratie. Er wäre schon zu ernst genommen, würde man ihm hierin folgen und über ein Nachfolge-, Beerbungs- oder Ablösungsverhältnis nachdenken. Als eine preußische Idee jedenfalls hat sie sich damit erledigt.

Auf einem anderen Blatt steht die Wiederaufnahme der Herweghschen Sphinx- und Ödipus-Motivik und ihre Anwendung auf Bismarck, der das

Rätsel der Zeit, die Sozialdemokratie, nicht gelöst habe. Die kompositorische Verklammerung mit dem Beginn des ersten Teils spricht dafür, daß dort ursprünglich der Anfang geplant war. Die Parallele zwischen Bismarck und Friedrich Wilhelm IV. läßt ihrerseits erahnen, daß die Kollisionen weitergehen werden. Die Opposition schließlich, zu der Schulze sich hiermit erstmals aufrafft, verbleibt im Weinlokal und im Rasonnement, folgenlos wie jede seiner freiheitlichen Regungen gewesen ist.

Professor Hehnchen erhält die überlegene Position zugewiesen, braucht sich allerdings kaum zu profilieren, so daß von der Persönlichkeit des Kulturgeschichtlers und Goethe-Philologen Victor Hehn, der Fontane Modell gestanden hat, nur wenig im Entwurf zutage tritt. Novellistische Ergiebigkeit besaß der historische Hehn (1813–1890), den Fontane nicht nur aus Huths Weinlokal, sondern auch aus seinen Büchern und Briefen kannte, durchaus. Der gebürtige Balte hatte unverschuldet unter zaristischer Polizeiverfolgung und Verbannung gelitten, bevor er nach Berlin kam. Der feinsinnige Mann war ein entschiedener Antisemit; in Heine sah er zwar nicht, wie der Hehnchen des Entwurfs, den Verderber Deutschlands, wohl aber der deutschen Sprache, die er von jüdischer Seite überhaupt aufs ärgste bedroht glaubte. Scharfer Gegner der Sozialdemokratie und antiliberal, meinte er: „Ich bin, um es kurz zu sagen, auf den Namen Bismarck getauft.“<sup>48</sup>

Hehnchen behält im wesentlichen diese Eigenschaften. Aber vor allem wird ihm die Aufspaltung der preußischen Idee in ein ideologisches Phantom, auf das nicht viel zu geben ist, und eine Devise unbedenklicher Eroberungs- und Machtpolitik übertragen, die allein Realität besitzt: „(...) ich möchte beinah sagen, diese preußische Idee geht durch – Preußen nimmt, wenn es geht, und nimmt nicht, wenn es nicht geht. Das andre besorgt sich so nebenbei, mal so und so.“ (S. 122) Da keine Entkräftung erfolgt, erscheint in diesem Zynismus der sittliche Anspruch der preußischen Idee erledigt.

Die Idee selber erledigt sich im Schlußgespräch der Geheimräte, die Schulze das letzte Geleit gegeben haben. Sieht der eine in ihm noch immer den Träger einer Idee, so meint der andere, man habe einen guten Kerl verloren. Es leuchtet ein, daß Fontane diese letzte Charakteristik wieder austreicht. „Und Idee? Nun ja, wenn Sie wollen. Aber ohne geht es noch besser.“ (S. 123, A. 9) Zu Keitels Annahme, dieser letzte Satz sei vermutlich versehentlich nicht gestrichen, gibt es keinen erkennbaren Grund, es sei denn eine Lesart des ganzen Entwurfs, die an diesen Ausgang nicht glauben mag.

Das wäre begreiflich, kann aber, wie gezeigt wurde, nicht aus den Textverhältnissen begründet werden, sondern nur aus dem Abstand erklärt, der sich zwischen dem Schlußbefund und anderslautenden Bekundungen Fontanes auftut. Für die eigene Person bekannte er sich durchaus zum Loyalitätsprinzip und sah mit Genugtuung, daß die Macht der Hohenzollern, die er für eine wohlerworbene hielt, fest im Volk verwurzelt war. Der verabscheute reale Borussismus vermochte seine Sympathie für ein besseres, wahres Preußentum nicht zu ersticken. Und wenn ihm der preußische Staat nicht sympathisch war, hatte er doch „keinen größeren Be-

wunderer“ als ihn.<sup>49</sup> Von der Ideenpolitik der Hohenzollern, richtig oder falsch, war schon die Rede.

Diesen Widerspruch aufzuklären hilft die Erinnerung an den Gattungscharakter der „Preußischen Idee“. Es liegt in der Konsequenz der Typensatire, ihren Helden samt dem – wenn man das Wort im weitesten Sinne nimmt – von ihm vertretenen Prinzip ad absurdum zu führen. Das geschieht. Fontane vermochte damit seine Überzeugung zum Ausdruck zu bringen, daß altpreußische Tradition und Gesinnung, die von Hause aus ambivalent, aber zu ihrer Zeit in erster Linie funktionstüchtig gewesen sind, von ihren Nachfolgern, Erben und Sachwaltern heruntergewirtschaftet wurden. Der Umstand, daß nach der Reichsgründung das Preußentum nurmehr reaktionär funktionierte, schlug sich bei ihm in der weitergehenden Überzeugung nieder, das Altpreußische habe sich überlebt.

Auf das Gedankenspiel mit einer zeitgemäßen Erneuerung der Tradition mochte er deshalb nicht verzichten; es lag zu tief in seiner Denkweise begründet, die immer noch den Entwicklungsfortschritt am liebsten durch die Begegnung des Alten mit dem Neuen, der bewegenden und der beharrenden Kräfte, durch ein produktives Ineinandergreifen der Gegensätze bewerkstelligt sehen wollte. Dieses Konzept fand im politischen Roman den Spielraum, den ihm die politische Satire von vornherein vorenthielt. Mittelbar bestätigten so der Entwurf der „Preußischen Idee“ und der Verzicht auf seine Ausführung die Überlegung Koshinows: „Für den kritischen Realismus (des 19. Jahrhunderts, P. W.) im Westen ist die Satire in der eigentlichen offenen Form nicht charakteristisch, denn die Satire ist in der Regel untrennbar mit einem bestimmten gesellschaftlich-politischen Ideal verbunden ...“<sup>50</sup> Fontanes Ideal besaß diese Bestimmtheit nicht.

„Die preußische Idee“, entstanden aus den autobiographischen Selbstverständigungsprozessen Mitte der neunziger Jahre, rückte infolgedessen in das Vorbereitungs- und Einzugsgebiet des „Stechlin“. Auch im einzelnen wurde nicht wenig von den Problemen und Motiven des Entwurfs dort weiterverwandt; die Skala reicht vom Grundsätzlichen des Opfermutes bis zum Anekdotischen, der Aufmunterung des Alten Fritzen an seinen Gesandten: „Denk' Er nur immer, daß Er hunderttausend Mann hinter sich hat.“

Die Skepsis, mit der Fontanes Aussichten auf eine erfolgreiche Realisierung des Entwurfs zu betrachten sind, läßt kein rechtes Bedauern über dieses Schicksal der „Preußischen Idee“ aufkommen. Zur Skepsis, wenn es um die Herleitung substantiell preußischer Traditionen für den heutigen Gebrauch aus dem Erbe des offiziellen Preußentums geht, hätte sie allerdings beigetragen.

#### Anmerkungen

Zitate nach der Nymphenburger Fontane-Ausgabe (Theodor Fontane: Sämtliche Werke. München 1959–1975. Bd 1–24) werden durch die Bezeichnung NFA, Band- und Seitenzahl angegeben, Zitate nach der Briefausgabe Gotthard Erlers (Theodor Fontane: Briefe in zwei Bänden. Berlin, Weimar 1968) durch die Bezeichnung Ausgew.

Briefe, Band- und Seitenzahl. Zitate aus dem Abdruck der „Preußischen Idee“ in den Fontane-Blättern erscheinen mit der entsprechenden Seitenzahl im Text.

Daß Fontanes Entwurf aus dem Jahre 1894 stammt, kann mit NFA 24, 916 als gesichert angenommen werden. Die Handschrift befand sich im Theodor-Fontane-Archiv der Brandenburgischen Provinzialverwaltung. Sie wird wie folgt beschrieben:

„F 9. Die preußische Idee. Lebens- und Wandelbild eines Alt-Romantikers. Eigh. Manuskript. Zu einer Novelle. 17 Seiten. 2<sup>o</sup>; 17 Seiten. 8<sup>o</sup>; 28 Seiten. 8<sup>o</sup>.“ (Fricke, Hermann: Emilie Fontane. Mit unveröffentlichten Gedichten und Briefen von Theodor und Emilie Fontane. Rathenow 1937. S. 121. Veröffentlichung aus dem Theodor-Fontane-Archiv der Brandenburgischen Provinzialverwaltung.)

1958 wurde sie auf einer Ausstellung des Deutschen Literaturarchivs im Schiller-Nationalmuseum Marbach a. N. gezeigt, das sie mit anderen Fontane-Manuskripten erworben hatte. (Vgl. Fricke, Hermann: Das Theodor-Fontane Archiv einst und jetzt. In: Jahrbuch für Brandenburgische Landesgeschichte. 15. 1964. S. 175.)

Die Erstveröffentlichung erfolgte durch Walter Keitel (Fontane, Theodor: Sämtliche Werke. Erzählungen, Romane, Gedichte. Bd. 5. München 1966. S. 863–873). Die Wiedergabe in NFA 24, 337–347 fußt auf der Edition Keitels, bringt aber die Varianten im Anmerkungssteil und entnimmt dem Originalmanuskript weitere Lesarten. (Vgl. den „Bericht der Herausgeber“ Rainer Bachmann und Peter Bramböck S. 691–195.)

1 NFA 15, 304.

2 NFA 15, 295, Merckels Erzählung „erschien zunächst in der ‚Argo‘ für 1854, S. 247–284 und dann in den von Fontane besorgten ‚Kleinen Studien. Novellen und Skizzen von Wilhelm von Merckel‘, Berlin, im letzten Viertel von 1862 mit der Jahreszahl 1863, S. 79–136.“ Ebd. 602, Anm. zu S. 300.

3 NFA 15, 305.

4 Ebd.

5 An Wilhelm Hertz, 17. Juni 1866. Ausgew. Briefe 1, 331.

6 NFA 16, 281.

7 NFA 15, 331.

8 NFA 15, 330.

9 An Emilie Fontane, 5. Juni 1878. Ausgew. Briefe 1, 451.

10 NFA 19, 111.

11 An Paul Heyse, 2. Dezember 1894. Ausgew. Briefe 2, 359.

12 Reuter, Hans-Heinrich: Fontane. Berlin 1968. Bd 2. S. 1036.

13 In aller Kürze treffende Darstellungen gibt Nürnberger, Helmuth: Der frühe Fontane. Politik. Poesie. Geschichte 1840 bis 1860. Hamburg 1967, S. 71, und ders.: Theodor Fontane in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. Reinbek bei Hamburg 1968. S. 134 (rowohlts monographien). Meine Äußerungen in: Wruck, Peter: Preußentum und Nationalschicksal bei Theodor Fontane. Zur Bedeutung von Traditionsbewußtsein und Zeitgeschichtsverständnis für Fontanes Erzählungen „Vor dem Sturm“ und „Schach von Wuthenow“. Diss. phil. Humboldt-Universität Berlin 1967, S. 377 und 439, Anm. 784. Mir war damals aus der unvollständigen Fotokopie im Fontane-Archiv Potsdam nur der erste Teil des Entwurfs bekannt. Auf ihn ließ sich die Auffassung stützen, es handle sich um eine grundsätzliche Abrechnung mit der phrasenhaften Natur des Preußentums. Gestützt auf den Gesamtentwurf, wenngleich ohne Einsicht in dessen Charakter, wandte sich dagegen nicht zu Unrecht Kenneth Attwood: Fontane und das Preußentum. Berlin 1970. S. 312.

Bei der Gelegenheit muß ich doch endlich die „ans Verleumderische grenzende Fehlmeinung“ (S. 311) einmal niedriger hängen, die A. drei Seiten lang über meine Arbeit verbreitet hat. Historische Dialektik war ihm unheimlich, die ganze Richtung paßte ihm nicht, eine Stellungnahme konnte er nicht umgehen, einen Gegenbeweis nicht führen. In dieser Lage ist es verzeihlich, daß er für mißlungen erklärte, was er nicht recht verstanden hatte. Man vergleiche die entstellenden Zitate. Nicht so die Unverfrorenheit, mit der er an die Diffamierung von Arbeit und Autor ging. Oder wie soll man es nennen, wenn er den spezifischen Gesichtspunkt der Untersuchung bemängelte, als ob ich mich darüber nicht ausdrücklich erklärt hätte? Wenn er meine konzeptionelle Vorbemerkung samt ausgedehnter Entwicklungsanalyse des Fontane-Bilds unterschlägt, um das Fehlen einer Einleitung zu beklagen? Wenn er bei mir schmerzlich eine abwegige amerikanische Dissertation vermißt, deren Nichtbeachtung er an anderer Stelle trefflich zu erklären weiß? Und dergleichen mehr. Unter solchen Spiegelfechtereien umging er das eigentliche Feld der Auseinandersetzung. Mit keinem Sterbenswörtchen erwähnte er meine Auffassung vom Preußentum als Ideologie, ihre historische Herleitung, die problem- und entwicklungsgeschichtliche Analyse des politischen Schriftstellers Fontane, auf die es ankam. Stattdessen erweckte er den Eindruck, es ginge nur um die beiden Erzählungen (um die es natürlich ebenfalls ging).

und eigentlich sei das Wesentliche schon in zwei um Jahre zurückliegenden Aufsätzen gesagt. Kurzum – ein Biedermann. Er muß wohl für die Desorientierung des Publikums gute Gründe gehabt haben.

Fontanes Kronzeugenschaft in Sachen Preußentum gewinnt wieder an Bedeutung. Sonst konnte das alles auch weiterhin auf sich beruhen, zumal sich mit fortschreitender Zeit, Forschung und Edition manche Dinge in verändertem Licht darstellen. Es sind das freilich nicht die entscheidenden.

- 14 Schober, Kurt: Theodor Fontane, In Freiheit dienen. Herford 1980, S. 16.
- 15 An Carl Friedrich Zelter, 4. August 1803. Goethes Werke. Hrsg. im Auftrag der Großherzogin Sophie von Sachsen. 4. Abt. Bd 16. Weimar 1894. S. 265–266.
- 16 Das erste „antikirchlich“ des Entwurfs ist offenbar als antipäpstlich zu verstehen.
- 17 Herwegh, Georg: Werke in drei Teilen. Hrsg. von Hermann Tardel. Berlin, Leipzig, Wien, Stuttgart o. J. Teil 2. S. 152. Vgl. auch NFA 15, 98 und den Brief an Theodor Storm, 14. Februar 1854. Ausgew. Briefe 1, 147: „Es kam die Herwegh-Zeit. Ich machte den Schwindel gründlich mit, und das Historische schlug ins Politische um. Dem vielgeschmähten Tunnel verdank ich es, daß ich mich wieder fand und wieder den Gaul bestieg, auf den ich nun mal gehöre.“
- 18 An Friedrich Stephany, 4. Juni 1894. Ausgew. Briefe 2, 347.
- 19 Wahrscheinlich geht Fontanes Formel auf den Tunnel zurück. In „Von Zwanzig bis Dreißig“ erzählt er von dem „Charité-Rendanten Müller, der im Tunnel natürlich ‚Ernst Schulze‘ hieß und sich – vielleicht um sich als solcher zu legitimieren – dann und wann in ursentimentalen Gedichten erging.“ NFA 15, 190. Daß „die Müllers und Schultzes überall ihre Zelte aufgeschlagen haben“, schreibt er an Wilhelm von Merckel, 3. Juni 1858. Ausgew. Briefe 1, 233. Später klagt er, „daß man in der Müller-Schultzeschaft steckenbleibt (wenigstens in den Augen der Leute), hat mir die Lust an allem verdorben (...)“ An Emilie Fontane, 9. Juli 1887. Ausgew. Briefe 2, 164. Schließlich ist die Rede von einem ins Fürstliche übersetzten Müller und Schultze. An Georg Friedlaender, 10. November 1894. Fontane, Theodor: Briefe an Friedlaender. Hrsg. und erläutert von Kurt Schreiner. Heidelberg 1954. S. 274. Vgl. auch den Elmar Schulze in „L'Adultera“ und den Rechnungsrat Schulze in „Mathilde Möhring“.
- 20 So schreibt er an Friedrich Stephany, 9. Dezember 1883: „(...) der letzte Steueroffiziant gilt im offiziellen Preußen mehr als wir, die wir einfach ‚catilinarische Existenzen sind“. Ausgew. Briefe 2, 122. In der Anmerkung dazu S. 460 heißt es: „Bismarck hatte in seiner Rede vor der Budgetkommission des preußischen Abgeordnetenhauses am 30. September 1862 bemerkt, es gäbe zuviel ‚catilinarische Existenzen, die ein Interesse an Umwälzungen haben‘. Dadurch wurde die Formel, die 1854 bereits als Titel eines Romans von Theodor König verwendet worden war, zum geflügelten Wort.“
- 21 NFA, 15, 300.
- 22 Reuter a. a. O. S. 758.
- 23 NFA 15, 164.
- 24 Realismus und Gründerzeit. Manifeste und Dokumente zur deutschen Literatur 1848–1880. Hrsg. von Max Bucher, Werner Hahl, Georg Jäger und Reinhard Wittmann. Bd 1. Stuttgart 1976. S. 97.
- 25 Ebd. S. 99.
- 26 Grimm, August Theodor von: Vaterländische Erinnerungen und Betrachtungen an den Krieg von 1870–1871. Berlin 1871. S. 1. Zitiert nach ebd.
- 27 NFA 20, 241.
- 28 NFA 20, 267.
- 29 NFA 17, 117.
- 30 NFA 19, 48.
- 31 NFA 19, 49.
- 32 An Henriette von Merckel, 20. September 1857. Ausgew. Briefe 1, 232.
- 33 NFA 15, 392.
- 34 „Es gab Zeiten während des Kulturkampfes, wo ich mit meiner lieben katholischen Freundin Frau v. Wangenheim nicht mehr unbefangen reden konnte (...) Es nützte einem nichts, daß man zu den versöhnlich Gestimmten gehörte, ‚wer nicht für mich ist, ist wider mich‘.“ An Paul Heyse, 10. Dezember 1889. Ausgew. Briefe 2, 257.
- 35 An James Morris, 20. März 1898. Ausgew. Briefe 2, 435.
- 36 Das Bild verwendet schon Madame de Staël 1810: „Preußen zeigt ein Doppelgesicht wie der Januskopf: ein militärisches und ein philosophisches.“ Zitiert nach: Preußen. Beiträge zu einer politischen Kultur. Hrsg. von Manfred Schlenke. Bänden. Bd 2). Anschließend heißt es: „Diese ‚Doppelgesichtigkeit‘ bestimmt nicht

- Reinbek bei Hamburg 1981. S. 9 (Preußen. Versuch einer Bilanz. Katalog in fünf nur den Gang der preußischen Geschichte, sondern auch die Meinungsbildung über Preußen.“ Die Grundzüge des heutigen Preußen-Bildes in der Geschichtswissenschaft der DDR skizzieren Bartel, Horst, Ingrid Mittenzwei und Walter Schmidt: Preußen und die deutsche Geschichte. In: Einheit 34. 1979, H. 6. S. 637—646. „Es vermeidet jede Einseitigkeit und Verabsolutierung und bringt unmißverständlich die mit der Entwicklung dieses Staatswesens untrennbaren reaktionären Züge zur Geltung. Zugleich schließt es aber auch all jene, mit dem Wirken fortschrittlicher Klassen — auch in einem solch reaktionären Staatsgebilde wie Preußen — historisch gewachsenen positiven geschichtlichen Werte ein, die unser differenziertes Erbeverständnis als Tradition begreift, bewahrt und pflegt.“ Die Formulierung „Der Januskopf des absolutistischen Preußen“ S. 640.
- 37 Korff, Hermann August: Geist der Goethezeit. Viertes Teil. Hochromantik. 2., durchgesehene Aufl. Leipzig 1955. S. 295. Vgl. die instruktive Charakteristik Müllers bei Schneider, Gerhard: Studien zur deutschen Romantik. Leipzig 1962. S. 65—69.
- 38 Boehm, Otto: Die Volkshymnen aller Staaten des deutschen Reiches. Beiträge zu einer Geschichte über ihre Entstehung und Verbreitung. Wismar 1901. S. 15. Boehm legt dar, daß die Preußen- oder Königshymne nur die gekürzte Bearbeitung eines Gedichtes ist, das Heinrich Harries auf Christian VII. von Dänemark verfaßt und 1790 unter dem Titel „Lied für den dänischen Unterthan, an seines Königs Geburtstag zu singen in der Melodie des englischen Volksliedes God save great George the King“ veröffentlicht hat. Der Bearbeiter Dr. Balthasar Gerhard Schumacher, der seine Version am 17. Dezember 1793 in der Spenerschen Zeitung herausbrachte und die Anerkennung einstrich, wird als schamloser Plagiator von Professor Boehm mit bitteren Vorwürfen bedacht.
- 39 So schreibt Fontane im Zusammenhang mit „Schach von Wuthenow“: „(...) die ganze Geschichte läuft auf fond darauf hinaus, daß die Landwehrrüpel und die dummen Jungen, die lieber Held spielen als Regeln lernen wollten, mehr Glück gehabt und hinterher auch noch die **Geschichtsschreibung** besorgt haben, wobei sie dann natürlich nicht zu kurz gekommen sind.“ An Wilhelm Friedrich, 5. November 1882. Ausgew. Briefe 2, 88. Hier ist auch an die Überlegungen, die Schulze im Entwurf über Landwehr und Regiment Forcade anstellt, und an Fontanes Bekundung in „Meine Kinderjahre“ zu erinnern: „(...) wir ziehen aus dem Machtverhältnis ganz bestimmte Konsequenzen. Aber vielleicht spielt in dieser Frage auch noch ein anderes, aufs Moralische hin angesehen ganz gleichgültiges Moment mit, dessen trotzdem hier gedacht werden muß: **Die Macht der rein äußerlichen Erscheinung.** Friedrich Wilhelm III., als es sich um den Einzug in Paris handelte, wollte von der Heranziehung des Yorkschen Korps, das doch die Hauptsache getan hatte, zu diesem Einzugszwecke nichts wissen, weil die Hosen der Landwehrrüpel zu sehr zerrissen waren. Manche hatten gar keine Hosen mehr und deckten ihre Blöße nur noch mit ihrem Mantel. Der König ist oft dafür getadelt worden; ich meinerseits aber habe mich immer auf seine Seite gestellt. Das Ästhetische hat eben auch sein Recht, mitunter sogar ein weit- und tiefgehendes, trotzdem ich nicht verkenne, daß dabei schließlich ein Dorfspitz herauskommen kann, der wohlgekleidete Lumpe passieren läßt und ehrliche Leute, die gerade um ihrer Tugenden willen in Lumpen gehen, anbellt.“ NFA 14, 117.
- 40 NFA 12, 198.
- 41 Zitiert nach Rühl, Franz: Briefe und Aktenstücke zur Geschichte Preussens unter Friedrich Wilhelm III. vorzugsweise aus dem Nachlass von F. A. von Stägemann. Bd 3. Leipzig 1902. S. XLVI.
- 42 Ebd. S. XXXIX.
- 43 Ebd. S. XLI. Varnhagen kommentiert diesen Wechsel der Dinge unter dem 28. Januar 1841 folgendermaßen: „Wie groß waren damals die Erwartungen, wie stark der Muth und Geist der Einzelnen! Wie sehr sind wir zurückgesunken! Wie niederschlagend ist die Vergleichung des damaligen Stägemann mit dem, der in den letzten Jahren sichtbar war!“ Aus dem Nachlaß Varnhagens von Ense. Briefe von Stägemann, Metternich, Heine und Bettina von Arnim, nebst Briefen, Anmerkungen und Notizen von Varnhagen von Ense. Leipzig 1865. S. 5.
- 44 Kant nennt diesen Satz (Kritik der praktischen Vernunft 1. Teil, 1. Buch, 1. Hauptstück, § 7) das „Grundgesetz der reinen praktischen Vernunft“. Kant, Immanuel: Werke in drei Bänden. Hrsg. von August Messer. Berlin und Leipzig o. J. Bd 2. S. 436.
- 45 An Martha Fontane, 10. Juni 1896. Fontane, Theodor: Briefe II. Briefe an die Tochter und an die Schwester. Hrsg. von Kurt Schreinert. Zu Ende geführt und mit einem Nachwort versehen von Charlotte Jolles. Berlin 1969. S. 256. Dieses Motto nimmt sich weniger vorteilhaft aus, wenn man daneben Kants Bemerkung aus der „Metaphysik der Sitten“ stellt: „Was jemand pflichtgemäß **mehr** thut,

als wozu er nach dem Gesetze gezwungen werden kann, ist **verdienstlich** (meritum); was er nur gerade dem letzteren **angemessen** thut, ist **Schuldigkeit** (debitum); was er endlich **weniger** thut, als die letztere fordert, ist moralische **Verschuldung** (demeritum).“ Kant vgl. A. 45, Bd 3. S. 235–236.

- 46 Fontane greift nicht auf eine der volkstümlich-patriotischen Legenden vom Opfertod des braven Soldaten zurück, die ihm zu Gebote standen. Vgl. dagegen im „Stechlin“ die – ebenfalls teilweise relativierten – Äußerungen Schulze Kluckhuhns über den Pionier Klinke, der im deutsch-dänischen Krieg 1864 den Zugang zu den Düppeler Schanzen freigesprengt hatte. (Fontane, Theodor: Romane und Erzählungen in acht Bänden. Bd 8. Berlin 1969. S. 177 und 280. Das salomonische Verhältnis, das Fontane ursprünglich zu dieser Tat und Legendenbildung einnahm, verdeutlicht seine Feststellung von 1866. Er referiert zwei Schilderungen des Hergangs, von denen die eine für einen Soldatentod „wie jeder andere“ spricht, die zweite für ein heldenmütiges Selbstopfer. „Welche Lesart aber auch immer die richtige sein mag, das Volk wird sich seinen ‚Klinke‘ ebensowenig nehmen lassen wie seinen ‚Froben‘. Mit der historischen Aufhellung – die ohnehin höchst mißlich ist und oft noch mehr vorbeischießt als die Dichtung – ist dem Bedürfnis des Volkes nicht immer am meisten gedient.“ NFA, 19, 336. So denn auch der Gebrauch, den er in seinem Gedicht „Der Tag von Düppel“ von Klinkes Tat macht.
- 47 NFA 15, 298.
- 48 Hehn, Viktor: Briefe von 1876 bis zu seinem Tode 23. März 1890 an seinen Freund Hermann Wichmann. Stuttgart 1890. S. 79–80. Brief vom 21. Dezember 1880.
- 49 An Theodor Fontane, 9. Dezember 1887. Ausgew. Briefe 2, 176.
- 50 Koshinow, W.: Die russische Literatur und der Terminus „kritischer Realismus“. In: Kunst und Literatur 27. 1979. H. 3. S. 254.
- 51 Fontane, Theodor: Romane und Erzählungen in acht Bänden. Bd 8. Berlin 1969. S. 227.

Joachim Krueger

## Theodor Fontanes „Deutsches Dichteralbum“

### Eine Analyse

Wenn Theodor Fontane, von den beiden letzten Jahrzehnten abgesehen, Zeit seines Lebens wirtschaftlich nie auf Rosen gebettet war, so erging es ihm im ersten Jahr seiner Ehe, die am 16. Oktober 1850 geschlossen wurde, wohl am schlechtesten. Denn er verlor schon Ende Dezember 1850 seine bescheidene Stellung in dem Literarischen Kabinett, in das ihn dessen Leiter, Wilhelm von Merkel, geholt hatte. Das Literarische Kabinett, ein ministerielles Pressebüro, wurde aufgelöst, und es verging fast ein Jahr, bis Fontane am 1. November 1851 in dessen Nachfolgeinstitution, die Zentralstelle für Pressangelegenheiten, eintreten konnte. In der Zwischenzeit lebte Fontane mit seiner Familie (am 14. August 1851 wurde der älteste Sohn geboren) kümmerlich von literarischen Gelegenheitsarbeiten, dem Betrieb einer Schülerpension und von Privatunterricht. Wie prekär seine Situation war, zeigt der Umstand, daß er sich 1851 nicht nur um Anstellung im Unterrichtsministerium, sondern auch um den Posten des Sekretärs eines Gartenbauvereins bewarb, beides ohne Erfolg.

In dieser Situation wird Fontane der Auftrag des Berliner Verlegers Otto Janke gelegen gekommen sein, eine Anthologie deutscher Lyrik herauszugeben. Fontane nahm den Auftrag an und machte sich an die Arbeit. In seinem Brief vom 14. April 1851 an Bernhard von Lepel äußert sich

Fontane erstmals über die Anthologie und bittet den Freund um dessen Meinung zu den verschiedenen Gliederungsvorschlägen, die er brieflich unterbreitet (und auf die wir noch eingehen werden).<sup>1</sup> Am 1. Mai 1851 berichtet Fontane Friedrich Witte: „Durch den hiesigen Buchhändler aufgefordert, geb ich jetzt eine ziemlich umfangreiche Anthologie heraus (30 Bogen). Ende Mai beginnt der Druck. Ich erhalte 150 Taler Honorar.“<sup>2</sup> Die Arbeit daran machte offenbar gute Fortschritte, denn schon am 28. Mai 1851 konnte er Lepel mitteilen: „Meine Anthologie ist seit heute fertig; hätt ich nur erst die Gelder. Der Kerl soll sehr unsicher und ein richtiger Buchhändler, i. e. ein Gauner sein.“<sup>3</sup> Die Worte „hätt ich nur erst die Gelder“ lassen erkennen, daß die Zusammenstellung dieser Anthologie mindestens zum guten Teil dem Broterwerb diene. Mit „fertig“ ist wohl gemeint, daß die Druckvorlage fertig vorlag.

Fontanes Bedenken gegen Janke haben sich dann doch nicht bestätigt, denn er konnte Lepel am 18. Juni 1851 mitteilen: Was den Buchhändler angeht, so hab ich die erste Hälfte der Bezahlung (75 rth.) eingestrichen; er machte durchaus keine Schwierigkeiten.“<sup>4</sup>

In seinem Brief an Witte vom 17. August 1851 kam Fontane noch einmal auf das „Deutsche Dichteralbum“ zu sprechen. Er berichtete, er habe sich heute „über das Buchhändlergesindel wieder mal geärgert“. Den Anlaß bot ein Brief des Verlegers: „Denken Sie sich, schreibt mir dieser Dummkopf von Verleger (Herr Otto Janke), 2 Gedichte von Mörike müssten – unter vielem anderen – aus der Anthologie wegbleiben, **sie taugten nichts**. Ich hab ihm geantwortet: Mit seiner gütigen Erlaubnis verstünd er von dergleichen nichts; aber man ärgert sich doch über solche Unverschämtheit.“<sup>5</sup> Ob es nun zu Streichungen von Gedichten durch den Verleger gekommen ist oder nicht, jedenfalls war im August 1851 offenbar noch die redaktionelle Bearbeitung der Anthologie durch den Verlag im Gange. Wahrscheinlich lag das Buch also erst im Herbst 1851 gedruckt vor.

Auf dem Titelblatt war die Anthologie nach damaliger Buchhändlersitte auf 1852 vordatiert. Es erschienen 1852 noch eine zweite und eine dritte Auflage des „Deutschen Dichteralbums“, die jedoch unverändert waren.

Mitte 1857 bereitete Fontane, der sich damals in London befand, die vierte Auflage vor. Sie weist gegenüber den früheren Auflagen einige Veränderungen auf und erschien (aus Gründen, die wir nicht kennen) nicht mehr bei Otto Janke, sondern im Verlag J. Bachmann, Berlin. Die inhaltlichen Veränderungen bestehen hauptsächlich darin, daß einige Gedichte neu aufgenommen wurden, so Gedichte in niederdeutscher Sprache von Klaus Groth und Friedrich Eggers, und daß „Auszüge aus größeren epischen Dichtungen“ von Kinkel, Alfred Meissner und Redwitz nun weggelassen wurden. Der Grundaufbau des Werkes und die Prinzipien der Auswahl blieben indes unverändert.

Auf das Vorwort zur vierten Auflage, das über die inhaltlichen Veränderungen Auskunft gibt und sie kurz zu rechtfertigen sucht, verwandte Fontane besondere Mühe. Er unterbreitete es dem Rütli, der Abzweigung des „Tunnels über der Spree“, zur Kritik und veranlaßte den Verleger, Abzüge des Vorwortes an Friedrich Eggers und Wilhelm von Merckel zu

senden, die dem Rütli angehörten. An Eggers schrieb Fontane am 16. August 1857: „Bachmann wird Dir und Immermann [d. i. Wilhelm von Merckel] ein paar Abzüge schicken; bringt dann in nächster Sitzung die Sache zur Beratung.“<sup>6</sup>

Auch an Wilhelm von Merckel wandte er sich brieflich wegen der Vorrede und schrieb am 18. August 1857 aus London: „Nur ein paar Worte heut, um das Auftauchen einer Vorrede zu erklären, die Ihnen mein feister Bachmann wahrscheinlich in diesen Tagen zuschicken wird. Sie erhalten dieselben keineswegs, um sich an dieser Leistung zu erquicken, sondern nur in der Absicht, daß es Ihnen und den übrigen Rütliern gefallen möge, mir Ihre Meinung darüber zu sagen. Es ist mit solchen Vorreden immer ein vert— Ding; man dreht sich in ihnen gemeinhin den Strick, dran man hinterher gehängt wird. Vielleicht wird es das beste sein, bloß Anfang und Ende zu nehmen und die Äußerungen über Klaus Groth etc. fortzulassen.“<sup>7</sup>

Offensichtlich ist der Entwurf der Vorrede, den Fontane dem Rütli einsandte, umfangreicher gewesen als die dann tatsächlich der vierten Auflage vorangestellte Vorrede. Der Rütli hat wohl den Rat erteilt, die „Äußerungen über Klaus Groth etc.“ fortzulassen; Fontane hat ihn befolgt und schrieb am 31. August 1857 an Friedrich Eggers: „Die Ansichten des Rütli über das Vorwort zum Album akzeptier' ich dankbarst.“<sup>8</sup> Es dürften jedoch noch weitere Passagen weggefallen sein. Das Vorwort sollte, nach Fontanes Intention, „nur Fläche haben, aber um Gottes willen keine Tiefe“, wie er am 16. August 1857 an Friedrich Eggers schrieb. „Nun bin ich zwar“, heißt es in dem Brief weiter, „darüber ganz beruhigt und weiß, daß in meiner Vorrede kein Maikäfer ertrinken wird, aber das Schlimmste ist, daß sie an ein paar Stellen so tut, als sei es was mit ihr. Dies ist vielleicht lächerlicher, als gestattet werden kann.“<sup>9</sup> Diese „paar Stellen“ sind offenbar getilgt worden, denn das Vorwort befaßt sich nur mit den in der vierten Auflage vorgenommenen Veränderungen.

Die vierte Auflage ist im Herbst 1857 herausgekommen; auch sie war vor-datiert und trug auf dem Titelblatt das Erscheinungsjahr 1858. Über die Verwendung des Honorars, das in seiner Abwesenheit Wilhelm von Merckel einzuziehen hatte, schrieb Fontane an Merckel am 23. Oktober 1857 aus London: „Das ‚Album‘ sollte bald nach Michaelis erscheinen, wie alle Weihnachtsbücher. Vierzehn Tage nach der Versendung — so steht im Kontrakt — sollte die Zahlung des Honorars (100 Tlr.) erfolgen. Ich denke, dieser Zeitpunkt muß jetzt da sein; doch kann ich das von hier aus nicht kontrollieren. Anfragen mag ich bei dem Kerl, der gewiß ein Knöderjahn ersten Ranges ist, auch nicht und so, denk' ich, wart' ich ruhig ab. Wenigstens kann ich nicht gut vor Anfang Dezember mich nach dem Stand der Angelegenheit erkundigen. Einige Taler wird er vermutlich für das Binden von Büchern in Abrechnung bringen, wiewohl ich ihm eine starke Porto-Gegenrechnung einreichen könnte., was ich indes nicht will. Über die Verwendung des Geldes erlaub' ich mir Ihnen erst dann meine Wünsche vorzutragen, wenn es bereits in Ihren Händen ist. Sonst arrangiert man vielleicht ein gängereiches Diner — aus nichts oder zankt sich um einen

Schatz, den man nie hebt. Das hartnäckige, längere Schweigen der berühmten Firma Bachmann läßt mich eben nicht das Allerbeste erwarten. Mein alter Freund Otto Janke hat mich ohnehin warnen lassen.“<sup>10</sup>

Diese vierte Auflage des „Deutschen Dichteralbums“, die die letzte blieb, soll hier analysiert werden.<sup>11</sup>

Wir erörtern zunächst die Grundsätze, von denen sich Fontane bei der Auswahl der Gedichte leiten ließ, und die Gliederung, die er vorgenommen hat. Fontane trifft dazu in seinem Vorwort zur 1. Auflage einige grundsätzliche Feststellungen, und es ist zu verwundern, daß er dieses Vorwort nicht in die vierte Auflage übernommen hat.

Was die Auswahl angeht, so berücksichtigt Fontane nicht etwa die gesamte neuere deutsche Lyrik, sondern nur ihre Entwicklung ab 1813, d. h. vom Zeitpunkt der Erhebung gegen Napoleon an. Dazu sagt das Vorwort zur 1. Auflage: „Die Auswahl beginnt mit dem Jahre 1813. Der gerechtfertigte Wunsch, neben anerkannt Trefflichem der früheren Dezennien auch vor allem das hervorragende Neue und Neuste zu bringen, mag es entschuligen, wenn den jüngsten Kräften und Erscheinungen unserer Literatur mehr Feld eingeräumt worden ist, als ihnen verhältnismäßig gebühren mochte. Der Leser wird die Bekanntschaft manches jungen Namens machen: Theodor Storm, Paul Heyse, Reithard, Friedrich Eggers, Rudolph Löwenstein, Graf Schlippenbach, Bernhard v. Lepel u. a. m., denen sich schließlich der Name des Herausgebers anreihet. Andere, schon gekannte unter den Neueren, wie Mörike, Scherenberg und Graf Strachwitz, haben in Nachstehendem eine besonders zahlreiche Vertretung gefunden.“<sup>12</sup>

Daraus ergab sich, daß die deutsche Lyrik des 17. und 18. Jahrhunderts, die der deutschen Klassik sowie der Früh- und Hochromantik ausgeschlossen blieb. Goethe und Schiller, Novalis und Brentano stehen außerhalb der von Fontane abgesteckten Grenzen, auch, wiewohl nach 1813 entstanden, Goethes lyrisches Spätwerk, z. B. der „West-östliche Divan“, der aus den Jahren 1814–1819 stammt. Die romantische Lyrik setzt in dieser Sammlung erst mit Eichendorff und Wilhelm Müller ein.

Die ältesten Autoren, die Fontane aufgenommen hat, sind Schmidt von Lübeck und Ernst Moritz Arndt (geb. 1766 und 1769). Doch es überwiegen bei weitem die nach 1800 geborenen Schriftsteller. Ihr jüngster ist Paul Heyse (geb. 1830).

Ob diese Beschränkung auf die Lyrik seit 1813 auf eine Forderung des Verlegers zurückgeht, ob sich Fontane darin einfach Karl Goedeke anschließt, dessen — noch zu nennende — Anthologie ebenfalls erst 1813 einsetzt, oder ob diese Konzeption von Fontane stammt, ist nicht bekannt. Man möchte das letztere annehmen und es erklärlich finden, daß Fontane z. B. die Lyrik der Klassik und — zum guten Teil — auch der Romantik ausschloß, wenn man sich daran erinnert, daß Fontane in seinem 1853 erschienenen Aufsatz „Unsere lyrische und epische Prosa seit 1848“ zwar die Lyrik des jungen Goethe hoch anerkennt, aber Kritik an Schillers Lyrik übt. Fontane stellt dort den „wunderbarschönen, im Volkston gehaltenen Liedern der Goetheschen Jugendperiode“ die Lyrik Schillers gegenüber, die nach Fontanes Meinung „freilich den Mund zu voll zu nehmen pflegte“.

und meldet, von seiner damaligen Realismusauffassung her, auch Bedenken gegen Schillers „Die Kraniche des Ibykus“ sowie Goethes „Die Braut von Korinth“ an.<sup>13</sup>

Es kommt hinzu, daß Fontane auf seinem eigenen Bildungsweg eher mit zeitgenössischen Dichtern seiner Jugendjahre wie Platen und Lenau, Freiligrath und Herwegh, Heine und Storm als mit den Klassikern Goethe und Schiller vertraut wurde. Daher galt seine Aufmerksamkeit mehr jenen jüngeren Poeten, die seinem Jahrhundert angehörten, als den Klassikern. Storm gegenüber hat er 1868 sogar ausdrücklich bekannt, daß ihm andere Dichter mehr am Herzen lagen als die Klassiker. Von den „Großen“ unter den deutschen Dichtern sprechend, schrieb er am 22. Mai 1868 an Storm: „Bürger ist kein Schiller, Heine ist kein Goethe, Storm ist kein Wieland, und doch decken Bürger, Heine, Storm mein Herzensbedürfnis unendlich mehr als das große Dreigestirn.“ Und Fontane fügt, in die Einzelheiten gehend, hinzu: „Nicht einmal für die Schönheit des ‚Königs von Thule‘ ist mir das volle Verständnis aufgegangen.“ Doch „ganz“ gehe ihm „das Herz auf“, wenn er Gedichte von Heine oder Storm lese.<sup>14</sup> Die Lyriker, die seine – zumeist älteren – Zeitgenossen waren, fesselten ihn also stärker als die Klassiker. Allein Bürger machte dabei eine Ausnahme.

Viele Jahrzehnte später, in „Von Zwanzig bis Dreissig“, schrieb er dazu, indem er den eigenen Bildungsweg als den richtigen verteidigte: „Es ist Unsinn, jungen Leuten immer mit dem ‚Besten‘ zu kommen. Man hat sich in das Beste hineinzuwachsen, und das dauert oft recht lange. Schadet auch nichts. Vor allem ist es ganz unnatürlich, mit Goethe zu beginnen. Ich bin glücklich, mit Freiligrath begonnen zu haben.“<sup>15</sup>

Auch solche Erwägungen mögen mitgespielt haben, wenn Fontane seine Anthologie nicht bei Goethe, sondern 1813 beginnen ließ, wengleich Fontane damals (1851) an jenes „Hineinwachsen“, von dem in „Von Zwanzig bis Dreissig“ die Rede ist, noch nicht gedacht haben wird und man Zweifel daran anmelden darf, ob jener Vers

Der Band von Goethe gab mir Kraft und Leben  
aus dem 1889 entstandenen Gedicht „Fritz Katzfuß“, das eine autobiographische Aussage enthält und in dem Fontane seine eigene Jugend im Lichte der Jugendjahre Fritz Katzfuß beschreibt, so ganz der Wirklichkeit entspricht.

Fontane legt ferner klar und eindeutig fest, welche Dichter und Gedichte bei der Auswahl den Vorrang haben, und schreibt im Vorwort zur 1. Auflage: „Was den Inhalt, die getroffene Auswahl, angeht, so glaub' ich mich kurz dahin erklären zu können, daß ich bestrebt gewesen bin, dem Einfachen, Frischen und Gesunden – das vor nicht allzu langer Zeit in Gefahr stand, durch Schwulst, Pathos und Bilderwust überwuchert zu werden – nach meiner Kraft zu seinem Recht zu verhelfen. Daher, beispielsweise, die vielfache Benutzung Rückerts und Wilhelm Müllers, besonders des letzteren. Wo sich Verstöße gegen dies Streben finden, liegt der Grund in äußeren Einflüssen, deren Beherrschung nicht in meine Macht gegeben war.“<sup>16</sup>

Wir werden noch sehen, in welchem Umfang die Praxis seiner Auswahl diesen Grundsatz bestätigt.

Über die Gliederung der ausgewählten Gedichte und über die Bezeichnung der zu bildenden Gruppen hat sich Fontane durchaus Gedanken gemacht und dabei die in bisherigen Gedichtsammlungen üblichen Verfahrensweisen kritisch gemustert. Wie bei der Auswahl der Gedichte das „Einfache, Frische und Gesunde“ den Vorrang hat, so ist Fontane auch hier auf „Einfachheit“ bedacht. Er schrieb dazu am 14. April 1851 an Bernhard von Lepel: „Ich habe überhaupt viele Fragen an Dich zu richten, zunächst wegen meiner Anthologie ... Denke doch womöglich schon vorher ein bißchen darüber nach, wie ich die **Abschnitte** machen und bezeichnen soll. Alle Wissenschaftlichkeit muß übrigens aus dem Spiele bleiben, da das Buch ‚fürs große Publikum‘ berechnet ist. — Das Abschnittemachen geschieht von den Sammlern (Gödecke, Kletke u. s. w.) gemeinhin ohne allen Geschmack und namentlich ohne innere Notwendigkeit; die Überschriften könnten ebensogut ganz anders lauten und doch ebenso passend oder unpassend sein. Ich möchte mich deshalb fast für die höchste Einfachheit entscheiden, z. B. (ähnlich wie bei Strachwitz) I den Frauen II den Männern; und damit Basta. Oder: I Lieder II Balladen. Ich halte diese Einfachheit fürs Beste, aber meinem Buchhändler gegenüber wird es erscheinen, als sei ich dumm, als hätt ich nichts Besseres gewußt. Wenn ich nun also mehr (gewissermaßen auch weniger) biete, bist Du alsdann dafür, daß ich sozusagen prosaische, einfach die Sache bezeichnende Überschriften mache, wie I Lieder II Sprüche III Idyllen IV Lehrgedichte V Beschreibende Gedichte VI Dithyramben VII Romanzen u. s. w. oder daß ich nebelhafte, poetisch sein sollende Bezeichnungen wähle wie I Liebe, Leid und Lust II Heimat und Fremde III Kampf und Krieg u. s. w. Denke darüber ä bissl nach.“<sup>17</sup>

Das Ergebnis dieser Überlegungen bestand darin, daß unter sehr allgemeinen und — man kann wohl sagen — eigenwilligen oder doch eigenständigen Gesichtspunkten drei Gruppen gebildet wurden, deren verbale Bezeichnungen, weil zu „auffällig“, jedoch durch Numerierung ersetzt wurden. Fontane erläuterte das im Vorwort zur 1. Auflage mit den Worten: „Zunächst, was die Einteilung des vorhandenen Stoffes betrifft, zog ich es vor, statt vielfacher, künstlich gemachter, oft sogar willkürlicher Unterabteilungen jene drei Hauptgruppierungen eintreten zu lassen, denen sich — eben weil es Gattungen und Begriffe sind, die das ganze Gebiet umfassen — das reiche Material am einfachsten und natürlichsten fügen mußte. **Gesungnes, Gedachtes** und **Erzähltes** hab' ich in drei große Gruppen nebeneinander gestellt, und wenn ich statt dieser Bezeichnungen die rein äußerliche: ‚Erstes, zweites und drittes Buch‘ wählte, geschah es lediglich, um das Auffällige jener Ausdrucksweise zu vermeiden.“<sup>18</sup>

Das mithin aus drei „Büchern“ bestehende „Deutsche Dichteralbum“ umfaßt in seiner vierten Auflage 448 Seiten. Es sind darin 56 Dichter mit insgesamt 343 Gedichten vertreten.

Was den Raum angeht, der ihnen in der Anthologie zugebilligt wird und der nach der Seitenzahl bzw. nach der Zahl der aufgenommenen Gedichte

gemessen werden kann, so stehen fünf Dichter an der Spitze, nämlich Wilhelm Müller (33 Seiten, 27 Gedichte), Ludwig Uhland (30 Seiten, 25 Gedichte), Friedrich Rückert (29 Seiten, 45 Gedichte), Nikolaus Lenau (28 Seiten, 24 Gedichte) und Heinrich Heine (24 Seiten, 29 Gedichte). Sie nehmen also mit insgesamt 144 Seiten rund ein Drittel der Anthologie für sich in Anspruch.

Es folgt eine zweite Gruppe von sechs Dichtern. Sie ist zwar ebenfalls gut repräsentiert, setzt sich aber umfangsmäßig deutlich von der ersten Gruppe ab. Zu dieser zweiten Gruppe gehören Ferdinand Freiligrath (23 Seiten, 12 Gedichte), Emanuel Geibel (20 Seiten, 13 Gedichte), August Graf von Platen (16 Seiten, 14 Gedichte), Adelbert von Chamisso (16 Seiten, 12 Gedichte), Eduard Mörike (13 Seiten, 15 Gedichte) und Theodor Storm (9 Seiten, 10 Gedichte). Sie nehmen mit ihren 97 Seiten etwa zwei Neuntel der Anthologie ein.

Die elf Dichter der ersten und zweiten Gruppe geben dem „Deutschen Dichteralbum“ das Gepräge, da ihre Gedichte mehr als die Hälfte des Bandes, d. h. 251 Seiten, füllen. Von den insgesamt 56 Lyrikern, die Fontane zu Wort kommen läßt, geben 11 den Ton an. Daß an ihrer Spitze Wilhelm Müller und Uhland stehen, ist kein Zufall. Denn sie schätzte Fontane am höchsten, da er in diesen beiden Dichtern, wie er am 29. August 1851 an Bernhard von Lepel schrieb, „wirkliche Musterbilder echter Volkstümlichkeit“ erblickte und sie noch höher als Rückert und Platen stellte.<sup>19</sup>

Demgegenüber fallen die übrigen fünfundvierzig Autoren deutlich ab. Drei Dichter sind immerhin noch mit 7 Gedichten in der Anthologie zu finden, nämlich – außer Fontane selbst – Klaus Groth und Moritz Graf Strachwitz. Vier weitere Autoren durften je 5 Gedichte beisteuern; es sind dies Joseph Freiherr von Eichendorff, Anastasius Grün, Hermann Lingg und Franz Kugler. Unter denen, von denen die Anthologie 4 Gedichte bringt, befinden sich nicht nur Fontanes Freund Bernhard von Lepel, sondern auch Georg Herwegh und Karl Beck.

Von den bekannteren Autoren, deren Namen dem Literaturfreund heute noch geläufig sind und von denen in der Anthologie mehr als nur ein Gedicht zu lesen ist, seien genannt: Ernst Moritz Arndt, Paul Heyse und Justinus Kerner (je 3 Gedichte) sowie Wilhelm Hauff (2 Gedichte).

Von achtzehn Autoren dagegen bringt das „Deutsche Dichteralbum“ nur ein einziges Gedicht. Es wäre müßig, ihre Namen sämtlich zu nennen, da sie heute zumeist vergessen sind. Es muß aber hervorgehoben werden, daß sich darunter auch Hoffmann von Fallersleben befindet.

Besonders in dieser letztgenannten Gruppe – aber auch unter den Autoren, von denen die Anthologie zwei oder drei Gedichte wiedergibt – befinden sich Verfasser von Liedern, die schwerlich ihres dichterischen Wertes wegen aufgenommen worden sind, sondern weil sie damals sehr populär waren. So kamen z. B. die Lieder „Der deutsche Rhein“ von Nikolaus Becker („Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein...“) und „Schleswig-Holstein“ von M. P. Chemnitz („Schleswig-Holstein meerumschlungen...“) in Fontanes Anthologie, aber auch solche in jener Zeit vielgesungenen Lieder wie „Bedenklichkeiten“ von Heinrich von Mühlner („Grad aus dem

Wirtshaus komm ich heraus . . .“) oder das „Wanderlied“ des Grafen Albert von Schlippenbach („Ein Heller und ein Batzen . . .“).

Im ganzen muß, was die Auswahl der Dichter angeht, die Fontane seinen Lesern bietet, zweierlei festgestellt werden. 1. Fontane legt das Schwergewicht der Auswahl auf eine kleinere Anzahl von Autoren, deren dichterischer Rang schon damals anerkannt war und noch heute kaum umstritten ist. Ihre Gedichte bilden sozusagen den Kern der Anthologie, und sie entsprechen – wie man hinzusetzen muß – dem Geschmack Fontanes. 2. Daneben figuriert eine allerdings ungleich größere Anzahl von Autoren, die aus unterschiedlichen Gründen aufgenommen wurden. Einige fanden damals mit ihrem lyrischen Schaffen allgemeine Anerkennung (und tauchen, wie ein Vergleich des „Deutschen Dichteralbums“ mit anderen zeitgenössischen Anthologien zeigt, in vielen Gedichtsammlungen auf), wurden aber später vergessen. Andere sind wegen spektakulärer Einzelleistungen, die aus außerliterarischen Gründen breiten Widerhall fanden, aufgenommen. Schließlich hat Fontane, der, als er die 1. Auflage herausgab, noch ein eifriges Mitglied des „Tunnels über der Spree“ war, sich veranlaßt gesehen, auch das lyrische Schaffen der Mitglieder dieses Vereins einzubeziehen, wobei ihn mitunter Freundschaft und Wohlwollen mehr geleitet haben mögen als Geschmack und literarische Kritik. Von Fontane selbst abgesehen, bringt das „Deutsche Dichteralbum“ Beiträge von zwölf Mitgliedern oder ehemaligen Mitgliedern des „Tunnels über der Spree“. Von ihnen dürften nur Emanuel Geibel und Paul Heyse einen gewissen Anspruch erheben können, als Lyriker gehört zu werden. Andere „Tunnel“-Mitglieder – wie Friedrich Eggers, Bernhard von Lepel, Wilhelm von Merckel oder Christian Friedrich Scherenberg (sämtlich sehr aktive Mitglieder des Vereins) – haben als Lyriker nicht einmal zu ihrer Zeit eine breite Wirkung erzielt und sind heute kaum noch bekannt. Gleichwohl hat Fontane sie in seine Auswahl einbezogen, auch wenn, wie das bei etlichen von ihnen der Fall ist, damals noch gar keine Buchausgabe ihrer Gedichte vorlag. Das hat ihm freilich die Kritik Friedrich Hebbels eingetragen, der als „garstige Brennesseln“ (außer Kletke) gerade drei „Tunnel“-Mitglieder anführt. Hebbels Rezension der 4. Auflage des „Deutschen Dichteralbums“, erschienen in der Illustrierten Zeitung (Leipzig), Bd 33, Nr. 842 vom 20. August 1859, lautete: „Wer ein Dichteralbum zusammenstellt, der hat eine so leichte Aufgabe, wie der Wind, der die Blütenbäume schüttelt; alles, was fällt, ist schön. Wir brauchen daher dem Publikum nicht erst die Versicherung zu geben, daß Herr Fontane einen duftigen Kranz geflochten hat, aber wir möchten ihn selbst fragen, warum er an einigen reichen Blumenbeeten, z. B. an dem Dingelstedt'schen, absichtlich vorübergegangen ist und wie die garstigen Brennesseln mit hineingerathen sind, welche die Herren Merkel, Lepel, Kletke und Andere, von denen die Nation nichts weiß, unter all den Lilien und Rosen ausbieten. Am allerauffallendsten ist es, daß ein Friedrich Eggers, von dem unsers Wissens nicht einmal eine Sammlung existiert, als Repräsentant des Plattdeutschen, mecklenburgischen Idioms, eingeführt und Fritz Reuter, der markige Vorgänger Klaus Groths, von dessen Dichtungen ganz Mecklenburg widerklingt, ignoriert wird.“<sup>20</sup>

Hebbel vermißt in Fontanes Auswahl Dingelstedt. Wenn wir heute, nachdem erörtert worden ist, welche Autoren Fontane berücksichtigt hat, uns auch die Frage vorlegen, welche er übergangen hat, würden wir wohl eher eben Friedrich Hebbel selbst und, neben ihm, Gottfried Keller und Anette von Droste-Hülshoff nennen. Sie fehlen im „Deutschen Dichteralbum“, obschon bereits zur Zeit der Vorbereitung der 1. Auflage des „Deutschen Dichteralbums“ von allen dreien Ausgaben ihrer Gedichte erschienen waren<sup>21</sup> und sowohl Hebbel wie auch Gottfried Keller und die Droste Eingang in andere zeitgenössische Anthologien gefunden hatten.

Auf diese zeitgenössischen Anthologien muß hier noch eingegangen werden. Denn man darf nicht nur vermuten, daß Fontane, als er an seiner Anthologie arbeitete, sie zu Rate gezogen hat, vielmehr hat er zwei in seinem Brief an Lepel vom 14. April 1851 sogar genannt, die von Kletke und von Goedeke. Es ist nicht ausgeschlossen, daß die Auswahl, sei es der Dichter, sei es der Gedichte, die er in solchen Sammlungen vorfand, seine eigene Wahl beeinflußt hat. Wir ziehen daher zum Vergleich sechs Anthologien heran, die 1851 – zumindest mit ihrer 1. Auflage – vorlagen, und gehen zuerst der Frage nach, welcher anderen Anthologie Fontanes „Deutsches Dichteralbum“ hinsichtlich der Auswahl der Dichter am nächsten steht. Es sind die Gedichtsammlungen von Gustav Schwab (zuerst 1835), Otto Friedrich Gruppe (1836), Theodor Echtermeyer (zuerst 1836), Hermann Kletke (1843), Karl Goedeke (1844) sowie Heinrich Friedrich Wilhelmi (1848).<sup>22</sup>

Bei dem Vergleich des „Deutschen Dichteralbums“ (in seiner 4. Auflage) mit diesen Sammlungen zeigt sich, daß Fontanes Auswahl der Dichter am stärksten mit der von Wilhelmi übereinstimmt, dessen „Die Lyrik der Deutschen“ 1852 in zweiter Ausgabe erschien. Von den 56 Autoren, die mit Gedichten in Fontanes Anthologie vertreten sind, finden wir 41 auch bei Wilhelmi. Es ist interessant festzustellen, welche Dichter Fontane, über Wilhelmi hinaus, im „Deutschen Dichteralbum“ präsentiert. Es sind insgesamt 15 Autoren, darunter allein 9 Mitglieder des „Tunnels über der Spree“ (einschließlich Theodor Fontane) sowie die dem „Tunnel“ nahestehenden Theodor Storm und Otto Roquette. Im übrigen hat Fontane, über Wilhelmi hinausgehend, noch Klaus Groth und Hermann Lingg herangezogen, aber auch den – schon erwähnten – Grafen Schlippenbach sowie den Schweizer Publizisten Johann Jakob Reithard. In der Hauptsache also – so kann man feststellen – weicht Fontane von Wilhelmi darin ab, daß er den „Tunnel über der Spree“ in seiner Auswahl stärker herausstellt. Denn bei Wilhelmi sind an Mitgliedern des „Tunnels“ bzw. an ehemaliger Mitgliedern nur Geibel, Kugler und Strachwitz zu finden.

Mit diesem Vergleich soll indes nicht behauptet werden, daß Fontane Wilhelms „Die Lyrik der Deutschen“, die übrigens die deutsche Lyrik „von Goethe bis auf die Gegenwart“ in Auswahl darbieten will, benutzt und erweitert hat. Denn es gibt keinen Beweis dafür, daß er sie gekannt hat. Doch ist die weitgehende Übereinstimmung, auch ohne daß die Frage der Verwendung geklärt werden kann, nicht uninteressant.

Übrigens dürfte die Auswahl der Gedichte (im Gegensatz zu der der Autoren), die Fontane trifft, der Vermutung, Fontane habe Wilhelmi

benutzt, widersprechen. Denn nur ein kleiner Teil der Gedichte, die Wilhelmi bietet, ist auch in Fontanes „Deutschem Dichteralbum“ zu lesen.

Der Vergleich zwischen dem „Deutschen Dichteralbum“ und den anderen fünf Anthologien läßt, was die Autorenauswahl angeht, eine nicht so weitgehende Übereinstimmung erkennen. Die Zahl der Autoren, die sich im „Deutschen Dichteralbum“ und zugleich in der jeweiligen anderen Sammlungen finden, beträgt bei Kletke 38, Goedeke 36, Echtermeyer (Ausgabe 1847) 29, Schwab 22 und bei Gruppe 19.

Bei der Auswahl der Gedichte, die Fontane getroffen hat, ist – mehr noch als bei der Auswahl der Dichter – der Zeitpunkt zu berücksichtigen, zu dem die 1. Auflage herauskam. Sie erschien etwa zwei Jahre nach der gescheiterten Revolution von 1848/49. Es wäre kaum möglich gewesen, zu jener Zeit in der preußischen Hauptstadt eine Sammlung revolutionärer Gedichte erscheinen zu lassen, die für die demokratischen Ideale von 1848/49 eintraten. Auch war die Lage, als 1857 die vierte Auflage erschien, kaum anders. Es ist aber auch die Frage, ob es Fontane, wenn es möglich gewesen wäre, überhaupt gewollt hätte. Denn er vollzog Anfang der fünfziger Jahre eine – obschon nur vorübergehende – Änderung seines politischen Standpunkts. In dem Aufsatz „Unsere lyrische und epische Poesie seit 1848“ (1853) schrieb er sogar, und zwar mit Bezug auf Freiligraths Gedicht „Die Toten an die Lebenden“, das er als einen „Apostel des Realismus“ bezeichnete: „Wir verwahren uns auf das entschiedenste dagegen, als ob die politische Richtung dieses Gedichts auf unser Urteil influirt hätte; wir bekennen uns vielmehr als einen eingefleischten Royalisten vom Wirbel bis zur Zeh, können aber freilich nicht umhin, bei Beurteilung von Kunstwerken lediglich den ästhetischen Maßstab gelten zu lassen.“<sup>23</sup>

Seine Indifferenz, die hier allerdings seinem Royalismus nicht widersprechen soll, hatte er schon in seinem Brief an Lepel vom 4. September 1851 bekundet: „Ich persönlich verhalte mich **jetzt** den politischen Gedichten des Jahres 48 gegenüber (was ihre politische, meist extreme Richtung angeht) völlig indifferent und kritisire sie als Ästhetiker mit derselben Unparteilichkeit wie z. B. die gleichzeitigen Gedichte der Royalisten und Puritaner zu den Zeiten Cromwells. Ich kann Freiligrath's ‚Die Todten an die Lebenden‘ und Deine Ode ‚An den König‘ hintereinander weg lesen und mich an der poetischen Kraft u. Weihe beider erquicken. **Mein** Parteistandpunkt ist weder im einen noch im andern vertreten; als Ästhetiker hab' ich aber ebenfalls darüber zu wachen, daß der einmal eingenommene Standpunkt des Dichters auch beibehalten wird, und das tust Du bei der in Rede stehenden Stelle.“<sup>24</sup> Doch hat er sich gegenüber Lepel sowohl vom Royalismus wie auch vom Republikanismus distanziert.

Nun muß man solche – schwankenden – Zeugnisse nicht ernster nehmen, als sie es verdienen, und den Druck der Verhältnisse, unter dem Fontane stand, ebenso in Rechnung stellen wie die Möglichkeit, daß mancher Ausspruch, der wie ein Bekenntnis anmutet, mehr aus der Stimmung des Augenblicks als aus bleibender, gut begründeter Überzeugung stammt. Dennoch ist ein Wandel in den politischen Auffassungen Fontanes nicht zu übersehen. Er äußerte sich auch in der Auswahl der Gedichte.

Man kann die Gedichte, die Fontane in seine Anthologie aufgenommen hat, in vier Gruppen einteilen. Da ist erstens die Liebes-, Natur- und Wanderlyrik. Diese Gruppe nimmt den breitesten Raum ein. Es versteht sich, daß hier Wilhelm Müller besonders stark vertreten ist, seine Frühlings-, Müller- und Wanderlieder entsprechen am besten jenem Maßstab, den Fontane bei der Auswahl anlegen wollte, nämlich das „Einfache, Frische und Gesunde“ vor allem zu seinem Recht kommen zu lassen. Das gleiche läßt sich von Uhlands Liedern sagen, von dem die Anthologie zumal Natur- und Wanderlieder bringt, während Rückert und Heine vorab mit ihrer Liebeslyrik (aus dem „Liebesfrühling“ und dem „Buch der Lieder“) zu Wort kommen. Als mit bedeutenden oder doch bekannten Gedichten vertreten verdienen aus dieser Gruppe noch Eichendorff, Geibel, Groth, Kerner, Lenau, Lingg, Mörike und Storm genannt zu werden.

An einzelnen Gedichten seien einige hervorgehoben, die uns ihres künstlerischen Wertes wegen besonders ansprechen, so Lenaus „Schilflieder“, Linggs „Mittgszauber“, Liebeslieder von Mörike wie „Ein Stündlein wohl vor Tag“ und „Das verlassene Mägdlein“ oder von Storm wie „Du willst es nicht in Worten sagen“ und „Meine Mutter hat's gewollt“, während Storms „Oktoberlied“ die Anthologie eröffnet. Genannt werden muß aber auch Uhlands „Frühlingsglaube“, nicht zuletzt deshalb, weil das Gedicht zu jenen Frühlingsliedern Uhlands gehört, die Fontane so hoch bewertet, daß ihm schon eines von ihnen mehr galt als „der ganze La Motte Fouqué [...] mit Haut und Haaren.“<sup>25</sup>

Andere Gedichte – und das sind besonders Wanderlieder – rufen unsere Aufmerksamkeit wach, weil sie allgemein bekannt sind, etwa Eichendorffs Gedichte „Das zerbrochene Ringlein“ („In einem kühlen Grunde, da geht ein Mühlenrad...“) sowie „Der frohe Wandersmann“ (Wem Gott will rechte Gunst erweisen“), aber auch Geibels „Morgenwanderung“ („Wer recht in Freuden wandern will...“), Kerners „Wanderlied“ („Wohlauf, noch getrunken den funkelnden Wein...“) und Franz Kuglers „Rudelsburg“ („An der Saale hellem Strande...“).

Die zweite Gruppe bilden die politischen und gesellschaftskritischen Gedichte. Hier hat Fontane eine sehr enge Auswahl getroffen. So wie er die meisten seiner eigenen politischen Gedichte aus dem Vormärz nicht veröffentlicht hat, so hat er auch hier die politische Lyrik des Vormärz fast gänzlich unterdrückt.

Aus der Zeit der Erhebung gegen Napoleon stammen immerhin etliche Gedichte der Anthologie. Da sind vier Lieder von Ernst Moritz Arndt: „Des Deutschen Vaterland“, „Das Lied von Schill“,<sup>26</sup> „Das Lied vom Feldmarschall“<sup>27</sup> und „Vaterlandslied“, ferner Theodor Körners „Lützows wilde Jagd“ und Max von Schenkendorfs „Das Lied von Scharnhorst“ und „Freiheit“ („Freiheit, die ich meine...“). Der 2. bürgerlichen Revolution (1820–23) in Spanien ist Wilhelm Müllers „Hymne auf den Tod des Raphael Riego“ gewidmet. Von dem Freiheitskampf der Griechen gegen die Türken (1821–1829) künden vier „Griechenlieder“ von Wilhelm Müller sowie „Gastrecht“ von Anastasius Grün, von dem der Polen gegen den Zarismus (1830/31) Lenaus Gedicht „Der Polenflüchtling“ und Herweghs

„Der sterbende Trompeter“. Von Freiligrath enthält die Anthologie an politischen Gedichten „Hamlet“ und „Irland“, und man muß sagen, daß „Irland“ – zusammen mit Chamissos „Das Gebet der Witwe“ – von allen in der Anthologie enthaltenen Gedichten die stärkste gesellschaftskritische Tendenz aufweist. Sie bilden aber eine Ausnahme. Denn im übrigen bietet das „Deutsche Dichteralbum“ kaum gesellschaftskritische Gedichte und überhaupt aus der politischen Lyrik des Vormärz nur wenige Gedichte. Einige stammen aus der Feder von Anastasius Grün, so „Die Dicken und die Dünnen“, „Unsre Zeit“ und „Ein Menschenleben“. Dagegen ist die politische Lyrik Georg Herweghs fast unberücksichtigt geblieben. Von ihm finden wir – außer „Der sterbende Trompeter“ – nur die „Strophen aus der Fremde“ (Teil 2: „Ich möchte hingehn wie das Abendrot...“) das „Rheinweinlied“ und das „Reiterlied“, also Gedichte, die politisch mehr oder minder unverbindlich sind. Ja, das „Rheinweinlied“ ist zwar nicht nationalistisch gemeint, konnte aber so gedeutet werden, da es in der Nachfolge von Nikolaus Beckers „Der deutsche Rhein“ stand.

Die dritte Gruppe von Gedichten kann man als Reflexionslyrik bezeichnen. Es sind nicht eigentlich philosophische Gedichte, sondern sie erwägen Fragen der Welt- und Lebensanschauung. Sie stehen zumeist, aber nicht ausschließlich im zweiten Teil der Anthologie, dem Fontane ja die Überschrift „Gedachtes“ geben wollte. Hierher gehören, um noch einmal einige besonders wertvolle hervorzuheben, Gedichte wie Heines „Fragen“ und „Sonnenuntergang“, Lenaus „Die drei Zigeuner“ und „Frage“, ferner Geibels „Lied der Spinnerin“ und „Leichter Sinn“ oder Uhlands „Dichtersegens“ sowie Wilhelm Müllers „Die Forelle“.

Zu dieser dritten Gruppe sind auch etliche Gedichte von Platen zu rechnen; von ihnen seien hier die vier Lieder „Würde selbst die Welt zertrümmert“, „Wie werden wir umhergetrieben“, „Oft wenn wir lang im Dunkel schweifen“ und „Sich von den Mensch fern zu halten“ sowie die Ghasele „Es liegt an eines Menschen Schmerz, an eines Menschen Wunde nichts“ angeführt. Die vierte Gruppe setzt sich aus Balladen, Bildern und anderen erzählenden Gedichten zusammen. Fontane wollte ihr die Überschrift „Erzähltes“ geben.

Neben manchem Unbedeutenden und jetzt Vergessenen weist diese Gruppe eine Reihe von lyrisch-epischen Gedichten auf, die wir auch heute noch zu den besten oder doch den guten zählen. Unter ihnen befinden sich Chamissos „Die alte Waschfrau“, Gustav Schwabs „Der Reiter und der Bodensee“ und „Das Gewitter“, Heines „Lorelei“ und „Schlachtfeld bei Hastings“, Mörikes „Schön-Rohtraut“, Platens „Das Grab im Busento“ und schließlich – mit Abstand – Freiligraths „Löwenritt“.

Weniger glücklich war vielleicht die Auswahl aus Uhlands Balladen, die Fontane traf und die nur die folgenden umfaßt: „Der schwarze Ritter“, „König Karls Meerfahrt“, „Taillefer“, „Der Schenk von Limburg“ und „Vom treuen Walter“.

Fontane hatte ein gutes Recht, unter den Balladendichtern auch sich selbst zur Geltung zu bringen. So finden wir denn von ihm – außer vier Feld-

herrnlieder – in dieser Anthologie „Archibald Douglas“<sup>28</sup>, „Schloß Eger“ und „Der Tower-Brand“.

Wenn wir zum Abschluß einen Blick auf die lyrischen Genres werfen, die in dieser Anthologie vorkommen oder vorherrschen, so drängt sich der Vergleich mit der ersten Sammlung von Fontanes eigenen Gedichten von 1851 auf, ein Vergleich, der Übereinstimmung und Unterschied deutlich werden läßt.

Bleiben wir zunächst bei der Übereinstimmung. Sie liegt, um Fontanes eigenen Ausdruck zu benutzen, in der „Einseitigkeit“, was die Formen betrifft. Auf eine Rezension seiner „Gedichte“ (1851) eingehend, die in einer Berliner Zeitung gestanden hatte, schrieb Fontane am 3. Februar 1851 an Friedrich Witte: „Ich laborire allerdings an einer gewissen Einseitigkeit, und wäre nicht das Dutzend **Sprüche** da, so würde jene noch mehr hervortreten. Erwägen Sie, wie viele Felder hat die Poesie, und wie wenige bebau' ich? Sprech' ich vom Formellen, so finden Sie keine Hexameter, keine Oden- und Hymnenstrophen, keine Sonette, Terzinen und Ottaven, keine spanischen Trochäen, keine Ghaselen, keine Makamen und hundert anderer Spielereien (Ritornell, Triolett, Malaisches u. s. w.) zu geschweigen. Das Fehlen dieser Formen ist weder was Zufälliges noch was Gleichgültiges, – mit diesen Formen fehlen gleichzeitig bestimmte Dichtungsarten, denen jene Formen eben zugehörigen, gleichsam angewachsen sind.“<sup>29</sup>

Zwar nicht ganz, aber so ziemlich das Gleiche läßt sich auch vom „Deutschen Dichteralbum“ sagen. Auch hier überwiegen die einfacheren Formen, die komplizierteren und anspruchsvollen bleiben Ausnahmen, aber sie kommen vor. Wir nennen sechs Beispiele. Es sind sowohl die Ode (Platen „Der künftige Held“) wie auch das Sonett (Lingg „Mittagszauber“) und das Ghasel (Platen „Es liegt an eines Menschen Schmerz, an eines Menschen Wunde nichts“) durchaus vertreten, und es begegnen auch Terzinen (Lepel „Ganganelli“) und freie Rhythmen (Heine „Fragen“). Ja, wir finden sogar eine Hymne (W. Müller „Hymne auf den Tod des Raphael Riego“). Aber sonst überwiegt – man möchte sagen – die einfach gebaute vier- und sechszeilige Strophe, wie sie von Lied und Ballade bevorzugt wird.

In einer anderen Hinsicht aber unterscheidet sich die Anthologie gründlich von der Sammlung der eigenen Gedichte Fontanes. Fontane meinte in jenem Brief an Witte vom 3. Februar 1851 sagen – oder beklagen? – zu müssen: „Sie finden in meinen Sachen keine Idylle, keine Fabel, keine Legende, kein still beschreibendes, kein Lehrgedicht, es fehlt die Dithyrambe, es fehlt das Naive und Drollige, und vor allen, es fehlen – die Lieder, das Lyrische überhaupt, was der Art sich findet, ist teils dem Wert, theils der Zahl nach (die 3 ersten Sachen sind freilich gut) unbedeutend.“<sup>30</sup> Gerade das letzte, daß nämlich das „Lied, das Lyrische“ in der Anthologie zu kurz käme, kann man nicht behaupten. Im Gegenteil, das Lied, das Lyrische beherrschen die Anthologie, ja, gerade auf diesem Gebiet liegt die Stärke und der Wert des „Deutschen Dichteralbums“.

Fontane hat also das, was ihm im eigenen Schaffen nicht so recht oder nur selten gelingen wollte, das Lied, das eigentlich lyrische Gedicht, in seiner Anthologie zum beherrschenden Element werden lassen. Das Album be-

weist mithin, daß – um Formulierungen aus dem Brief Fontanes an Storm vom 22. Mai 1868 zu gebrauchen – die „Geschmacksbedürfnisse des Ge-  
niessenden“ mit den „Begabungen des Produzierenden“ nicht völlig über-  
einstimmten.<sup>31</sup> Die eigene Stärke und spezifische Begabung klar erkennend,  
hatte Fontane daher, als die vierte Auflage des Dichteralbums erschien,  
längst die Hinwendung zur Ballade vollzogen.

#### Anmerkungen

- 1 Theodor Fontane und Bernhard von Lepel. Ein Freundschaftsbriefwechsel. Hrsg. von Julius Petersen. Bd. 1. München 1940, S. 315 (im folgenden abgekürzt: FL).
- 2 Fontanes Briefe. In zwei Bänden. Ausgewählt von Gotthard Erler. Bd. 1. Berlin, Weimar 1968, S. 66 (im folgenden abgekürzt: BE).
- 3 FL I, 319. – In diesem Brief teilte Fontane Lepel auch mit, daß er in seiner Anthologie von Wilhelm Waiblinger drei Gedichte bringen werde. Es wurde jedoch schließlich nur Waiblingers Gedicht „Der Kirchhof“ aufgenommen, dessen erste Strophe später eine Art Leitmotiv in Fontanes Roman „Unwiederbringlich“ abgab.
- 4 FL I, 323.
- 5 BE I, 67.
- 6 Dichter über ihre Dichtungen. Bd. 12,2: Theodor Fontane. T. 2. Hrsg. von Richard Brinkmann in Zusammenarbeit mit Waltraud Wiethölter. München 1973, S. 557 (im folgenden abgekürzt: Br).
- 7 Br II, 557 f.
- 8 Br II, 558.
- 9 Br II, 557.
- 10 Br II, 558 f.
- 11 Sie wurde von Hans Otto Horch in seinem Aufsatz „Das Schlechte ... mit demselben Vergnügen wie das Gute“. Über Theodor Fontanes Beziehungen zu Heinrich Heine (In: Heine-Jahrbuch Jg. 18 (1979), S. 142 f.) unter dem Gesichtspunkt des Themas kurz behandelt.
- 12 Deutsches Dichteralbum. Hrsg. von Theodor Fontane. Berlin 1852, Vorwort. Die Beschränkung auf die Lyrik ab 1813 ist jedoch nicht unbedingt eingehalten worden. Denn z. B. sind von den 25 Gedichten Ludwig Uhlands, die die Anthologie enthält, 19 vor 1813 entstanden.
- 13 Theodor Fontane. Schriften zur Literatur. Hrsg. von Hans-Heinrich Reuter. Berlin 1960, S. 6 und 10.
- 14 BE I, 338.
- 15 Theodor Fontane. Von Zwanzig bis Dreissig. Hrsg. von Coler. Leipzig 1955, S. 78.
- 16 Deutsches Dichteralbum. Hrsg. von Theodor Fontane. Berlin 1852, Vorwort. – Gut drei Jahrzehnte später kam Fontane noch einmal auf den „Bilderwust“ zu sprechen und schrieb in seinem Brief an Pol de Mont vom 27. Februar 1887: „Meine Jugend – in der die meisten meiner Balladen entstanden – fällt noch in eine Zeit, wo die von Anastasius Grün, Karl Beck und Freiligrath herstammende Bilderwut wie eine Kinderkrankheit grassierte.“ (Th. Fontane: Unveröffentlichte Briefe an Pol de Mont. Mitgeteilt von Jean Gomez. In: Fontane-Blätter. Bd. 2, H. 7. 1972, S. 467.)
- 17 FL I, 315.
- 18 Deutsches Dichteralbum. Hrsg. von Theodor Fontane. Berlin 1852. Vorwort.
- 19 FL I, 364.
- 20 Friedrich Hebbel: Sämtliche Werke. Säkularausgabe von R. M. Werner. Bd. 12. Berlin 1903, S. 255 f.
- 21 Hebbel: Gedichte. 1842; Neue Gedichte. 1848; Keller: Gedichte. 1846; Neuere Gedichte. 1851; Droste: Gedichte. 1844.
- 22 Fünf Bücher deutscher Lieder und Gedichte. Von A. von Haller bis auf die neueste Zeit. Hrsg. von Gustav Schwab. Leipzig 1835; Lyrisches Schatzkästlein der Deutschen. Hrsg. von Otto Friedrich Gruppe. Berlin 1836; Auswahl deutscher Gedichte für gelehrte Schulen von Theodor Echtermeyer. 5. Aufl. hrsg. von Robert Heinrich Hiecke. Halle 1847; Album deutscher Dichter. Hrsg. von Hermann Kletke. Berlin 1843; Deutschlands Dichter von 1813 bis 1843. Von Karl Gödeke. Hannover 1844; Die Lyrik der Deutschen während der letzten hundert Jahre. Hrsg. von Heinrich Friedrich Wilhelm. 2. Ausg. Frankfurt a. M. 1852

- 23 Theodor Fontane: Schriften zur Literatur. Hrsg. von Hans-Heinrich Reuter. Berlin 1960. S. 11.
- 24 FL I, 371.
- 25 Theodor Fontane: Schriften zur Literatur. Hrsg. von Hans-Heinrich Reuter. Berlin 1960, S. 9.
- 26 „Das Lied von Schill“ schließt in Fontanes Wiedergabe an die 1., 9., 15. und 16. Strophe jeweils einen Refrain an, der entweder  
 Juchhe! Juchhe! Juchhe!  
 O Schill, dein Säbel tut weh!
- oder  
 Oh weh! Oh weh! Oh weh!  
 Oh Schill, dein Säbel tat weh!
- lautet bzw. noch einmal abgewandelt wird. In den Ausgaben der Gedichte Arnolds ist dieser Refrain nicht zu finden.
- 27 Bei Fontane u. d. T. „Das Lied von Blücher“.
- 28 In der ersten Auflage konnte „Archibald Douglas“ noch nicht enthalten sein; sie brachte jedoch Fontanes „Der Wettersee“.
- 29 Br I, 36.
- 30 Br I, 36.

Wolfgang Ertl (Iowa)

## Die Personennamen in den Romanen Theodor Fontanes

### I.

In dem 1853 veröffentlichten Aufsatz „Unsere lyrische und epische Poesie seit 1848“ betont Fontane, daß der Realismus als „Widerspiegelung alles wirklichen Lebens, aller wahren Kräfte und Interessen im Elemente der Kunst“ aufzufassen sei (XIV, S. 115).<sup>1</sup> Seine Bemerkungen darüber, was Realismus **nicht** sei, nämlich „das nackte Wiedergeben alltäglichen Lebens, am wenigsten seines Elends und seiner Schattenseiten“ (XIV, S. 114), verraten eher die Unsicherheit des Kritikers angesichts der politischen und literarischen Vorgänge dieser Zeit. Den deutschen Naturalisten war Fontane später wesentlich wohlwollender gesinnt, und sein eigenes Erzählwerk gewinnt seine Stärke nicht zuletzt aus der scharfen Darstellung so manchen menschlichen „Elends“ und der „Schattenseiten“ der gesellschaftlichen Verhältnisse. Es gehört zur Besonderheit des Fontaneschen Realismus, daß er sich nicht leicht festlegen läßt auf ein bewahrendes oder progressives Moment. Dem Erfahrungshorizont des Dichters gemäß bleibt er in der Schwebe: So nahe Fontane den kritischen Tendenzen der Sozialdemokratie in seiner Entlarvung des hochmütigen und leeren Junkertums oder auch der scheinheiligen Bourgeoisie kommt, seine Liebe gilt doch immer wieder dem märkischen Adligen, der, wenn er auf verlorenem Posten steht wie der alte Stechlin, für Fontane eine unverdorrene Menschlichkeit repräsentiert. Dieser Konservatismus läßt sich durchaus vereinbaren mit Fontanes Wissen, daß der „Realismus ... eingezogen ist wie der Frühling, frisch, lachend und voller Kraft, ein Sieger ohne Kampf“ (XIV, S. 115). Wie immer man Fontanes Stellung in dem Konflikt zwischen dem konservativen Element in der Politik und dem Neuen, besonders dem Zum-Zuge-Kommen des vierten Standes, den Fontane durchaus als fortschrittlich und

die Zukunft bestimmend erkennt, beurteilen mag, es ist in ganz besonderem Maße immer wieder der einzelne Mensch, für den Fontane sich interessiert. Sein Augenmerk richtet sich auf das Verhalten des Individuums angesichts der politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse oder einfach gegenüber dem Nachbarn, Freund, Ehepartner oder Bediensteten. Die Charakterzeichnung bekommt daher auch besonderes Gewicht.

Die folgende Untersuchung der Namengebung soll im Zusammenhang mit dem angeschnittenen Realismus-Problem bei Fontane gesehen werden und dazu verhelfen, das Spezifische des Fontaneschen Realismus von einer – wie sich zeigen wird – gar nicht so abwegigen Warte her zu erhellen.

## II.

Eine sprachgeschichtlich-etymologische Erklärung von Personennamen in der Literatur trägt wenig zum Verständnis der Auswahl und der Funktionalität bestimmter Namenstypen bei. Es handelt sich vielmehr um die atmosphärischen Qualitäten der Namen, um die Vorstellungen, die sie auslösen sollen.

Max Tau hat besonders die Landschafts- und Ortsdarstellung bei Fontane untersucht, aber auch schon auf die assoziativen Momente der Personennamen aufmerksam gemacht. Dabei ist zu differenzieren, ob das assoziative Moment „Bestandteil“ der Darstellung ist oder nur „Verdeutlichungs-mittel“ wie bei den „redenden“ Namen.<sup>2</sup> Unser Augenmerk gilt zunächst dem ersteren Phänomen.

Wie wichtig Fontane die Beschäftigung mit den Namen war, zeigen uns die vielen Reflexionen, die sich bei Namensnennungen in den Romanen auslösen. Oft handelt es sich um spontane Reaktionen. Als Effi den Namen ihres Verlobten vor ihren Freundinnen erwähnt, lachen diese: „Ach, Effi, wir wollen dich ja nicht beleidigen, und auch den Baron nicht. Insetten sagtest du? Und Geert? So heißt doch hier kein Mensch. Freilich, die adeligen Menschen haben oft so was Komisches“ (XII, S. 11, 12). Wie diese Gedanken ein bezeichnendes Licht auf die unbefangenen kindlichen Gefährtinnen Effis werfen, so charakterisiert sich der alte Briest trefflich selbst in seinem etwas anzüglichen, witzig gemeinten Kommentar bei der Verlobung: „Geert, wenn er nicht irre, habe die Bedeutung von einem schlank aufgeschossenen Stamm, und Effi sei dann also der Efeu, der sich darumzuranken habe“ (XII, S. 19. Der Apotheker Alonzo Gieshübler stattet der jungen Baronin von Insetten seinen ertsen Besuch ab und wird von da an zu einem Freund und Vertrauten der Effi. Gleich ist die Rede von dem „etwas fremdartig klingenden Vornamen“, der zu dem hausbacken deutschen Familiennamen nicht recht paßt. Effi: „Und dann sehe ich doch auch gleich, daß sie anders sind als andere, dafür haben wir Frauen ein scharfes Auge. Vielleicht ist es auch der Name, der in ihrem Falle mitwirkt. Das war immer eine Lieblingsbehauptung unseres alten Pastors Niemeyer; der Name, so liebte er zu sagen, besonders der Taufname, habe was Geheimnisvoll Bestimmendes, und Alonzo Gieshübler, so mein ich, schließt eine ganz neue Welt vor einem auf, ja, fast möchte ich sagen dürfen, Alonzo ist ein romantischer Name, ein Preziosanname (XII, S. 64, 65). Als sie den

Namen ihres Arztes erfährt, lacht Effi herzlich: „Rummschüttel! Und als Arzt für jemanden, der sich nicht rühren kann!“ (XII, S. 203).

In dem letzten großen Roman **Stechlin** nehmen die „assoziativen Arabesken“, wie Max Tau sie nennt, einen beträchtlichen Raum ein. Sie ranken sich um die Namen Dubslav, Gundermann, Krippenstapel, Czako, Melusine, Armgard, Niels Wrschowitz, Jenny Lind/Goldschmidt, João de Deus, Elfriede, Koseleger, Ermytrud, Nonne, Adelheid, Fix, Briefbeschwerer und Moscheles. Man kann geradezu von einer Marotte des Dichters sprechen. Wir greifen nur einige Beispiele heraus. Eindeutig im Dienst der Charakterzeichnung stehen die Ausführungen des alten Dubslav von Stechlin. Er hat an seinen Eltern zum Beispiel auszusetzen, daß sie ihm den pommerischen Namen Dubslav beigelegt haben: „Gewiß, meine Mutter war eine Pommersche, noch dazu von der Insel Usedom, und ihr Bruder, nun ja, der hieß Dubslav. Und so war denn gegen den Namen schon um des Onkels willen nicht viel einzuwenden, und um so weniger, als er ein Erbonkel war... Aber trotzdem bleib ich dabei, solche Namensmanscherei verwirrt bloß. Was ein Märkischer ist, der muß Joachim heißen oder Woldemar. Bleib im Lande und taufe dich redlich. Wer aus Friesack ist, darf nicht Raoul heißen“ (XIII, S. 11). Um bei den Taufnamen zu verweilen, die Geschichte um den Namen des Musikers Niels Wrschowitz erstreckt sich über zwei Seiten. Sie sei kurz zusammengefaßt. Der Klavierlehrer leidet unter dem gegensätzlichen Namenspaar. Den Vornamen verdankt er der Schwärmerei seines Vaters, eines Kapellmeisters an der tschechisch-polnischen Grenze, für den skandinavischen Komponisten Niels Gade. „Das war nun wegen des Kontrastes schon gerade bedenklich genug. Aber das eigentlich Bedenkliche kam doch erst, als der allmählich ein scharfer Wagnerianer werdende Wrschowitz sich zum direkten Niels-Gade-Verächter ausbildete.“ So ist er schließlich aus Verzweiflung Doktor geworden, „um den Niels aus seiner Visitenkarte loszuwerden“ (XIII, S. 131).

Oft spielt eine humoristische Note bei diesen Reflexionen die Hauptrolle. So zum Beispiel auch in den folgenden Bemerkungen Dubslavs: „Alle Lehrer sind nämlich verrückt. Ich habe hier auch einen, an dem ich meine Studien gemacht habe; heißt Krippenstapel, was allein schon was sagen will“ (XIII, S. 55). Im Hause des Pfarrers Lorenzen unterhalten sich die Männer über eine entzückende, siebzehnjährige Nichte der Frau Kulicke: „und wie heißt sie?“ ‚Elfriede‘. ‚Auch das noch‘“ (XIII, S. 178). Der Superintendent Koseleger mit seinem etwas rätselhaften Namen und nicht leicht festzulegenden Charakter löst ebenfalls ein Gespräch aus: „Man soll einem Menschen nicht seinen Namen vorhalten. Aber Koseleger! Ich weiß immer nicht, ob er mehr Kose oder mehr Leger ist; vielleicht beides gleich. Er ist wie 'ne Baisertorte, süß, aber ungesund“ (XIII, S. 186).

Bisher entnahmen wir die Beispiele nur den beiden Spätwerken **Effi Briest** und **Der Stechlin**. Es läßt sich feststellen, das besonders im **Stechlin** die Namensplaudereien zu einem charakteristischen Stilzug werden. Sie tragen nicht nur zur Charakterzeichnung bei, sondern sind wiederkehrender Bestandteil des den Roman bestimmenden Konversationsstiles.

In den früheren Romanen und Erzählungen finden wir ähnliche an Namen anknüpfende Reflexionen. In der Wilddiebsgeschichte **Quitt** (1890) sagt der Farmbesitzer Obadja Hornbostel, dessen eigener Name als „hübsch“, aber „etwas wunderbar“ bezeichnet wird (VII, S. 108), von dem Pfarrer Valerius Herberger: „Ein schöner Name, nicht wahr? Denn unsere Kirche soll eine Herberge sein und der, der darin waltet, ein rechter Herberger“ (VII, S. 188).

In dem 1884–87 entstandenen Gesellschaftsroman **Irrungen, Wirrungen** finden wir eine meisterhaft in das Handlungs- und Stimmungsgefüge eingebaute assoziative Arabeske um die Namen der Hauptgestalten: Am Ende der Mesalliance-Geschichte, die der Gefahr, ins Sentimentale abzurutschen, durch eine herbe Nüchternheit und berlinerischen Witz geschickt entgeht, erleben wir den Kürassier-Leutnant Botho von Rienäcker beim Frühstück mit seiner Frau Käthe von Sellenthin. Ihre Ehe ist standesgemäß einwandfrei, aber inhaltsleer. Der Name der wahren Geliebten Bothos – Lene – fällt noch einmal in das Alltagsgrau des adligen Beisammenseins herein, das weitere Schicksal des bürgerlichen Paares ebenso andeutend wie die adlige Dame in ihrer Oberflächlichkeit entlarvend:

„Nun Käthe, was ist? Du scheinst ja was ganz besonders Nettes gefunden zu haben.“

„Hab ich auch... Es ist doch zu komisch, was es für Namen gibt! Und immer gerade bei Heirats- und Verlobungsanzeigen. Höre doch nur.“

„Ich bin ganz Ohr.“

„... Ihre heute vollzogene eheliche Verbindung zeigen ergebenst an: Gideon Franke, Fabrikmeister, Magdalene Franke, geb. Nimptsch..., Nimptsch. Kannst du dir etwas Komischeres denken? Und dann Gideon!“

Botho nahm das Blatt, aber freilich nur, weil er seine Verlegenheit dahinter verbergen wollte. Dann gab er es ihr zurück und sagte mit so viel Leichtigkeit im Ton, als er aufbringen konnte:

„Was hast du nur gegen Gideon, Käthe? Gideon ist besser als Botho“ (IX, S. 165).

In dem kurzen Roman **Die Poggenpuhls** (1895/96), der von dem ohne große Zwischenfälle dahinplätschernden Leben des verarmten Adels handelt, entspinnt sich ein Gespräch über die Bedeutung des Namens in einem ganz anderen Sinne als in den bisher erwähnten Beispielen. Es handelt sich um den ehrwürdigen Namen eines Adelsgeschlechtes und die Frage des Ruhmes. Manon wirft ihrem Buder Leo, dem in Schulden verstrickten Leichtfuß, vor, zu wenig auf den Ruhm eines alten Namens zu geben. Leo hat aber erkannt, worum es in seiner Zeit eigentlich geht und wer „sich einen Namen macht“: „Wer hat heutzutage **nicht** einen Namen? Und was **macht** nicht alles einen Namen! Pears Soap, Blookers Cacao, Malzextrakt von Johann Hoff. Rittertum und Heldenschaft stehen daneben weit zurück... Nehmen wir da beispielsweise den großen Namen Hildebrand. Es gibt, glaub ich, drei berühmte Maler dieses Namens, der dritte kann übrigens

auch ein Bildhauer gewesen sein, es tut nichts. Aber wenn irgendwo von Hildebrand gesprochen wird, wohl gar in der Weihnachtszeit, so denkt doch kein Mensch an Bilder und Büsten, sondern bloß an kleine dunkelblaue Pakete mit einem Pfefferkuchen obenauf und einer Strippe drum herum.“ Abschließend spricht Leo von seinem „Poggenpuhlhochgefühl“, das er zwar auch habe, zu dem er aber, um seiner froh zu werden „noch wenigstens vier Nullen“, „eigentlich wohl fünf“ brauche (XII, S. 353, 354). Hier ist, ausgelöst durch eine Besinnung auf den Namen, ein Thema angeschlagen, das zum Kern der in Fontanes Roman behandelten Problematik führt.

### III.

Wenden wir uns nun den „redenden“ Namen in den Romanen Fontanes zu. Peter Demetz weist darauf hin, „daß Fontane weit geringere Hartnäckigkeit an den Tag legt“, wenn wir seine „Neigungen mit den Techniken Thackerays, Gogols, Dickens', und, vor allem, Anthony Trollopes“ vergleichen, und daß er „eine vielfältig kluge Skala subtiler Möglichkeiten entwickelt.“ Demetz stellt in seinem Aufsatz, dem hier zunächst gefolgt sei, die Frage „nach der rhetorischen Struktur, der Funktion und der fortschreitenden Entwicklung der Fontaneschen Namenskunst.“<sup>3</sup> Er unterscheidet drei Typen von figurativen Namen, den allegorischen, den andeutenden und den antithetischen Namen: „Der erste Typ ist der historisch älteste; er reicht tief in die Vergangenheit des Romans und von dort in die fernere Geschichte des komischen Theaters und der mittelalterlichen Schauspiele zurück. Der allegorische Name bezeichnet die ‚*faculté maitresse*‘ des Charakters, seinen Beruf, oder seine Funktion im Roman oder Stück.“<sup>4</sup> Bei diesem Namenstyp handelt es sich in Fontanes Romanen meist um humoristische Bildungen. Besonders auffallend sind die Doppelsubstantive, die er seinen Landpastoren gibt: Lämmerhirt (**Vor dem Sturm**), Roggenstroh (**Grete Minde**), Ledderhose (**Vor dem Sturm, Cécile**). Im **Stechlin** heißt ein Hofprediger Frommel. In der Kriminalgeschichte **Unterm Birnbaum** verhilft ein Nachtwächter Mewissen dazu, daß die vom Gericht mangels Beweisen eingestellte Untersuchung gegen den Mörder Hratscheck wieder aufgenommen wird und zur Entlarvung des Täters führt. In **Frau Jenny Treibel** spricht sich Fontane selbst über einen anderen komischen figurativen Namen aus. Zwei Damen vom Hof werden vorgestellt. „Die korpulente: Frau Majorin von Ziegenhals; die **nicht-korpulente** (worin sie mir zustimmen werden): Fräulein Edwine von Bomst. ... Ja diese Ziegenhals; einen Meter Brustweite wird sie wohl haben, und es lassen sich allerhand Betrachtungen darüber anstellen ... Im übrigen, es sind das so die scherzhaften Widerspiele, die das Leben erheitern“ (XI, S. 23, 24). In **Frau Jenny Treibel** treffen wir weiterhin die säuerliche Gouvernante Fräulein Honig. Frau Dörr (**Irrungen, Wirrungen**) wird als robust und stattlich aussehende Frau beschrieben, „die, neben dem Eindruck des Gütigen und Zuverlässigen zugleich den einer besonderen Beschränktheit machte“ (IX, S. 8). In **Quitt** haben wir einen Assessor Doktor Unverdorben, von dem es heißt, daß er dem Leutnant Kowalski „doch sittlich überlegen“ sei „und hat es nicht bloß in seinem Namen, wiewohl der Name auch viel bedeutet, sondern ist

wirklich ein höchst anständiger Mann“ (VII, S. 99). Unverdorben ist übrigens ein Albino.

Demetz erwähnt als dritte Variation des allegorischen Namens den enigmatischen und zitiert nur den schon besprochenen Namen Koseleger. Das rätselhafte und mystifizierende Element ist allerdings bei Fontane äußerst selten. Es spielt mit herein, wo es Bestandteil einer adligen Liebhaberei ist. Zum Beispiel bei Instettens heimlicher Kultivierung eines Spuks, der zu seinem Hause gehören soll, Oder bei dem oft von den Romanfiguren im **Stechlin** besprochenen Vornamen der Gräfin Melusine von Barby. „Melusine? Hören Sie, Rex, das läßt aber tief blicken.“ Oder: „Es gibt Leute, die sich vor ‚Melusine‘ fürchten“ (XIII, S. 111, 145). Rätselhafte Namen, wenn sie überhaupt auftauchen, werden gleich vom Dichter erklärt: „Fontane, der sich über sein zeitgenössisches Familienzeitschriften-Publikum nur selten Illusionen hingibt, fordert nie allzuviel Energie und hält immer eine andere Figur bereit, die das scheinbare Rätsel für den Leser löst.“<sup>5</sup>

Zu den andeutenden Namen zählen wir mit Demetz die Fälle, in denen Fontane seinen Figuren Namen von berühmten Persönlichkeiten gibt. Da ist zum Beispiel Van der Straaten (**L'Adultera**), ein reicher Handelsmann, den seine Gäste immer wieder fragen, ob er mit dem Juden Vanderstraaten aus Gutzkows **Uriel Acosta** verwandt sei. In **Cécile** treffen wir einen Gordon und in **Frau Jenny Treibel** einen Herrn Nelson „from Liverpool“.

Der dritte Typ der figurativen Namen, der antithetische, erweist sich als besonders geeignet, die individuellen Charaktere mit ihren heimlichen oder offenbaren Wünschen und Sehnsüchten und in der Enge ihres ihnen von ihrer Herkunft und ihrem Milieu vorgeschriebenen Daseins vorzustellen. Für das Letztere steht der Familienname, den man sich im allgemeinen nicht wählt. Die Vornamen sprechen von den Vorstellungen und Plänen, die die Eltern – und damit dann oft die Namensträger selbst – hegen. Schon erwähnt wurde der Name des schöngestig orientierten, schwärmerischen, aber in der bürgerlichen Begrenztheit seiner Apothekerpraxis lebenden Alonzo Gieshübler in **Effi Briest**. Er verdankt seinen Vornamen, von dem Effi exaltiert spricht, seiner andalusischen Mutter, die sich in Nordostdeutschland verheiratet hat. Demetz weist darauf hin, daß Fontane hier „manche Figur Thomas Manns“ vorausnimmt. „Da ist die Mischung von Bürger und Künstler; die wesentlichen Implikationen einer spannungsreichen Herkunft, der norddeutsche Vater, die Mutter aus exotischen südländischen Sphären; nicht zuletzt der antithetische Name, der in einem wechselvollen Reigen von Figuren (von Tonio Kröger bis Adrian Leverkühn) wiederkehren wird.“<sup>6</sup> Der schon behandelte Name Niels Wrschowitz zählt ebenfalls zu dieser Gruppe. Zum Kränzchen bei Professor Schmidt in **Frau Jenny Treibel** gesellt sich der Oberlehrer Immanuel Schultze. Man denkt an den Philosophen Immanuel Kant und wird durch den so üblichen Familiennamen Schultze ernüchert. „Die onomastische Phantasie, die zum Fluge anhebt, stürzt Hals über Kopf in den Kot und Staub des bathetischen Elements.“<sup>7</sup>

Wenden wir uns nach dieser Bestandsaufnahme der Frage nach der Funktion der „redenden“ Namen zu. Es wurde schon angedeutet, daß solche Namen dazu dienen, die Figuren kurz und präzise zu charakterisieren. Dabei muß darauf hingewiesen werden, daß es sich oft um Typisierungen handelt, die also durchaus Bestandteil des Fontaneschen Realismus sind. Einschränkend sei aber gleich hervorgehoben, daß es sich bei allen Typen der figurativen Namen ausschließlich um Nebenfiguren handelt.

Demetz beantwortet am Schluß seines Aufsatzes „zögernd“, wie er sagt, die Frage nach der historischen Entfaltung der Namenskunst Fontanes. Seine Ergebnisse seien kurz referiert: Im Frühwerk Fontanes herrsche der allegorische Typ vor, wie er sich aus dem komischen Roman des 18. Jahrhunderts herleite. In den Gesellschaftsromanen der frühen und mittleren Periode scheine ein „labiles Gleichgewicht des allegorischen, andeutenden und antithetischen Namens“ zu herrschen. In der späten Epoche verschwinde der allegorische Name fast ganz, und andeutende und antithetische Namen herrschen vor.<sup>8</sup>

Diesem Ergebnis ist zuzustimmen, wenn man nur die in diesem Abschnitt behandelten figurativen Personennamen im Auge hat. Ansonsten führt es zu irrigen Vorstellungen über Fontanes Namengebung. Wenn man sich die Mühe macht, **sämtliche** in repräsentativen Romanen der drei Perioden vorkommenden Namen zu berücksichtigen, dann sieht das Ergebnis wesentlich anders aus: In den kleineren Frühwerken Fontanes, die an die Stormschen Chroniknovellen erinnern und noch gewisse Bindungen an bekannte literarische Muster aufweisen, zum Beispiel **Grete Minde** (1879) und **Ellernklipp** (1881), können wir als figurative Namen anführen: die Pastoren Roggenstroh und Sörgel und vielleicht noch den Puppenspieler Hinterlacher, d. h. drei von insgesamt ca. 50 vorkommenden oder auch nur erwähnten Personennamen. Dabei ist übrigens Roggenstroh als Bauer-Übername und Sörgel als Übername zu dem Iterativum „sörgeln“ dokumentiert und belegt. In den Kriminalromanen **Unterm Birnbaum** (1885) und **Quitt** (1890) sind es Mewissen (vielleicht), Unverdorben, Griepenkerl und der Berliner Rechnungsrat Espe (vielleicht), Valerius Herberger und Monsieur Camille L'Hermite. Auch hier handelt es sich vorwiegend um wirklich vorkommende, nicht um erfundene Namen. In beiden Romanen finden wir insgesamt rund 100 Personennamen. In **Effi Briest** (1894/95) haben wir den Apotheker Gieshübler, den Geheimrat Rummschüttel und den Kandidaten Holzapfel als „redende“ Namenkombinationen. Insgesamt zählen wir ca. 75 Namen. In den **Poggenpuhls** (1895/96) finden sich keine figurativen Namen und im **Stechlin** (1897/98) schließlich zwei oder drei von insgesamt ca. 80 Personennamen. Von einem **Vorherrsch**en der allegorischen und komischen Namen kann also in keinem der Romane Fontanes die Rede sein. Das heißt nicht, daß wir das Vorhandensein solcher Namen unterschätzen dürfen. Die „Kenntnis der Fontaneschen Namensgebung“ trägt aber weniger „zur Lektüre und Bestimmung der einzelnen Romane“ im Sinne einer Abgrenzung bei, wie Demetz meint,<sup>9</sup> als zur Beleuchtung der realistischen Gestaltung im ganzen.<sup>10</sup>

#### IV.

Bei der Mehrzahl der Personennamen, die wir in Fontanes Romanen finden, handelt es sich um realistische Namen, die wir als dem geographischen Hintergrund der Werke entsprechend empfinden und als solche nachprüfen können. Dabei stellt sich heraus, daß die weit überwiegende Anzahl der Namen in den Namenkundebüchern von Bach und Brechenmacher verzeichnet und dokumentiert ist.<sup>11</sup>

Von dem heimatkundlich orientierten Wanderer der Mark Brandenburg erwarten wir, daß er sich in der Namengebung dem Gebrauch der jeweiligen Landschaften, wenn nicht genau anschließt, so doch glaubwürdig annähert. Es handelt sich besonders um den Raum Brandenburg, Mecklenburg, Pommern und benachbarte Provinzen wie Niedersachsen, Sachsen-Anhalt und Schlesien. Als besonders zahlreich in Niederdeutschland, östlich der Elbe, beschreibt Bach die von Ortsnamen hergeleiteten Familiennamen. In der Regel erscheinen sie ohne Ableitungssilbe, oft auch ohne **von**.<sup>12</sup> Tatsächlich sind solche Familiennamen häufig in den Romanen Fontanes anzutreffen: Ratsherr Lindstedt, von Bülow, von Rundstedt, Minde von Minden an der Weser?) in **Grete Minde**. Grenzaufseher Kraatz, Menz, von Uttenhoven in **Quitt**. Aus **Effi Briest** seien erwähnt: Borkes, von Crampas, Buddenbrook, von Titzewitz (von dem Ort Diwitz?), Nienkerken (ein häufiger Ortsname in Pommern und Mecklenburg ist Nienhagen). In den **Poggenpuhls**: Bleichröder, Schweriner, Leysewitz, Fürstin von Wied. Im **Stechlin** haben wir eine Frau von Hülsen, Wedel, Teschendorf, den Oberlehrer Tucheland, Hauptmann von Czako (von dem Ortsnamen Zachow?), Herrn von Storbeck und schließlich Stechlin (von Stecklin in Brandenburg?).

„Im ostelb. Gebiet tritt, nach Osten hin zunehmend, ein stärkerer Bestand an FN slav. Herkunft hervor. Es handelt sich dabei vielfach um als Herkunftsnahmen verwandte slav. ON, die keineswegs auf die slav. Abstammung der betreffenden Familie hindeuten. In Pommern stellen die slav. Herkunftsnamen in manchen Kreisen bis gegen 20 v. H. des Gesamtbestandes an FN dar.“<sup>13</sup> Es wimmelt nun dementsprechend im Werk Fontanes von slavischen Familiennamen: Zernitz (**Grete Minde**); Olszewski-Goldschmidt, Hratscheck, Jeschke, Reetzke, Szulski – „der eigentlich ein einfacher Schulz aus Beuthen in Oberschlesien war“ – (**Unterm Birnbaum**); Kowalski, Jaczewski, Skobeleff (**Quitt**); Gizickis, Jatzkows, Palleske, Golchowski (**Effi Briest**); Posadowsky, Szilagy, Lorschowski, Schimonski (**Stechlin**).

In Neuvorpommern „treten manche schwed. oder mit schwed. Sprachmitteln umgebildete dt. FN auf“.<sup>14</sup> Einige solcher Namen finden sich ebenfalls bei Fontane: Hans Hensen (**Grete Minde**); Stedingk (**Effi Briest**); Bennigsen (**Stechlin**).

Natürlich gibt es in den Romanen Fontanes auch Namen, die aus anderen Teilen Deutschlands stammen, und zwar gehören diese nicht unbedingt nur solchen Figuren an, die als „Zugereiste“ bekannt sind oder als solche ein Außenseiterdasein führen. „Die Freizügigkeit hat eine Menge von Namen an Orte geschleudert, wo sie nie gewachsen sein konnten.“<sup>15</sup>

Bei der Wahl der Vornamen verfährt Fontane besonders subtil. Auf einen von der Kritik meist schlecht behandelten Roman sei in diesem Zusammenhang besonders verwiesen – **Quitt**. Wohl kann er sich mit den beiden Meisterwerken **Effi Briest** und **Der Stechlin** an künstlerischer Geschlossenheit und feiner sprachlicher Gestaltung nicht messen. Inhaltlich und in bezug auf die besondere Problematik ist dieses Werk allerdings äußerst aufschlußreich und einmalig: Es handelt sich nämlich um ein frühes Exemplar eines Exilromans. Die Hauptgestalt Lehnert Menz wird zum Mörder an dem Oberförster Opitz. Lehnert, der sich schon immer aus der Enge des „Polizeistaates“, aus der Armseligkeit und Knechtereie heraussehnt, seine schlesische Heimat aber über alles liebt, findet Aufnahme in einer Mennonitengemeinde in Amerika. Uns interessiert in diesem Rahmen nur die Namengebung. Zunächst heißt der Held nicht umsonst Lehnert. Als er sich seinen beiden neuen mennonitischen Gefährten vorstellt, folgt prompt wieder die Fontanesche Namensreflexion:

„Ich heiße Lehnert Menz.“

„Ein hübscher Name“, sagte Toby.

Ruth nickte zustimmend. Aber gleich danach schien sie wieder wie wankend und schwankend zu werden und setzte hinzu:

„Ja, hübsch. Aber was ist Lehnert? Ist es ein Kalendernamen?“

„Freilich ist er. Und du solltest ihn kennen. Lehnert ist Lienhardt. Lienhardt und Gertrud' wirst du doch noch nicht ganz vergessen haben.“ (VII, S. 115)

Tatsächlich wird dann auch der Roman von Pestalozzi im abendlichen Beisammensein der kleinen Gemeinde vorgelesen.

Eine humoristische Abwandlung erfährt der Name des Helden, als er dem Kommandanten von Fort Holmes in einem Brief vorgestellt wird als „Mr. Lionheart Menz“, „Preuße (aus Silesia) von Geburt“ (VII, S. 103).

Der Franzose Camille L'Hermite, ein dem Fatalismus verfallener Atheist und ehemaliger Revolutionär von 1849 und Communarde von 1871 vor Paris, hat ebenfalls Unterschlupf gefunden in der konfessionell bunt gemischten Kolonie. Bezeichnend ist sein Revolutionsname Camille.

Im allgemeinen läßt sich sagen, daß Fontane bei seinen Vornamen nie künstliche und gesuchte Bildungen wählt, daß sie aber doch oft als andeutende Namen angesehen werden können. Selbst der seltene Name eines Hausmädchens in **Effi Briest** – Afra („übrigens ein wundervoller Name“, XII, S. 254), ist ein tatsächlich existierender Kalenderheiligennamen. Der ebenfalls ungewöhnliche Name Effi ist als Koseform durchaus dem unbefangenen kindlichen Wesen der jungen Hauptgestalt angemessen.

Es liegt ganz im Sinne der bisher herausgestellten realistischen Namengebung bei Fontane, daß sich auch die seit alters her eingebürgerte ständische Schichtung in den Personennamen widerspiegelt. Verweilen wir zunächst noch bei den Vornamen. „Dienstboten wurden und werden, wo es sich nicht um den modernen amtl. Bereich handelt, in der Regel mit dem Rufnamen genannt.“<sup>16</sup> Die Magd Effis Roswitha Gellenhagen stellt sich dementsprechend vor: „Ich habe auch einen sonderbaren Namen, das heißt Vornamen. Und einen anderen hat unsereins ja nicht!“ (XII, S. 114). Alle

Dienstboten und Knechte werden in den Romanen Fontanes nur mit einem Namen genannt. Dabei handelt es sich, wie es dem tatsächlichen Sprachgebrauch der Zeit entspricht, nicht um irgendwelche besondere Namen, die nur für diese Gruppe vorbehalten wären: Regine (**Grete Minde**); Grissel, Joost, Christel (**Ellernklipp**); Ede, Johann (**Unterm Birnbaum**); Marie, Christine, Maruschka (**Quitt**); Friedrich, Wilke (**Effi Briest**); Friederike (**Die Poggenpuhls**); Susan, Jeserich, Martin, Engelke (**Der Stechlin**).

Bach weist darauf hin, daß sich Schausteller, Sänger und Sängerinnen im 19. Jahrhundert gern italienisch klingende Bühnennamen zugelegt haben.<sup>17</sup> Einen solchen Fall haben wir in der Tochter der Frau Pastorin Trippel, die bei den Gieshüblerschen Abenden als Sängerin auftritt. Sie nennt sich Fräulein Marietta Tripelli.

Die Namen des geistlichen Standes weisen keine spezifischen Merkmale auf. Wir haben gesehen, daß es Fontane besonders im Frühwerk liebte, den Landpfarrern besondere komische Namen zu geben. Selbst hier findet sich gelegentlich ein Name, der zwar bewußt wegen seiner in ihm enthaltenen Anspielung gewählt wurde (Roggenstroh – „leeres Stroh dreschen“; Sörgel – „sich dauernd Bekümmernis machen“), trotzdem aber als wirklicher Name belegt ist, wie in diesen beiden Fällen. Bach macht übrigens darauf aufmerksam, „daß Geistliche in der Gegend ihres Auftretens oft seltene Namen tragen“, was damit zusammenhängt, „daß sie häufig aus anderen, z. T. entlegenen Landschaften kommen.“<sup>18</sup>

Bei den Adelsnamen schließlich herrschen die Wohnstättennamen mit **von** vor, auf die schon hingewiesen wurde. Daneben finden wir auch das durch Briefadel eingeführte **von**: von Wohlgemuth, von Raspe (**Stechlin**). Gelegentlich taucht auch der Typ eines adligen Namens auf, der vom Familiennamen auf die Burg oder das Gut übertragen wurde: Josephine Pogge von Poggenpuhl (**Die Poggenpuhls**).

## V.

Die Wahl der Namen trägt sicher zur eingangs beschriebenen Wirklichkeitsnähe bei, die Theodor Fontane anstrebt und erreicht. „Seit den ‚Wanderungen‘ hat er eine fortwährend verfeinerte Meisterschaft in der Darstellung des Atmosphärischen ausgebildet, die ihn den impressionistischen Malern seiner Zeit verbindet.“<sup>19</sup> Zu dieser Verfeinerung trägt auch das Hinhorchen auf die Namen bei. Von den frühesten Romanen an waren sie dem Dichter etwas Bedeutendes. Besonders auffällige Namenbildungen scheut Fontane in der Regel. Wenn er welche anwendet, so weniger mit einer präntösen als humoristischen Absicht. Von dem tatsächlichen, historischen Namenbestand geht Fontane aus, durchaus im Sinne einer Widerspiegelung des Wirklichen, um sich gelegentlich behutsam der andeutenden Möglichkeiten der Namen zu bedienen.

Fontane hat darüber hinaus auch oft seine eigenen Neigungen den Romanfiguren vererbt, nicht zuletzt die Marotte, sich so willig mit bestimmten Namen und deren ‚geheimnisvoller Bestimmung‘ zu beschäftigen. Sein großer Verehrer Thomas Mann sprach davon, daß er „die ganze Gotteswelt seinem Fontane-Ton überliefert“ habe. Wir schließen uns Thomas Manns Bemerkung an: „und wer möchte es anders wünschen?“<sup>20</sup>

### Anmerkungen

- 1 Die Angaben in Klammern hinter den Fontane-Zitaten beziehen sich auf die Nymphenburger Taschenbuch-Ausgabe der Werke Fontanes in 15 Bänden (München: Nymphenburger Verlagshandlung, 1969). Die römischen Zahlen geben den Band an.
- 2 Tau, Max, Der assoziative Faktor in der Landschafts- und Ortsdarstellung Theodor Fontanes (Oldenburg: Schulz, 1928), S. 65, 66.
- 3 Demetz, Peter, „Zur Rhetorik Fontanes: Die Kunst der Namen“, Formen des Realismus: Theodor Fontane: Kritische Untersuchungen (München: Hanser, 1964), S. 193.
- 4 Demetz, S. 193.
- 5 Demetz, S. 195.
- 6 Demetz, S. 199.
- 7 Demetz, S. 197.
- 8 Demetz, S. 201, 202.
- 9 Demetz, S. 203.
- 10 Der 1922 in der Zeitschrift für Bücherfreunde, 14, erschienene Aufsatz „Die Namen bei Fontane“ von Fritz Behrend enthält einige seltsame Wertungen, untersucht aber schon recht genau das onomastische Element bei Fontane. Es ist allerdings nicht so, wie Demetz behauptet, daß Behrend zu den Kritikern gehört, die „die redenden Namen zu den wesentlichen Taktiken Fontanes zählten“. Behrend kam schon zu dem Ergebnis: „Die Mehrzahl seiner Eigennamen ist rein realistisch... Im wirklichen Leben könnten sie so heißen; sie sind in ihrer Landschafts- und Gesellschaftszone echt und tragen schon durch den Namen etwas von ihrer Atmosphäre mit hinein“ (S. 41).
- 11 Bach, Adolf, Deutsche Namenkunde, Bd. 1: Die deutschen Personennamen (Heidelberg: C. Winter, 1953) und Josef Karlmann Brechenmacher, Etymologisches Wörterbuch der Deutschen Familiennamen (2. Aufl. Limburg: C. A. Starke, 1957–1963).
- 12 Bach, Deutsche Namenkunde, S. 163, 164.
- 13 Bach, S. 164.
- 14 Bach, S. 164.
- 15 Brechenmacher, Etymologisches Wörterbuch, S. xi.
- 16 Bach, S. 201.
- 17 Bach, S. 201.
- 18 Bach, S. 197.
- 19 Alker, Ernst, Die deutsche Literatur im 19. Jahrhundert (1832–1914), (3. Aufl. Stuttgart: Kröner, 1969), S. 494.
- 20 Mann, Thomas, „Der alte Fontane“, Schriften und Reden zur Literatur, Kunst und Philosophie (Fischer Taschenbuch MK 113, 1968), S. 47.

### Theodor Storm — Theodor Fontane. Briefwechsel. Kritische Ausgabe.

In Verbindung mit der Theodor-Storm-Gesellschaft herausgegeben von Jacob Steiner. Berlin [West], Erich Schmidt Verlag, 1981. 219 S.  
[Rez. Peter Goldammer]

Dreiundneunzig Jahre nach Storms, dreiundachtzig nach Fontanes Tod liegt nun endlich der Briefwechsel zwischen den beiden Schriftstellern in einer kompletten Ausgabe vor. Wollte man die Geschichte dieser Verspätung — um ein Wort des verstorbenen Fontane-Forschers Hans-Heinrich Reuter von der Produktions- auf die Rezeptionsgeschichte zu übertragen — detailliert beschreiben, so würde das nicht nur urheber- und verlagsrecht-

liche sowie ökonomische Fragen berühren, sondern auch ästhetische und weltanschauliche, gesellschaftliche und politische Aspekte implizieren. Tatsächlich hat man die Herausgabe dieses Briefwechsels, wie auch der Korrespondenz Fontanes mit anderen Partnern (Paul Heyse und Georg Friedlaender), bereits zu Beginn dieses Jahrhunderts erwogen, sei es auf Wunsch der Korrespondenzpartner selbst oder ihrer Erben, sei es auf Initiative von Friedrich Fontane, dem Sohn und letzten Verleger des Dichters. Alle diese Pläne wurden damals verhindert von Otto Pniower und Paul Schlenther, die eine zweibändige Ausgabe der Briefe Fontanes an dessen Freunde und Bekannte vorbereiteten. Im Potsdamer Fontane-Archiv wird (unter der Signatur W 7) ein Schreiben vom 19. August 1905 aufbewahrt, in dem Schlenther, der Vorsitzende einer Kommission, die über Theodor Fontanes Nachlaß zu verfügen hatte, Friedrich Fontane dringend von „Sonderpublicationen“ abrät, vor allem aber von einer Separatveröffentlichung des Briefwechsels mit Storm. Nach Schlenthers Meinung war „der allgemeine menschliche Gehalt“ der Stormschen Briefe „zu schwach, um ein Buch für sich zu rechtfertigen“. „Storm ... ist geradezu abgeschmackt, turnt immer und ewig auf demselben Reck umher und läßt nur Windelgeruch, Besuchsquälereien und Kleinkram übrig.“ Wenn er, Schlenther, Theodor Storms Sohn (gemeint ist Ernst Storm) wäre, dann ließe er „eine Publication dieser Armseligkeiten“ nicht zu. Auch schien ihm „das buchhändlerische Geschäft ... zweifelhaft“. Er hielt es daher für zweckmäßiger, die Briefe an Storm (die er noch nicht kannte) „dem Husumer Erben zu entreißen und das Wertvolle daran in unsere große Briefsammlung aufzunehmen“. Schlenthers Plan wurde realisiert: Der Ende 1909 (mit der Jahreszahl 1910) von Friedrich Fontane ausgelieferte erste Band der „Briefe Theodor Fontanes. Zweite Sammlung“ – vorangegangen waren 1905 Briefe an die Familie – enthielt 29 Schreiben Fontanes an Storm, freilich gekürzt, redigiert und zum Teil falsch datiert und eingeordnet. Geschlossene Korrespondenzen Fontanes mit einzelnen Partnern sind, mit Ausnahme des 1910 vorgelegten Briefwechsels mit Wilhelm Wolfsohn, in Buchform erst nach Ablauf der (damals dreißigjährigen) Schutzfrist für seine Werke erschienen: 1929 die (unvollständige) Korrespondenz mit Paul Heyse, 1940 die mit Bernhard von Lepel, 1954 schließlich Fontanes Briefe an Georg Friedlaender – um nur das Wichtigste zu nennen. Die zuletzt erwähnte, von Kurt Schreinert besorgte Edition hat nicht wenig dazu beigetragen, daß seit der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre der „alte Fontane“ als „gesellschaftlicher Schriftsteller“ gleichsam neu entdeckt wurde und daß sich gleichzeitig eine Fontane-Forschung etablierte, deren Vertreter sich zum überwiegenden Teil Schreinerts eminenten Kenntnissen sowie dessen exakter und nicht selten mit geradezu kriminalistischem Spürsinn gepaarter Forschungsmethode dankbar verpflichtet wissen. Als bekannt wurde, daß Schreinert auch den Briefwechsel Fontane–Storm herauszugeben beabsichtigte, erwartete man in Fachkreisen den Band mit großer Spannung. Schreinert war es nicht vergönnt, diese Arbeit zu Ende zu führen; er starb im Februar 1967. Das von ihm gesammelte und teilweise bereits aufgearbeitete Material ist der nun vorliegenden Edition offenkundig nicht zugute gekommen.

Nicht viel besser als um die Edition der Fontane-Briefe war es um die Herausgabe der Stormschen Korrespondenz bestellt. Die ersten, von Gertrud Storm besorgten Bände, die zu einem guten Teil der Forschung noch heute als einzige gedruckte Quelle dienen müssen, tragen unverkennbar den Stempel der „Familienphilologie“, und nur wenige der später vorgelegten Sammlungen werden wissenschaftlichen Ansprüchen gerecht. Es ist das Verdienst der Theodor-Storm-Gesellschaft in Husum und vor allem ihres langjährigen Sekretärs, des umsichtigen Storm-Forschers Karl Ernst Laage, daß seit nunmehr zwölf Jahren – neben der Veröffentlichung kleinerer Konvolute in den jährlich herausgegebenen **Schriften** dieser Gesellschaft – umfangreichere Einzelkorrespondenzen Storms in rascher Folge im Westberliner Erich Schmidt Verlag in Buchform erscheinen: 1969–1974 der Briefwechsel mit Paul Heyse in drei Bänden, besorgt von Clifford Albrecht Bernd; 1972/76 der mit Erich Schmidt in zwei Bänden, von Karl Ernst Laage; 1978 die Korrespondenz mit Eduard und Margarethe Mörike, von Hildburg und Werner Kohlschmidt; 1979 die Briefe Storms an seinen Schwiegervater Ernst Esmarch (mit den wenigen erhaltenen Gegenbriefen), von Arthur Tilo Alt. Der von Jacob Steiner herausgegebene Briefwechsel Storm–Fontane ist die fünfte Ausgabe in dieser Reihe.

Das von Steiner vorgelegte Brief-Corpus zählt 95 Nummern; tatsächlich jedoch handelt es sich nur um 90 Briefe, 47 von Storm, 43 von Fontane; denn Nr. 15 ist ein Huldigungsgedicht Fontanes ohne weitere Zusätze, das auch bei großzügigster Auslegung des Begriffs nicht als Briefgedicht klassifiziert werden kann, und die Nummern 76, 78, 80 und 93 sind bloße Hinweise auf verlorengegangene Schreiben. Auch Nr. 66 kann nur sehr bedingt als ein Brief Fontanes an Storm gelten. Wie aus dem Erstdruck in der oben erwähnten Sammlung von Pniower und Schlenther hervorgeht, haben wir es hier – nicht „offenbar“, wie Steiner anmerkt, sondern in der Tat – um ein Rundschreiben an die Mitglieder des „Rütli“ zu tun, in dem zum Schluß die „auswärtigen, korrespondierenden Mitglieder“ angesprochen werden: Heyse und Storm. Von den Storm-Briefen, die zum größten Teil in der Schleswig-Holsteinischen Landesbibliothek in Kiel aufbewahrt werden, sind dreißig echte Erstdrucke. Auch die bereits veröffentlichten – darunter vierzehn Schreiben, die der Verfasser dieser Rezension erstmalig in seiner zweibändigen Edition ausgewählter Briefe Theodor Storms (Berlin und Weimar, Aufbau-Verlag, 1972) bekannt machen konnte – hat der Herausgeber nach den Handschriften wiedergegeben. Die Fontane-Briefe sind, bis auf drei, zwischen 1909 und 1979 bereits gedruckt worden, wenn auch nicht in jedem Falle vollständig und korrekt. Nur elf von ihnen sind im Original erhalten geblieben; der Wortlaut aller anderen Schreiben folgt den (miteinander nicht identischen) Abschriften im Potsdamer Fontane-Archiv und in der Kieler Bibliothek, in einigen Fällen auch früheren Drucken. Dabei sah sich der Herausgeber vor die komplizierte Aufgabe gestellt, bei Differenzen zwischen den beiden Typoskripten die jeweils wahrscheinlichere „Lesart“ zu wählen. Leider sind seine Entscheidungen nicht immer nachprüfbar, da er Abweichungen nur dann verzeichnet hat, „wenn sie von Gewicht sind“ (S. 20). Auch ist der Nachweis der Textgrundlagen nicht in jedem Fall exakt erfolgt. So wird z. B. für Brief 34 lediglich

die Potsdamer Abschrift als Quelle angegeben, in einer Anmerkung zu demselben Brief aber auf „das Typoskript von Kiel“ hingewiesen (S. 157). Im übrigen sind die Abschriften, vor allem die Potsdamer, zuverlässiger als die älteren Drucke; sie dürften den Originalen, wenn auch nicht immer hinsichtlich Orthographie und Interpunktion, so doch im Wortlaut, ziemlich nahe kommen.

Bei der diplomatischen, d. h. buchstabengetreuen Wiedergabe der Texte war der Herausgeber zweifellos um große Sorgfalt bemüht. Gleichwohl mußte der Rezensent beim Vergleich einiger der abgedruckten Briefe mit Fotokopien oder Xerokopien der Originale – kollationiert wurden nur handschriftlich überlieferte Texte, keine Abschriften – eine Anzahl Fehler feststellen, die zum größeren Teil wohl vom Setzer verursacht und bei der Korrektur übersehen worden sind. Die Versehen betreffen sowohl fehlende, hinzugefügte, umgestellte oder falsche Wörter (**daran** statt **darin**, **eines** statt **seines**, **erst** statt **wohl**, **letzten** statt **besten**, **jenseits** statt **jenseit**, **ungerecht** statt **ungerechnet**, **Volksballade** statt **Volksromanze** u. ä.) wie kleinere Inkorrektheiten bei der Wiedergabe der Interpunktion und der Wortformen (**habe** statt **hab**, **Glücks** statt **Glückes**, **Interesse** statt **Intresse**) oder unbeabsichtigte Modernisierungen (**Tor** statt **Thor**, **Märchen** statt **Mährchen**, **Korrespondenz** statt **Correspondenz**, **Gedächtnis** statt **Gedächtniß**, **unwillkürlich** statt **unwillkührlich** usw.). Wieder einmal hat die Überprüfung deutlich gemacht, daß ein Herausgeber handschriftlicher Texte, besonders wenn er diese diplomatisch getreu reproduzieren will, bei der Überwachung des Satzes ebensoviel Mühe und Sorgfalt walten lassen muß wie bei der Herstellung der Satzvorlage.

Steiner hat für jeden einzelnen Brief die Quelle angegeben und dabei zugleich auf frühere Drucke hingewiesen. Für die Fontane-Briefe geschieht dies allerdings nach einem nicht durchschaubaren Prinzip; denn in den meisten Fällen wird weder der Erstdruck noch die letzte oder korrekteste Veröffentlichung genannt. Meist bezieht er sich auf die von Erich Gülzow herausgegebene Sammlung (Storm – Fontane. Briefe der Dichter und Erinnerungen von Theodor Fontane. Einführung und Erläuterungen von Erich Gülzow. Reinbek bei Hamburg 1948), deren – von Pniower, Schlenther und anderen übernommene – Fehler und Unzulänglichkeiten vielfach im einzelnen pedantisch moniert werden. Es hat den Anschein, als sei Steiner gar nicht bis zu Gülzows Quellen vorgedrungen und als habe er insbesondere die „Freundesbriefe“ von 1910 überhaupt nicht zur Kenntnis genommen (zumal diese auch im Literaturverzeichnis fehlen). Auf der anderen Seite gibt es keinerlei Hinweis darauf, daß Gotthard Erler (zuerst 1968) in seiner zweibändigen Auswahl Fontanescher Briefe innerhalb der Bibliothek deutscher Klassiker zehn an Storm gerichtete Schreiben nach den Potsdamer Abschriften veröffentlicht und damit als erster einen zitierbaren Text dieser Korrespondenzteile dargeboten hat.

Der Briefwechsel zwischen Fontane und Storm beginnt im März 1853, zweieinhalb Monate nach der ersten persönlichen Begegnung. Mehr als zwei Drittel der Briefe wurden bis August 1855 geschrieben, das heißt in der Zeit vor Fontanes drittem und längstem Aufenthalt in England. Was,

im Verlauf von dreißig Jahren, folgt, sind mehrmals wiederholte Ansätze zur Fortsetzung der Kommunikation; ein kontinuierlicher Briefwechsel aber fand nicht mehr statt. Es fällt auf, daß Storm, wenn er es ist, der den Faden wieder anzuknüpfen versucht, damit gewöhnlich eine bestimmte Absicht verbindet, etwa die redaktionelle Durchsicht einer englischen „Immensee“-Übersetzung (1860) oder eine Rezension seiner Gesamtausgabe von seiten Fontanes (1868 und 1876). Fontane dagegen hat, wie übrigens in anderen Fällen auch, gelegentlich spontan zur Feder gegriffen, um seinen Eindruck von einem neuen Stormschen Werk dem Verfasser mitzuteilen. Das schönste Zeugnis dafür ist der (bereits bekannte) Brief aus Thale vom 22. Mai 1868, in dem das Bekenntnis steht: „Ja, lieber Storm, Sie sind und bleiben nun mal mein Lieblingsdichter und ich bin dessen ganz gewiß, Sie haben auf der ganzen weiten Welt keinen größeren Verehrer als mich.“ Es ist nicht möglich, hier den Inhalt der Korrespondenz zwischen den beiden ungleichartigen deutschen Schriftstellern zu rekapitulieren oder gar deren widerspruchsvolles, von Achtung, ja Verehrung wie von Distanz und essentieller Kritik gleichermaßen bestimmtes Verhältnis zu beschreiben. Wollte man dies versuchen, dann müßte man sehr vieles von dem nachholen, was Steiner im Kommentar zu seiner Ausgabe ausgespart oder vernachlässigt hat. Die Briefe, besonders die während der ersten zweieinhalb Jahre gewechselt, werden sich allerdings nur dem ganz erschließen, der mit Storms und vor allem mit Fontanes Lebensumständen gut vertraut ist. Wenn Steiner in seiner knappen „Einführung“ in den Briefwechsel schreibt, Fontanes finanzielle Verhältnisse seien in der Zeit der beginnenden Korrespondenz „ebenso unsicher“ gewesen „wie diejenigen Storms“ (S. 11), so trifft das nur bei sehr oberflächlicher Betrachtung (oder Kenntnis) der jeweiligen Umstände zu. Gewiß war auch Storm, besonders während seiner Tätigkeit am Potsdamer Kreisgericht seit Ende 1853, nicht eben auf Rosen gebettet; doch sorgte der gutsituierte Vater in Husum stets dafür, daß der Sohn und dessen Familie nie im buchstäblichen Sinne Not zu leiden hatten. Fontanes Fall aber war ganz anders geartet: Als er Storm kennenlernte und die Korrespondenz mit ihm begann, war er keineswegs, wie Steiner meint (S. 11), „freier Schriftsteller und Journalist“, sondern gerade wieder in der preußischen Zentralstelle für Preßangelegenheiten angestellt worden – freilich täglich der abermaligen Kündigung gewärtig. Die frühen fünfziger Jahre waren wohl die schwerste Zeit im Leben Theodor Fontanes – eine Zeit, in der er einerseits einer Tätigkeit nachgehen mußte, die ihm eigentlich *contre cœur* war, ja, die er sogar als „Lüge, Verrat, Gemeinheit“ empfunden hat (an Lepel, 3. November 1851) und bei der er andererseits immer wieder Verdächtigungen hinsichtlich seiner Loyalität und nachfolgenden Repressalien ausgesetzt war. Wenn er auch vor Storm den inneren Zwiespalt – den dieser wohl schwerlich ganz hätte begreifen können – zu überspielen wußte, seine trostlose äußere Existenz vermochte er nicht zu verbergen. Storm hat geahnt, daß manches im Verhalten Fontanes auf dessen „kümmerliche Lebensverhältnisse“ zurückzuführen war, wengleich seine Vermutung (im Brief vom 24. Juli 1854) auf den konkreten Fall gewiß **nicht** zutraf. Wer aber die Lebensumstände eines anderen als kümmerlich empfindet, der ist zweifellos selbst

besser gestellt, und tatsächlich resultiert Storms Unbehagen weniger aus materiellem Mangel als aus dem Verlust der Heimat, in der allein er sich zufrieden und geborgen fühlen konnte. Fontane hat das bald erkannt. Jahrzehnte später wird er von Storms „lokalpatriotischer Husumerei“ sprechen, die er als „Provinzialsimpelei“ empfand.

Was das Verhältnis Fontane-Storm über die persönlichen und literarischen Beziehungen hinaus so interessant und wichtig macht, ist die Tatsache, daß Fontane, spätestens seit seinem letzten England-Aufenthalt, Storm mehr und mehr als einen **Typus** aufgefaßt hat, mit dem er sich während seines ganzen weiteren Lebens immer wieder auseinandersetzte. Ein Mensch „im Banne seiner lyrischen Natur“: so stellte sich ihm, wahrscheinlich kurz nach Storms Tod, dieser Typus dar. Für den Fontane der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre aber bedeutete die Übersiedlung von Berlin nach London zugleich die Überwindung dessen, was er „das Theodor Stormsche“ nannte. Aufschlußreich ist in diesem Zusammenhang sein Brief an Wilhelm von Merckel vom 3. Juni 1858, in dem er davon abrät, den Dichter Otto Roquette in den „Rütli“-Verein aufzunehmen: „Er hat sich in seine kleine Welt eingesponnen und von der großen Welt da draußen weniger Notiz genommen, als recht und billig wäre. . . . Es ist wahr, daß solche Einseitigkeit für die lyrische Produktion gemeinhin förderlich ist und daß reizende Sachen, wie sie Roquette und namentlich auch unser Storm geschrieben haben, nie zur Welt gekommen wären, wenn sie jeden Tag die Times gelesen und sich um nationalökonomische Fragen den Kopf zerbrochen hätten. . . .“ Und am 20. September des Jahres schrieb er an denselben Adressaten: „Ich bin nicht zufrieden hier mit meinem Leben und wünschte tausenderlei anders, **das** aber segne ich und stimmt mich zum herzlichsten Dank gegen mein Geschick, daß ich aus **dem** heraus bin, was ich mit einem Wort das ‚Theodor-Stormsche‘ nennen möchte, aus dem Wahn, daß Husum oder Heiligenstadt oder meiner Großmutter alter Uhrkasten die Welt sei. Es steckt Poesie darin, aber noch viel mehr Selbstsucht und Beschränktheit. Die Erkenntnis bezahlt man teuer, aber zuletzt doch nie **zu** teuer.“

Die Beispiele mögen genügen, um deutlich zu machen, daß der Briefwechsel zwischen Fontane und Storm der Ergänzung durch weitere Zeugnisse bedarf. Wir wollen hier keine Mutmaßungen darüber anstellen, was Steiner veranlaßt hat, diese Möglichkeit ungenutzt zu lassen, warum er in seinem Kommentar eine – auch im Vergleich mit den übrigen Bänden der Reihe – geradezu asketische Abstinenz beim Nachweis übergreifender Bezüge übt. Worin immer die Ursachen liegen, eines bleibt gleichwohl völlig unverständlich: daß nämlich nicht einmal auf jene Aufzeichnungen Fontanes über Storm aus dem Jahre 1888 Bezug genommen wird, die Hermann Fricke unter dem Titel „Erinnerungen an Theodor Storm von Theodor Fontane. Ein nicht vollendeter Nekrolog“ im „Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte“ erstmals veröffentlicht hat; denn hier ist Fontane wiederholt auf seine Korrespondenz mit Storm direkt und detailliert eingegangen.

Bei der Beurteilung des Anmerkungsapparats – er umfaßt, zusammen mit den Registern, knapp siebzig Seiten gegenüber 120 Seiten Briefftext –

befindet sich der Rezensent in einiger Verlegenheit, weil ihm nicht einsichtig geworden ist, welche Adressatengruppe der Herausgeber im Auge gehabt hat. Wenn, zum Beispiel, Fontane erzählt, daß in Letschin riesige Napfkuchen verspeist werden, dann erfährt der Leser, daß es sich um „Gugelhopfe bzw. Topfkuchen“ gehandelt habe; dagegen bleibt Steiner ihm die Erläuterung schuldig, wo Storm das Bild vom „Pfeil des Todes“ (in seinem Gedicht „Beginn des Endes“) mit der „geläufigen, althergebrachten“ Vorstellung „vom Ferntreffer Apollo“ rechtfertigt, „der die Kinder der Niobe tödtet“. Ich fürchte, daß der heutige durchschnittlich gebildete Leser mit einem Napfkuchen besser vertraut ist als mit der Ilias in Vossens Übersetzung oder mit den Metamorphosen Ovids. Doch lassen wir offene Wünsche beiseite und beschränken uns auf das, was kommentiert ist. Da freilich begegnet man manchen ungenauen, mitunter auch einfach falschen Informationen. So hat Storm sein Gedicht „Am 24. Dezember 1852“ nicht als „**Weihnachtsabend**“, sondern mit der Überschrift „**Weihnachtsabend**“ in die Gedichtausgaben übernommen (S. 145); „Weihnachtsabend“ heißt ein älteres Storm-Gedicht aus dem „Liederbuch dreier Freunde“. Mit dem „Literatenblatt des Deutschen Kunstblattes“ (S. 153) ist das von Friedrich Eggers redigierte **Literaturblatt** gemeint. Eine Apotheke „Zum Weißen Hirsch“ (S. 154) hat es m. W. in Leipzig nie gegeben; die Neubertsche Hofapotheke in der Leipziger Hainstraße, in der Fontane von April 1841 bis März 1842 beschäftigt war, hieß „Zum weißen Adler“ (heute Adler-Apotheke). „Wolsey“ ist kein „erzählerisches Werk Fontanes, das als Fragment erhalten ist“ (S. 162 u. ö.), sondern ganz offenkundig eine nicht vollendete historische Erzählung. Eine „Deutsch-Englische Pressekonferenz“ (S. 169) hat Fontane weder „zu gründen“ noch „zu leiten“ unternommen; gemeint ist die ihm von der preußischen Regierung übertragene **englisch-deutsche Korrespondenz**. Die Aufzählung solcher mehr oder minder gravierender Nachlässigkeiten ließe sich fortsetzen.

Im Zusammenhang mit Fontanes Besuch in Husum im September 1864 werden zwar dessen 1884 entstandene Notizen für den Reisebericht „Somers am Meer“ zitiert (S. 174 f.), die zwanzig Jahre zuvor zu Papier gebrachten einschlägigen Tagebuchnotizen dagegen nicht einmal erwähnt. Die „nicht ermittelte“ Anspielung in Fontanes Brief vom 17. September 1887 („es ritten sieben Ritter frei...“) bezieht sich auf den Anfang der Uhland-Ballade „Das traurige Turnei“. Die Beschreibung der Pariser Juli-Revolution von 1830 als „Ablösung Karls X. durch Louis-Philippe von Orléans“ (S. 154) ist zwar keine Verständshilfe für den Leser, wohl aber eine unfreiwillig-entlarvende Erläuterung des Steinerschen Geschichtsverständnisses. Der Kommentar zu Fontanes „Herwegh-Zeit“ hingegen — „Der Leipziger Verleger Robert Binder hatte einen Kreis von Literaten um sich geschart, die von Herweghs Sammlung ‚Gedichte eines Lebendigen‘ begeistert waren und sich zu ähnlichen politischen Äußerungen hinreißen ließen“ — gibt zugleich zu der Befürchtung Anlaß, daß Steiner nicht nur Christa Schultzes Untersuchungen zur „studentischen Progreßbewegung 1841/42 in Leipzig“, sondern auch weitere Ergebnisse der neueren Fontane-Forschung platterdings nicht zur Kenntnis genommen hat.

Nicht minder reich an Irrtümern und Lücken ist das Personenverzeichnis, dessen Annotationen mitunter der unfreiwilligen Komik nicht entbehren, z. B. wenn Heinrich Heine vorgestellt wird als „Der bekannte Dichter, Literat und Politiker“! Manche der fehlenden oder unvollständig angegebenen Lebensdaten sind leicht an Hand älterer Konversationslexika (oder einfach mit Hilfe der Register oder Kommentare neuerer Fontane- oder Storm-Briefausgaben) zu ergänzen, für den Berliner Kunstgärtner und Fachbuchautor Peter Friedrich Bouché etwa, für Friedrich Feddersen, den Propst der Landschaft Eiderstedt, oder die Verlagsbuchhändler Rudolf von Decker, Wilhelm Ernst und Adolf Wilhelm Hayn. Chamissos Vorname lautet **Adelbert** (nicht **Adalbert**); der Verfasser der „Drei Vorreden, Rosen und Golem-Tieck“ heißt **Skepsgardh** (nicht **Skebsgardh**). Omer Pascha, bei dem Fontane, acht Monate nach Ausbruch des Krimkriegs, „am liebsten ... Pfeifenträger“ werden wollte, war der Oberbefehlshaber der türkischen Truppen in diesem Kriege. Alexandros Risos Rangabé (oder Rangawis), dessen Bekanntschaft Fontane bei Paul Lindau gemacht hatte, war ein bedeutender griechischer Gelehrter (vor allem Archäologe), Schriftsteller und Politiker, von 1874 bis 1886 Gesandter in Berlin. Mit „der Rasmussen“ schließlich, die Steiner für eine „Bekante von (Friedrich) Eggers in Kopenhagen“ hält, ist die Frau Friedrichs VII. von Dänemark gemeint, eine ehemalige Tänzerin im königlich-dänischen Ballettkorps, mit der der König 1850 eine morganatische Ehe schloß, nachdem er sie in den Rang einer Gräfin Danner erhoben hatte.

Genug! Eine sorgfältig kommentierte, durch weitere unentbehrliche Zeugnisse ergänzte Edition des Briefwechsels zwischen Storm und Fontane bleibt ein Desiderat – dreiundneunzig Jahre nach Storms, dreiundachtzig nach Fontanes Tod.

### **Morgenthaler: Walter: Bedrängte Positivität. Zu Romanen von Immermann, Keller, Fontane**

Bonn: Bouvier, 1979, 293 S. (Studien zur Germanistik, Anglistik und Komparatistik, Bd. 84).

[Rez. Volker Giel]

Das Buch Walter Morgenthalers „Bedrängte Positivität“ verdient Beachtung, und zwar im doppelten Sinne: 1. wegen seiner unkonventionellen Methode und 2. wegen der Ansätze zu einem in vieler Hinsicht neuartigen Werk- und Dichterverständnis dreier bedeutender Autoren des 19. Jahrhunderts.

Die drei in diesem Band enthaltenen, in sich geschlossen erscheinenden Abhandlungen werden vom Autor schon in der Einleitung etwas beschwichtigend und auf bewußte Aussparungen und gewisse Unzulänglichkeiten vorausdeutend als „Versuche“ (S. 7) bezeichnet. Versuche sind es wohl auch, wenngleich von sehr originärer und anregend produktiver Art. Man

könnte erweiternd sagen, es sind Versuche, Literatur neu zu lesen, Lesarten von Texten. Ziel des ‚Lesens‘ M.s ist scheinbar Selbstverständliches, zum allgemeinen Kulturgut verfestigte Auffassungen von literarischen Werken wieder in Bewegung zu setzen und so neu hinterfragen zu können. Wer also herkömmliche Interpretations- und Analyseformen sowie ein direktes Anschließen an bisherige literaturwissenschaftliche Forschungen erwartet, wird sich von diesem Buch enttäuscht sehen. Überhaupt geht es M. nicht vorrangig um die Herausarbeitung abstrahierter, mehr oder minder gesicherter Resultate im Sinne literaturästhetischer Werturteile, literaturgeschichtlicher Einordnungen oder gar um die Aufdeckung eines irgendwo und irgendwie im Text manifesten Sinns oder Gehalts. Der Autor will vielmehr in teils latenter, teil expliziter Abgrenzung und Kritik gegenüber einer für ihn oft nur oberflächlich arbeitenden Literaturwissenschaft „das Vorgegebene so lange“ abtasten, „bis es das Anlitz zu ändern gezwungen ist, das es dem Unbefangenen zur Schau stellt“. (S. 151) Er möchte so die traditionelle und oft ebenso vereinfachende wie imaginierende Darstellung erschüttern, daß eine Herausarbeitung „substantialistischer Zentren“ (S. 68) dem Roman schlechthin adäquat wäre, „mögen sie nun den Grund bilden, auf dem alles Einzelne aufruh, oder sich selbstmächtig darüber erheben“ (S. 68). Stattdessen wird die These zu untermauern versucht, den Roman als ein „strukturierte(s) Ganze(s)“ aufzufassen, „das ohne Übergewicht eines sinnstiftenden Zentrums relativ autonome Teile und Ebenen, . . . , so koexistieren läßt, das anstelle der prästabilierten Stimmigkeit ein Feld von Spannungen tritt“ (S. 68). M. begibt sich nicht erst auf den nach seiner Ansicht irrigen Weg der Suche nach einer sinntragenden „verborgene(n) Mitte“ (S. 66) der Romane, sondern versucht, sie gleichsam zu dekonstruieren, die im Text selbst liegenden Widersprüche, Dissonanzen, Lücken, kurz dessen Spannungsgefüge aufzuspüren.

Die dabei angewandte Methode ist auf den ersten Blick einfach und frappant zugleich. Fürs erste von möglichen Tiefendimensionen abrückend, sollen „einzelne Sätze so ‚buchstäblich‘“ (S. 275) gelesen werden, daß sie aus dem Kontext der gesetzten und intendierten Probleme herausfallen, um „schließlich ein Arrangement zu finden, in dem sie sich neu zu behaupten“ (S. 275) vermögen. Mit fortschreitender Lektüre aber wird offenbar, daß es sich um ein komplizierteres Verfahren handelt als in dem Ausdruck vom ‚buchstäblich lesen‘ angedeutet scheint.

Im Kapitel „Nachtrag“ erläutert M. seine Methode, die weitgehend auf der von Louis Althusser entworfenen „Theorie des Lesens“ (S. 274) aufbaut, näher. In Anlehnung an Althusser bekennt sich M. zu einer sogenannten „sehende(n) Lektüre“ (S.274). Er schreibt: „Eine ‚sehende‘ Lektüre hat . . . nicht einfach Lücken, auf der Ebene der Sicht des Textes, aufzufüllen, sondern („symptomal“) das Verborgene in dem gelesenen Text zu enthüllen und es auf einen anderen Text zu beziehen, der – in notwendiger Abwesenheit – in dem ersten Text präsent ist.“ (S. 274) Weniger ein Inneres, das Wesen soll „durch die Oberfläche hindurch“ anvisiert werden, sondern mittels einer „analysierenden Dekonstruktion“ des Textes ein „abwesender Text“ entstehen, „der in neuer Verteilung der Zeichen

(S. 275) das oben erwähnte ‚Feld von Spannungen‘ offenbart. Dieses aus einer Vielzahl von Detailuntersuchungen entstehende Feld bzw. Netz von Spannungen erweist sich nun aber als so heterogenes, auswucherndes und demzufolge kaum mehr handhabbares Gefüge, daß M. meint, seine Methodik um einen zweiten Schritt ergänzen zu müssen. Einem Salto mortale gleich ist er darum bemüht, die bisherige „Analytik letztlich in eine vorwärtstreibende Interpretation umschlagen zu lassen; also: den manifesten Text als überdimensioniertes Symbol im Spannungsfeld einer Archäologie und einer Teleologie zugleich zu lesen“ (S. 276).

Das, was die Analyse abzuwehren versuchte, kommt nun, indem M. das Ganze z. B. nachträglich an den Begriff des ‚Utopischen‘ anzubinden versucht und Verallgemeinerndes an die Lektüre anschließt, wengleich auch anders konstituiert, wieder in die Auseinandersetzung hinein. Mit diesem zweiten Methodeschritt hat es dann auch so seine Schwierigkeiten. In meist sehr knapper Form (bei Fontane nur einige Sätze bzw. Abschnitte; bei Keller vor allem das letzte Kapitel) gerät dieses Vorhaben, die Stringenz der analysierenden Lektüre doch häufig verlassend, nicht zu der gedachten und gewünschten, mit „Re-Lektüre“ (S. 278) beschriebenen Verwirklichung. Hier zeigt sich meines Erachtens auch eine gewisse Fragwürdigkeit eines überanstrengten, seine eigenen Grenzen übersteigenden Verfahrens. Die so gezeigten Ergebnisse bleiben in vielem nicht gesichert genug.

Ein anderes Problem liegt schon im Selbstverständnis der Methode. Vom Ansatz her beinhaltet die Methode des ‚buchstäblichen Lesens‘ scheinbar natürlich ein immanentes Verfahren. Das heißt, „Sprache und Struktur des Werks müssen die einzige Grundlage für Belege im strengeren Sinne abgeben“ (S. 151). Auf Textäußeres, etwa Historisches, Biographisches, Werkzusammenhänge, poetische Programmatik u. ä. wurde bewußt Verzicht geleistet. Das ist und bleibt natürlich eine wesentliche Einschränkung, und obwohl viele neue, anregende Detailkenntnisse und teilweise verblüffende Fragestellungen zutage gefördert werden, bedarf es nach meiner Ansicht unbedingt einer Weiterführung im Sinne einer Öffnung nach außen, um den Texten in ihrem weiten inneren wie äußeren Bezugssystem gerecht zu werden. Andererseits soll hier aber mit Nachdruck darauf hingewiesen werden, daß M. mit seinem strengen und gründlichen Leseverfahren sozusagen den Finger auf einen wunden Punkt vieler bürgerlicher wie auch marxistischer Literaturinterpretationen legt und hier durchaus notwendige und richtige Impulse zu einem gewissen Umdenken zu geben vermag. Rückt doch ins Bewußtsein, daß oft allzu arglos und eifertig vom ‚eigentlichen Text‘ abstrahiert wird, Widerständiges bagatellisiert und oft der Text einfach zur Exemplifikation einer bestimmten Idee des Autors oder gar des Interpreten degradiert wird, und so seine Rückkehr zur sorgfältigen Textlektüre als entscheidender Prämisse jeglicher literaturwissenschaftlicher Arbeit wieder als unabdingbar anzeigt.

M. wählt als Untersuchungsgegenstand drei Werke des sogenannten ‚poetischen Realismus‘, sich der Fragwürdigkeit und Problematik dieses Begriffs wohl bewußt (siehe S. 7). Er versucht, die Spannweite dieser Kategorie

auszuschreiten, indem er mit Immermanns „Oberhof“-Partien aus dem „Münchhausen“-Roman 1838/39, der quasi noch zu den Vorläufern des poetischen Realismus gehört, mit Fontanes „Irrungen Wirrungen“ 1867, das als perfekte und letztmögliche Erfüllung des Programms des poetischen Realismus gelten kann und zugleich schon dessen Grenzüberschreitung, ja Auflösung deutlich macht, und mit Kellers „Der grüne Heinrich“ 1854/55, der scheinbar als ein Prototyp des poetischen Realismus zwischen den beiden anderen Romanen steht, Werke wählt, die nicht nur zeitlich, sondern auch strukturell und inhaltlich die Grenzen dieses Begriffs nennbar machen müßten. Obwohl zwischen den einzelnen Lektüreversionen keine „durchgehende Kohärenz“ (S. 7) angestrebt ist, stellt der schon im Titel anklingende Begriff der ‚Positivität‘ ein gewisses Bindeglied dar, wenn auch nicht als durchgängiges allgemein theoretisches Problem etwa, sondern als jeweils spezifische Ausformung in konkreter Darstellung.

Bereits an der ersten Analyse über Immermanns „Oberhof“ offenbart sich noch eine andere Problematik des methodischen Verfahrens M.s. Durch die exakt versuchte und damit breiten Raum einnehmende Detailanalyse ist M. schon aus rationell-ökonomischen Gründen gezwungen, eine Auswahl von Themen, Figurenkonstellationen und Motiven zu treffen, wobei noch eine weitere Verknappung auf einzelne Textstellen vorgenommen werden muß. So wählt M. aus dem umfangreichen „Münchhausen“-Roman den „Oberhof“-Teil aus, da er sich zur Untersuchung des Problems der Positivität besonders eigne, Positivität in „Sinn- und Vorbildhaftigkeit . . . geradewegs als Thema auf verschiedenen Terrains ausgetragen“ (S. 8) wird. Er kann aber dabei auch nur zwei Teilbereiche näher untersuchen, nämlich die Darstellung der Welt des Hofschulzen und die Liebesbeziehung zwischen Liesbeth und Oswald. Sehr gut gelingt es M., anhand der Gestaltung der Sphäre der Arbeit, des Besitzes und der Herrschaft (Herr-Knecht-Verhältnis) des Hofschulzen die Positiv-Verklärung dieser Bereiche durch Immermann nachzuweisen. Es wird deutlich gemacht, daß dies Immermann nur in einer zeitlich und räumlich beschränkten Repräsentanz des Dargestellten und durch Erzeugung von „scheinhafter Stimmung“ (S. 20) möglich ist und die Hofschulzenwelt sich trotz allen positiven Scheins als eine von inneren Widersprüchen (Herr-Knecht-Verhältnis; Schwert Karls des Großen u. a.) und äußeren Störungen (Oswald und Liesbeth) gebrochene erweist. Folgerichtig schließt M., daß nicht so sehr die „Welthaltung“ des Schulzen, sondern „der Zerfall dieser Haltung“ (S. 22) das eigentliche Thema dieser Romanpartie ist.

In ähnlicher Weise wird von M. die Liebesbeziehung zwischen Liesbeth und Oswald gelesen. Gegen das wohl eindeutige Anliegen Immermanns, einen positiven menschlichen Wert zu manifestieren, erweist sich die Liebe in M.s Analyse als in sich brüchig, von Zweideutigkeiten und Widersprüchen gekennzeichnet und bedroht. Wenn dann im Laufe der Handlung die Liebe beider aus ihrer Unmittelbarkeit, das heißt Zufälligkeit und konkretem Erlebnisbereich als einzig realer Erfüllungsmöglichkeit heraustritt und zu einem scheinbar Notwendigen, bis zur Hybris gesteigerten Liebeshymnus wird, hebt sie sich trotz aller Beteuerungen der Figuren

und des Autors selbst wieder auf. Die von Immermann intendierte Positivität zeigt sich so als keineswegs schon Realisiertes und wahrscheinlich auch gar nicht Realisierbares: als „bedrängte Positivität“. Inwieweit dies für eine Neubewertung des „Münchhausen“-Romans und Immermanns einen fruchtbaren Ansatz bietet, müßte eine größer angelegte Untersuchung erbringen. Auf jeden Fall aber kann an dem Ansatzpunkt, den M. hier liefert, in zukünftigen Immermann-Arbeiten wohl nicht vorbeigegangen werden.

Im Aufsatz zu Fontanes „Irrungen Wirrungen“ versucht M., in scharfer Polemik gegenüber Interpretationen jüngster Fontane-Sekundärliteratur (Schillemeit, Preisendanz, Müller-Seidel) nachzuweisen, „wie sehr der Text durch die Absenz einheitlicher Sinngebung geprägt ist“ (S. 95). Das gelingt M. recht schlüssig, indem er die permanente Vieldeutigkeit statt eindeutiger Aussage, die Lücke statt stetiger Erhellung, die Verhüllung statt Bloßstellung, die Andeutung statt klarer Rede und Handlung in der Romantechnik und Textgestaltung Fontanes evident werden läßt. „Entschiedene Sachen gibt es bei Fontane ... nicht mehr; nichts, das abgetan werden könnte.“ (S. 82) Handlung im eigentlichen Sinne findet so auch kaum noch statt, ein „Prozeß irgendwelcher Art“ (S. 97) läuft nicht ab, die Äußerungen zersetzen sich auf ein nicht mehr einsehbares, verstelltes Inneres hin. Durch die immer wiederkehrende Technik der substituierenden Wiederholung verbergen sich die Figuren vor sich selbst und dem Leser.

Voran Botho und Lene gewähren kaum Einblicke in ihre wirkliche Vorstellungswelt. Ihre Liebe wird von ihnen nach außen hin als ‚rein‘ und ‚wahr‘ dargestellt, entblößt aber bald ihren narzistischen Charakter, indem von M. verifiziert wird, daß jeder im anderen nur die eigenen Vorstellungen vom Partner liebt (siehe Bothos Charakteristik Lenes) und sich vom anderen bestimmt geliebt glaubt. Das Liebesglück wird beteuert, um seine Abwesenheit zu verdecken.

Fontane ist mit seinem Roman nach M.s Einschätzung an der Grenze sowohl des poetischen Realismus als auch der Positivitätsgestaltung angelangt. Sie reduziert sich hier auf den versöhnlichen Schein, den Fontane erzeugt, indem er alles in eine scheinbare Ordnung (die aber erhebliche Lücken aufweist, wie M. zeigt) fügt, dem Erschrecklichen das Zeichen nimmt (siehe S. 135) und durch Auslassen, Andeuten, Zweideutigmachen im Roman vieles ungesagt, doch auch „nicht ganz versagt“ bleibt „und im Rest den Schein aufgehen läßt, alles sei besser gewesen“ (S. 120): M. rückt Fontanes „Irrungen Wirrungen“ so näher vom Entwicklungsroman zum Desillusionierungsroman, Fontane wohl überhaupt vom 19. Jahrhundert zur Moderne.

Bei seiner Auseinandersetzung mit Kellers Roman „Der grüne Heinrich“ stützt sich M. auf die Erstfassung von 1854/55, „da sie mehr als die retouchierte zweite (1879/80) über den Schein des Erfüllten verrät“ (S. 9). Sie, die „brüchigere Erstfassung“ (S. 150), kommt dem Autor in seinem Anliegen entgegen, vor allem Unabgegoltene zu akzentuieren und „Einheit, weniger als etwas Gegebenes denn als ein Problem zu verstehen“ (S. 150). Stärker als in den beiden vorangestellten Arbeiten wird die Analyse der ‚buch-

stäblichen' Lektüre unterstützt durch das Hinzutreten „methodischer Reflexionen“ (S. 149) eines fremden Bereichs: der Psychoanalyse. (Der Immermann-Aufsatz lehnte sich an W. Benjamins Schrift „Goethes Wahlverwandtschaften“ an; der Fontane-Aufsatz wurde mitgeprägt durch theoretische Einflüsse von Benjamin, Freud, Lukács, Marx und Nietzsche.) Die Anwendung psychoanalytischer Verfahren betrachtet M. nicht als ein „Aufpfropfen textfeindlicher Modelle“ (S. 149), sondern sie soll vielmehr helfen, den Text aufzubrechen und „Spannungen des unbewältigten Vergangenen“ (S. 242) im Werk ausfindig zu machen. Indem der Autor so versucht, das Unbewußte des Textes aufzuspüren und sich dazu einiger Hypothesen Freuds bedient, bleiben viele Ergebnisse im Spekultativen befangen, unabgeklärt, Fragen können weniger beantwortet als gestellt werden. Prononciert werden Formen der ‚Urbegierde‘ beim Romanhelden, der Mutter- bzw. Vaterkomplex Heinrichs sowie seine erotischen Neurosen herausgearbeitet. Die Ergebnisse ähneln, wenn auch teilweise anders akzentuiert, denen von Adolf Muschg in seinem Buch über Gottfried Keller von 1977. (Der Mutter-Komplex, bei Muschg vorrangig, weicht bei M. hinter dem Primat des Vater-Komplexes zurück.) Die Gestalt des Grünen Heinrich reduziert sich letztlich auf eine „Ökonomie der Begierde“ (S. 242), auf Triebhaftes, Verborgenes, das in wandelnder Form („Wiederholungsphänomene“, S. 256) immer wieder seit seiner Kindheit hervorbricht, ohne dem Helden so eine echte Entwicklung zu ermöglichen. Demzufolge ist auch die Einordnung des Romans als Entwicklungs- und Bildungsroman für M. nicht mehr möglich. Den scheinbaren Wandlungen Heinrichs wird als einem „Immerschon nachgesprüt, dessen Kehrseite ... das Immerneu“ dargestellt, „das den Wiederholungszwang [Begierde] dem Utopischen verbindet“ (S. 259). Das ‚Positive‘ erscheint bei Keller in Form des Utopischen, gegenüber Immermann nur noch und gegenüber Fontane immerhin noch in der Hoffnung auf Zukünftiges möglich. (Siehe Abschnitt 6 „Hoffnung“.)

Will man am Ende ein Fazit ziehen, sollte neben dem bereits kritisch wie positiv Angemerkten noch einmal folgendes hervorgehoben werden.

Die drei Aufsätze dieses Buches stellen zwar nach M.s Aussagen in sich geschlossene und selbständige Untersuchungen dar, doch ist dies zumindest in einem wesentlichen Punkt zu relativieren. Denn natürlich bergen sowohl schon die Auswahl der drei Romane wie die Analyseschwerpunkte selbst ein übergreifendes und verbindendes Moment. Als ein roter Faden, der zwar nicht immer offen zutage liegt, zieht sich durch alle drei Aufsätze die Frage nach der Positivitätsgestaltung im jeweiligen Text. Der im Titel bezeichnete Begriff ‚Bedrängte Positivität‘ weist dabei recht treffend auf die von M. eigentlich angestrebte Problematik voraus, nämlich den Gegensatz zwischen der vom Dichter gewollten und intendierten Positivitäts- bzw. Humanitätsgestaltung und dann im Text wirklich realisierten; oder anders: den Widerspruch zwischen Schein und Sein, der sich in den Roman-texten offenbart. Damit schneidet M. ein zentrales Problem der Realismusedwicklung im Romanschaffen des 19. Jahrhunderts (obwohl bei M. nie explizit so zum Ausdruck gebracht): Auf welche Weise, durch welche Spe-

zifka und Besonderheiten ist es einem Schriftsteller dieser Zeit möglich, angesichts immer prosaischer werdender gesellschaftlicher Zustände einerseits Positiv-Menschliches zu gestalten, ohne andererseits den Boden eines wie auch immer ausgeprägten Realismus zu verlassen?

Die drei Romananalysen M.s, die der Autor sicher exemplarisch verstanden wissen will, zeigen denn auch vor allem die spezifischen Schwierigkeiten, die die Schriftsteller Immermann, Keller und Fontane bei ihren Versuchen, mehr oder minder tradierte Positivitätsmuster in ihre Darstellung herüberzuretten, haben. Unter welchen Bedrängnissen, ja Bedrohungen Positivität nur noch zu gestalten ist und wie sich der Spielraum dafür in der Zeit zwischen Immermann und Fontane zunehmend verengt.

Das stellt sich dem Leser dieses Buches aber weniger als offen und klar ausgewiesenes Ergebnis dar, sondern mehr als ein Eindruck nach der Gesamtlektüre. Diesen Fakt muß M. einfach seiner Methode schulden, die es auch nicht zuläßt, die drei Aufsätze über den Rahmen von Spezialuntersuchungen weit hinaus zu heben. In diesem Sinne können sie nur, wenn auch als durchaus bemerkenswerte Vorarbeiten zu größeren Untersuchungen angesehen werden. Um zu gesicherteren und aussagekräftigeren Ergebnissen zu gelangen, bleibt eine breitere, das ganze Werk einzelner Schriftsteller und deren gesellschaftliche und persönliche Bezugsfelder mehr berücksichtigende Anlage unabdingbar.

M. ist sich der Unzulänglichkeit des Geleisteten durchaus bewußt, wenn er am Schluß, nachdem er selbst die noch zu leistende Aufgabe einer weiterführenden ‚Re-Lektüre‘ anmahnt, schreibt: „Daher mag am Ende weniger die Freude am gewonnenen, oder die Trauer um das verfehlt Signifikat (die wahre Interpretation) stehen als die nicht allzu originäre Lust, Zeichen gesetzt zu haben, die sich auch anders arrangieren ließen.“ (S. 278)

Dennoch liegen schon in der Fülle vieler noch gar nicht oder noch nicht so gesehener Detailerkennnisse fruchtbare Ansätze für die Auseinandersetzung mit den behandelten Autoren und die Interpretation ihrer Werke. Und nicht zuletzt sei noch einmal auf M.s Forderung verwiesen, die ja auch aus seiner Arbeit spricht: den Text beim Wort zu nehmen, genauer zu lesen, um ihn besser zu verstehen.

### **„Burger und Lübbenauer Spreewald.“ Ergebnisse der heimatkundlichen Bestandsaufnahme in den Gebieten von Burg und Lübbenau.**

Von einem Autorenkollektiv. Bearb. im Zusammenwirken mit Heinz-Dieter Krausch. Mit 38 Abb., 34 Bildern auf Kunstdrucktafeln, 1 Übersichtskt. Berlin: Akademie-Verl. 1981. XII, 220 S. 8<sup>0</sup> (Werte unserer Heimat. Heimatkundliche Bestandsaufnahme in der Deutschen Demokratischen Republik. Bd. 36.) (Akademie der Wissenschaften der DDR. Inst. f. Geographie u. Geoökologie, Arbeitsgr. Heimatforschung.) [Rez. Joachim Schobes]

Die Frage könnte gestellt werden, warum wir in unserer literarischen Zeitschrift die Neuerscheinung „Burger und Lübbenauer Spreewald“, eine heimatkundliche Bestandsaufnahme, besprechen. Ist es nicht die Aufgabe der Geographen, Botaniker, Historiker, Sprachforscher bzw. Volkskundler über dieses Buch in ihren Fachzeitschriften zu referieren?

Der Fontanekenner wird eine andere Meinung vertreten. Weiß er doch, daß Theodor Fontane gerade zu dieser Landschaft, dem Oberspreewald, frühzeitige Beziehungen hatte, die Einfluß auf seine Entwicklung ausübten. Mit dem Artikel „In den Spreewald“ leitete Fontane in der Berliner „Preußischen Zeitung“ eine Serie ein, die später in den „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ literarische Berühmtheit bis in unsere Tage erlangte. Vom 6. bis 8. August 1859 unternahm er in Begleitung seiner Freunde Wilhelm Lübke, Otto Roquette und Karl Bormann von Berlin aus die Spreewaldfahrt. In dem Bericht gibt uns Fontane ein eindrucksvolles Bild von dieser einmaligen Landschaft mit ihren silbern schimmernden Fließen, saftiggrünen Wiesen, ausgedehnten Erlenwäldern, der Sagenwelt sowie den gastfreundlichen sorbischen Bewohnern. Bereits am 31. August 1859 erschien „Die Wenden. Wendischer Gottesdienst und wendische Kostüme“. Es folgte „Die Spreewaldfahrt. Lehde, ein Dorf Venedig. Der Kanal. Der Urspreewald. Dorf Leipe“ und am 2. September „Warwick-Castle und Schloß Lübbenau ... das Märchen vom Schlangenkönig“.

Wir möchten ein zweites Argument für die Berechtigung der Besprechung dieses Buches in den „Fontane-Blättern“ anführen. Am 17. und 18. Dezember 1965 wurde in Potsdam ein „Symposium zur 30-Jahr-Feier des Theodor-Fontane-Archivs der Brandenburgischen Landes- und Hochschulbibliothek“ durchgeführt. Unter den sieben Referenten befand sich Dr. habil. Frido Mětsk vom Institut für sorbische Volksforschung Bautzen der Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Sein Thema lautete „Theodor Fontanes Begegnungen 1859 im Spreewald“. Mit wissenschaftlicher Akribie verfolgte er die Spuren Theodor Fontanes während seiner Spreewaldfahrt 1859 und stellte als Archivar die Menschen im einzelnen vor, denen der Dichter begegnete. Vier Jahre später, anläßlich der „Wissenschaftlichen Konferenz zum 150. Geburtstag Theodor Fontanes in Potsdam“ vom 10. bis 12. September 1969, überreichte uns Dr. Frido Mětsk in seinem Beitrag „Theodor Fontane und die Sorben“ ein unveröffentlichtes Telegramm des Dichters vom 3. April 1872 zum 25jährigen Bestehen des „Wendischen Volksbildungsvereins in Bautzen „Mačica Serbska“. In ihm kommt die große Sympathie gegenüber den westslawischen Völkern zwischen Elbe und Oder, speziell den Sorben, zum Ausdruck, wie er sie ein Jahr später 1873 in seinem Band „Ost-Havelland“ im Kapitel „Die Wenden in der Mark“ veröffentlichte.

Zunächst ist hervorzuheben, daß im vorliegenden Bande Kenner der Spreewaldlandschaft mitgearbeitet haben, z. B. der leider inzwischen verstorbene Professor Dr. Friedrich Redlich, Leipzig, der Begründer des Niederlausitzer Arbeitskreises für regionale Forschung, Fritz Bönisch, Großräschen, der durch viele solide Forschungen zur Siedlungsgeschichte der Niederlausitz

hervorgetreten ist und Dr. habil. Heinz-Dieter Krausch, Potsdam, der bereits 1952/53 an der Durchforschung des Spreewaldes mitgearbeitet hat.

Das Autorenverzeichnis nennt siebzehn wissenschaftliche Mitarbeiter aus den verschiedensten Disziplinen. Ein Verzeichnis der Suchpunkte erleichtert die Benutzung des Bandes. Der Leser ist im Vorteil, der gewisse Voraussetzungen von Kenntnissen über die Natur und Geschichte des Spreewaldes mitbringt, und es ist dem Interessenten, der diese Landschaft nicht näher kennt, kaum möglich, die Neuerscheinung in einem Zuge zu lesen. Die einzelnen Abschnitte, die die Natur, Geschichte, Volkskultur, Wirtschaft und Landeskultur beinhalten, müssen vielmehr – und zwar mit Gewinn – studiert werden.

Das Literaturverzeichnis nennt 220 Titel und 22 Karten vom Anfang des 18. Jahrhunderts bis in die Gegenwart. Wer die Fülle der einschlägigen Literatur kennt, wird feststellen, daß vorliegender Besprechungsgegenstand am exaktesten wissenschaftliche Auskunft über den Spreewald, wie ihn Theodor Fontane bereits 1859 teilweise erlebt hat, erteilt.

In dem Kapitel „Natur“ wird der Spreewald, d. h. ein etwa 75 km langes und maximal 16 km breites durch eine Binnendeltabildung charakterisiertes Niederungsgebiet, mit einem besonders geringen Gefälle der Spree dargestellt. Der Oberspreewald dehnt sich in einem Abschnitt des Baruther Urstromtales aus, der in der Eiszeit und Nacheiszeit mannigfachen Umgestaltungen und Überprägungen unterworfen war. Wir erfahren, daß die Oberflächenbeschaffenheit einen gewissen Einfluß auf die Temperaturverteilung ausübt. Ursprünglich bedeckten Niederungswälder den gesamten Spreewald, von denen noch heute große Reste, vor allem Erlenbruchwald verschiedener Ausbildungen, erhalten geblieben sind. Im Spreewald hat sich eine spezifische Tier- und Pflanzenwelt erhalten. In der Vergangenheit wurde der Spreewald immer wieder vom Hochwasser heimgesucht. Rezensent, im Spreewald als Sohn eines Försters geboren, erlebte 1926 und 1928 verheerende sommerliche Hochwasserkatastrophen. Meilenweite Überschwemmungen des Ober- und Unter-Spreewaldgebietes bis zum Schwielochsee waren die Folgen. Die Ernten wurden vernichtet. Erst in der Deutschen Demokratischen Republik wurde durch große Staubecken bei Spremberg und Bräsinchen Vorsorge getroffen, daß derartige Mensch und Tier gefährdende Katastrophen verhindert wurden, wenn auch weiterhin mit gewissen Überschwemmungen gerechnet werden muß.

Im Abschnitt „Geschichte“ erfahren wir, daß in vorgeschichtlichen Zeiten zwischen 8000 und 1600 v. d. Z. nur schwache Besiedlungen nachweisbar sind. Die Flußniederungen wurden als Wirtschaftsflächen genutzt. Später scheint die Niederlausitz mehrere Jahrhunderte offenbar unbesiedelt gewesen zu sein. Ausgrabungen bei Tornow, Ragow und Presehnchen weisen alsdann germanische und slawische Besiedlungen nach. Im Zuge der frühfeudalen deutschen Ostexpansion im 10. Jahrhundert wurde auch der Spreewald dem deutschen Reich einverleibt. Die Deutschen beherrschten das umliegende Land durch militärische Stützpunkte, of handelte es sich um ausgebaute ehemalige slawische Burgen. Der Name des Gebietes „Lausitz“, in dem sich der Spreewald geographisch befindet, wird vom

altsorbischen „luža“ abgeleitet und bedeutet Morast, Sumpf. Aus diesem Grunde nahmen Plünderungen und Verwüstungen im 30jährigen Kriege nicht die üblichen verheerenden Ausmaße an, weil sich die Bewohner in und am Spreewald mit Hab und Gut in das schwer zugängliche Niederungsinne zurückzogen. Die Niederlausitz mit dem Spreewald fiel 1136 den Wettinern als Lehen zu und um 1526 im Verband der böhmischen Kronländer an die Habsburger. Ausnahmen machten die Herrschaften Cottbus und Peitz mit Burg/Kolonie und Burg/Kauper, die beide 1462 an die brandenburgischen Hohenzollern fielen. 1635 wurde die Niederlausitz, ausgenommen die preußischen Enklaven, an Kursachsen abgetreten, rein formell blieb die Oberhoheit Böhmens bestehen. Im „Wiener Frieden“ 1815 kam das gesamte Gebiet zu Preußen.

Im Kapitel „Volksbildung“ wird der Leser vor allem mit den heute im Spreewald gesprochenen Sprachen sowie ihren Mundarten vertraut gemacht. Ursprünglich gehörte das gesamte Regionalgebiet, dem unsere Besprechung gilt, zum niedersorbischen Sprachgebiet. Seit dem Mittelalter unterlag die sorbische Sprache einem dauernden Rückgang, der durch die spätere preußisch-deutsche Sorbenpolitik noch gefördert wurde. In der Deutschen Demokratischen Republik stehen die sorbische Sprache und Kultur, seitdem 1948 die ersten gesetzlichen Grundlagen geschaffen wurden, unter staatlichem Schutz. Rezensent möchte auf Grund eigenen Erlebens auf folgende interessante Tatsache hinweisen. Nach dem siebenjährigen Kriege (1756–1763) siedelte Friedrich II. von Preußen Kolonisten aus dem deutschen Sprachgebiet, insbesondere ausgediente Soldaten (Unteroffiziere), in Burg/Kolonie und Burg/Kauper an. Die sprachliche Kraft des Sorbischen war damals noch so stark, daß die aus den deutschsprachigen Landschaften stammenden Kolonisten assimiliert und sorabisiert wurden. Rezensent hatte während seiner Militärdienstzeit in Lübben (Spreewald) als Vorgesetzten einen Feldwebel Neumann aus Burg (Spreewald), der ein Nachkomme jener friderizianischen Ansiedler war und nicht nur die deutsche, sondern auch noch die sorbische Sprache perfekt beherrschte. Dieser Feldwebel Neumann unterhielt sich sehr oft vor versammelter Mannschaft mit seinem Landsmann, dem Rekruten Roggatz aus Burg, sorbisch.

In dem Abschnitt „Wirtschaft und Landeskultur“ weisen die Verfasser auf die Schwerpunkte des Gebietes Landwirtschaft, Erholung und Touristik hin. Die Spreewalddouristik setzte 1878 ein. 1980 wurden im Lübbenauer „Spreewaldhafen“ etwa 1,1 Millionen Erholungssuchende aus dem In- und Ausland gezählt. Industrieller Schwerpunkt am Rand des Oberspreewaldes ist die Kohle- und Energiewirtschaft. In der Niederlausitz befinden sich die größten Braunkohlevorkommen Europas. In Lübbenau, dem Tor zum Oberspreewald, von hier aus unternahm auch Fontane 1859 seine „Fahrt in den Spreewald“, befinden sich heute die Volkseigenen Betriebe Kraftwerk Lübbenau, ein Wärmekraftwerk mit 1 300 MW, das Braunkohlewerk „Jugend“, ein Betonwerk und das Trikotagewerk „Spree“. Die Autoren weisen ausdrücklich darauf hin, daß der Ober- und Unterspreewald mit einer Fläche von etwa 25 000 ha seit 1960 zum Landschaftsschutzgebiet erklärt wurde mit dem Ziel, dem Spreewald seinen Grund-

charakter als Landschaft der Fließe zu erhalten. Sehr hoch schätzen wir die Einzeldarstellungen von 65 Orten und Regionalflächen ein, die auf 48 Druckseiten eine Fülle von heimatkundlichen, speziell heimatgeschichtlichen Spezialkenntnissen vermitteln.

Nach allem Positiven müssen wir leider kritisch vermerken, daß die Spreewaldbahn, die am 20. Mai 1899 die landespolizeiliche Abnahmefahrt von Burg bis Cottbus unternahm und ihre letzte Fahrt am 3. Januar 1970 anfuhr, nur kurz und nicht in einem eigenen Abschnitt behandelt wird. In den zwanziger Jahren war sie ein Massenverkehrsmittel, als unzählige Berliner von Lübben nach Burg fuhren, um sich die Spreewaldfestspiele „Der letzte [Wenden-] König“ anzusehen. Am 17. Oktober 1967 veröffentlichte Rezensent in den „Brandenburgischen Neuesten Nachrichten“, Potsdam, da mit der Spreewaldbahn großgeworden, den Artikel „70 Jahre ‚Spreewaldguste‘. 51,7 km Schmalspurbahn durch Städte und Naturschönheiten des Spreewaldgebietes. Mit 40 km/h und munterem Gebimmel nicht nur im Dienste der Urlauber.“ Der letzte Satz weist darauf hin, daß diese idyllische Kleinbahn auch ein wichtiger Wirtschaftsfaktor für landwirtschaftliche Produkte und Holztransporte war. Angeblich erfolgte die Stilllegung durch Unrentabilität gegenüber dem Omnibus- und Lastkraftwagenverkehr. Ob heute, angesichts der Energieverknappung, dieselbe Ansicht vertretbar wäre, sei dahingestellt.

Weiterhin wünschte man sich noch mehr Angaben über die früheren Besitzverhältnisse, z. B. von der Herrschaft Lübbenau.

Der Fototeil im Anhang enthält 34 schwarz-weiß Fotos. Ihre Auswahl befriedigt nicht immer, so finden wir fünfmal das Motiv Kahnfahrten und dreimal das Kraftwerk Lübbenau. Statt dieser Wiederholungen hätten die Herausgeber besser noch Fotos von der Spreewaldbahn, der schönen mittelalterlichen Feldsteinkirche von Terpt und eines Braunkohlenrestgewässers aufnehmen sollen.

Diese kritischen Hinweise schmälern nicht die großen Verdienste, die sich Autoren und der Akademie-Verlag durch die Veröffentlichung des Buches „Burger und Lübbenauer Spreewald“ erworben haben. Wir wünschen uns von dieser Reihe noch weitere brandenburgische Bände, so z. B. vom Unterspreewald.

### **Ruppiner Land. Ergebnisse der heimatkundlichen Bestandsaufnahme in den Gebieten von Zühlen, Dierberg, Neuruppin und Lindow.**

Von einem Autorenkollektiv, bearb. v. Dietrich Zühlke. Mit 35 Abb., 16 Kunstdrucktafeln, 1 Übersichtskarte. Berlin: Akademie-Verlag. 1981. 216 S. 8<sup>0</sup> (Werte unserer Heimat. Heimatkundliche Bestandsaufnahme in der Deutschen Demokratischen Republik. Bd. 37) (Akademie der Wissenschaft-

ten der DDR. Institut für Geographie und Geoökologie, Arbeitsgruppe Heimatforschung.) [Rez. Günter Mangelsdorf]

Die Reihe „Werte unserer Heimat“ erschließt wie kaum eine andere Veröffentlichung viele Landstriche unseres Landes, über die z. T. wenig oder gar keine Spezialliteratur vorhanden ist. Viele Orte und historische Stätten werden neu entdeckt und somit einem breiten Leserkreis zugänglich gemacht. Sie trägt damit wesentlich zur Bereicherung unseres regionalgeschichtlichen Wissens bei und hilft Geschichtskennntnisse und Geschichtsverständnis zu vermitteln. Sehr mannigfaltig sind aber auch die Anregungen, die uns über Landschaftsentwicklung, Flora und Fauna sowie über allgemeine Umweltprobleme der jeweils behandelten Landschaft gegeben werden. Dies trifft ganz besonders für das brandenburgische Gebiet zu. Für weite Teile der Bezirke Potsdam, Frankfurt/Oder und Cottbus gibt es kaum neuere Literatur, wie ein Blick in die umfangreiche Bibliographie zur Geschichte der Mark Brandenburg von H.-J. Schreckenbach<sup>1</sup> zeigt. Daher greift jeder regionalgeschichtlich Interessierte doppelt gern zu den bisher für Brandenburg herausgegebenen Bänden der obigen Reihe<sup>2</sup>. Nach Potsdam, dem Rheinsberg-Fürstenberger Seengebiet, dem Spreewald- und Chorin-Werbellinsee-Band liegt nun als fünfter märkischer Band das Ruppiner Land vor. Dieser Band führt uns in die Heimat Theodor Fontanes und behandelt das Gebiet zwischen Gottberg, Neuruppin, Herzberg im Süden und Basdorf, Zühlen, Charlottenau im Norden. Es ist somit ein unmittelbarer Anschluß an den Inhalt des Buches über das Rheinsberg-Fürstenberger Seengebiet gegeben. Es wird eine heimatkundliche Bestandsaufnahme der Meßtischblätter Zühlen, Dierberg, Neuruppin und Lindow vorgelegt. Mit 91 Suchpunkten werden in Einzeldarstellungen alle heutigen Dörfer, Wohnplätze, mittelalterliche Wüstungen, die hier besonders zahlreich auftreten, die großen Waldungen nördlich von Neuruppin, die zahlreich eingestreuten Seen, die Neuruppiner Schweiz also und die Städte Neuruppin, Altruppin und Lindow ausführlich beschrieben.

In einer Übersicht erfährt der Leser wissenswertes und für das Verständnis der nachfolgenden Behandlung der einzelnen Suchpunkte nötiges über die Landschaftsentstehung, das Klima, die Beschaffenheit der Seen, die Landschaftsnutzung, die Waldverbreitung, -zusammensetzung und -entstehung, die Tier- und Pflanzenwelt und schließlich etwas über den Gang der Besiedlung und die allgemeine historische Entwicklung des Raumes.

Was ist nun das besondere am Ruppiner Land? Es ist für viele das Land der Seen und Kiefernwälder, eine reizvolle und vielgeliebte Urlaubs- und Erholungslandschaft. Jährlich verbringen tausende Urlauber aus den südlichen Teilen der DDR ihre Ferien am Kalk-See, Tornow-, Zermützel- oder Molchow-See im Gebiet der Ruppiner Schweiz. Andere fahren zum Gudelack-, Wutz- oder Vielitz-See um Lindow. Weithin bekannt sind das Ausflugslokal Boltenmühle, der Bienenbach und Bienenwalde — nicht zuletzt durch Fontane. Ihren besonderen Reiz hat eine Fahrt mit dem Dampfer von Neuruppin über die Seen und den Rhin nach Boltenmühle.

Der historisch vorgebildete Leser oder gar der kultur- und literaturhistorisch ambitionierte greift zu diesem Band mit doppelter Erwartung. Für ihn verbinden sich mit den klangvollen Namen des Ruppiner Landes Theodor Fontane, Karl-Friedrich Schinkel, Neuruppiner Bilderbogen, Gildenhall, Altruppin und Lindow und die Arnsteiner. Wird der Band den Erwartungen dieses Leserkreises gerecht? Die Reihe der Mitarbeiter an diesem Buch wie Rudolf Bellin, Dietmar-Wilfried Buck, Reinhard Fischer, Heinz-Dieter Krausch, Werner Radig und Lisa Rindel spricht für sich. Sie alle haben versucht, breit und umfassend die gestellten Aufgaben und Anforderungen zu erfüllen. Größtenteils haben sie gänzlich neue Quellen erschlossen und somit den Band erheblich bereichert und sind über die vorhandene Literatur hinausgegangen. Das von L. Enders<sup>3</sup> vorliegende Historische Ortslexikon für Brandenburg konnte für viele Ortsbeschreibungen als Grundgerippe, das mit Leben zu füllen war, herangezogen werden. Das gleiche gilt für die Arbeit von G. Heinrich<sup>4</sup> und J. Schultze<sup>5</sup>, ganz zu schweigen von den älteren Arbeiten eines Bratring<sup>6</sup>, Berghaus<sup>7</sup> und den Kunstdenkmälern des Kreises Ruppin<sup>8</sup>.

Beim Lesen des Bandes stößt man allenthalben auf Theodor Fontane und seine „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“. Er war es, der dieses Gebiet, die Herrschaft Ruppin, zu einer literarischen Landschaft erhoben hatte und durch seine Wanderungen zu weltweiter Berühmtheit verhalf. Neuruppin, die Ruppiner Schweiz, Lindow, aber auch Orte wie Köpernitz, Kränzlin und Gottberg belegen dies sehr anschaulich. Jeder Fontane-Freund wird, sofern er nicht selbst Gelegenheit dazu hatte, an Ort und Stelle nachzusehen, begierig beide Bücher vergleichen und benutzen und nachschauen, was aus dem geworden ist, was Fontane einst beschrieben hat und was aus dieser Landschaft mit ihren Dörfern, Städten und Menschen geworden ist. Für jeden Fontane-Forscher wird der Band als Anregung und Hilfe zugleich dankbar begrüßt<sup>9</sup>.

Auf Einzelheiten, die kritisch anzumerken sind, soll hier bis auf einige Verbesserungen nur hingewiesen werden. Die Zahl der Abbildungen (Fotos, Strichzeichnungen und Tafeln) unterstützt den Text. Ihre Qualität ist gut. Es wird überraschend viel Neues vorgelegt. Das trifft vor allem auf die Kartenbeilagen zu. Gewünscht hätte man sich allerdings ein Foto vom Geburtshaus des Dichters Fontane, desgleichen eine Abbildung des jetzt rekonstruierten alten Gymnasiums in Neuruppin, das in den Wanderungen so ausgiebig beschrieben wird. Auch eine Manuskriptseite hätte aus den Wanderungen als Autotypie beigegeben werden können. Mit Überraschung wird der Siedlungsforscher die Karte „Dorfformen und Wüstungen“, S. 8, zur Kenntnis nehmen. Allerdings geht hier die Übersichtlichkeit und damit die Gesamtaussage durch die Wahl der Signaturen etwas verloren. Ob alle der angeführten Wüstungen tatsächlich sicher, historisch überlieferte temporäre oder permanente sind, muß die weitere Forschung klären<sup>10</sup>. Ein Druckfehlerteufel hat sich offenbar auf S. 170 eingeschlichen. Der Nestor der brandenburgischen Landesgeschichtsschreibung und Verfasser einiger Arbeiten über das Ruppiner Land, Johannes Schultze, ist nicht 1926, sondern erst 1976, also 95jährig, verstorben.

### Anmerkungen

- 1 H.-J. Schreckenbach, Bibliographie zur Geschichte der Mark Brandenburg. Teil 1-4. Weimar 1970-1974.
- 2 Vgl. Werte unserer Heimat, Bd. 15: Potsdam und seine Umgebung. Berlin 1969; Bd. 25: Das Rheinsberg-Fürstenberger Seengebiet. Berlin 1974; Bd. 34: Um Eberswalde, Chorin und den Werbellinsee. Berlin 1981; Bd. 36: Bürger und Lübbenauer Spreewald. Berlin 1981.
- 3 L. Enders, Historisches Ortslexikon für Brandenburg, Teil 2, Ruppín. Weimar 1970.
- 4 G. Heinrich, Die Grafen von Arnstein. Köln u. Graz 1961.
- 5 J. Schultze, Geschichte der Stadt Neuruppín. Neuruppín 1932.
- 6 F. W. A. Bratring, Die Grafschaft Ruppín in historischer, statistischer und geographischer Hinsicht. Berlin 1799.
- 7 H. Berghaus, Landbuch der Mark Brandenburg und des Markgrafthums Niederlausitz in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Brandenburg 1854-1856.
- 8 Die Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg, Bd. 1, Teil 3: Die Kunstdenkmäler des Kreises Ruppín. Berlin 1914.
- 9 Vgl. Rez. von G. Mangelsdorf u. H.-D. Krausch zu: Wanderungen durch die Mark Brandenburg, Bd. 1: Die Grafschaft Ruppín von Theodor Fontane. Weimar 1976. In: Fontane-Blätter, Bd. 4, H. 1, 1977, S. 69 ff.
- 10 Siehe G. Mangelsdorf, Zur Verbreitung mittelalterlicher Ortswüstungen im Bezirk Potsdam. In: Zeitschrift f. Archäologie, Bd. 16, 1982 (im Druck).

## Aus der Arbeit des Theodor-Fontane-Archivs

### AUSWAHLBIBLIOGRAPHIE

[Bearbeiter: H. Breithaupt, H. Döhn]

Neuerwerbungen und -erscheinungen des FAP mit Nachträgen  
Oktober 1981 bis März 1982

#### Handschriften und Kopien

Fontane, Theodor: Eigenh. Br. m. U., Berlin 7. 10. 1890, [an Theodor Fontane jun.] 4 S. – Enth. Bemerkungen über Riesengebirgsaufenthalt. – [Fotokopie. Geschenk v. Frau Gerda Jacobsen geb. Fontane, Hamburg.] (Ba 983/2)

Die folgenden Erwerbungen, den Sachgebieten B-E zugehörig, wurden zunächst unter der Sammelnummer Hs. 1981 : 9 registriert.

Fontane, Emilie (1824-1902, Gattin Th. Fontanes): 13 Br., 24 Kt., 5 Kt.-br., eigenh. u. m. U., sowie 1 Telegr., o. O. u. J. u. Berlin, Krummhübel, Karlsbad u. a., 1887-1902, an Paula Conrad-Schlenther.

Fontane, Emilie: 1 Br. u. 1 Kt., eigenh. u. m. U., Berlin u. Waren, 1901, an Paul Schlenther.

Fontane, Theodor [jun.] (1856-1933, Kriegsrat, Sohn Th. Fontanes): 1 Einladung, 5 Br., 1 Kt., eigenh. u. m. U., Münster, Karlsruhe, Berlin, Kassel u. Gera, 1886-1905, an Paul Schlenther.

Fontane, Theodor [jun.]: 3 Br. u. 2 Kt., eigenh. u. m. U., o. O. u. Berlin, 1884-1930, an Paula Conrad-Schlenther.

- Fontane, Martha [Metz] (1860–1917, Tochter Th. Fontanes, vermählt mit K. E. O. Fritsch): 10 Br. u. 11 Kt., eigenh. u. m. U., o. O. u. J. u. Krummhübel, Berlin, Waren, 1887–1916, an Paula Conrad-Schlenther.
- Fontane, Martha [Metz]: 2 eigenh. Br. m. U., Krummhübel 1890 u. Berlin [um 1907?], an Frau Conrad. 3 S.
- Fontane, Martha [Metz]: 13 Br., 19 Kt., 3 Kt.-br., 1 Zettel, eigenh. u. m. U., sowie 3 Telegr., 1 Vermählungsanzeige u. 1 Schriftstück, betr. Nachlaßverwahrung, o. O. u. J. u. Berlin, Neubrandenburg, Waren, 1887–1916, an Paul Schlenther.
- Fontane, Friedrich (1864–1941, Verlagsbuchhändler, Sohn Th. Fontanes): Bericht über den „Stand der literarischen Nachlaßarbeiten Th. Fontanes“. Maschinenschr. Durchschlag m. eigenh. U., Berlin 22. 8. 1906. 5 Bl. 2<sup>0</sup>
- Fontane, Friedrich: 9 Br., 3 Kt., 1 Visitenkt., eigenh. u. m. U., Berlin, 1893–1910, an Paul Schlenther.
- Fontane, Friedrich: 2 Br. u. 1 Kt., eigenh. u. m. U., Berlin, 1916 u. 1917, an Paula Conrad-Schlenther.
- Fritsch, Karl Emil Otto (1839–1915, Architekt, Schwiegersohn Th. Fontanes): Eigenh. Br. m. U., Waren 16. 8. 1904, an seinen Schwager Theodor Fontane jun. 4 S.
- Fritsch, Karl Emil Otto: 2 eigenh. Kt. m. U., Waren, 1903 u. 1904, an Otto Pniower.
- Fritsch, Karl Emil Otto: 15 Br. u. 9 Kt., eigenh. u. m. U., Waren u. Berlin, 1902–1912, an Paul Schlenther. [Zwei Br. enth. eigenh. Zeilen v. Martha Fontane.]
- Schlenther, Paul (1854–1916, Schriftsteller u. Theaterkritiker): Eigenh. Br. m. abgek. U. „P. S.“, Marienbad 24. 7. 1907, [an K. E. O. Fritsch u. Martha Fritsch geb. Fontane.] 6 S. — Betr. ein Fontane-Denkmal.
- Bacher, Eduard (geb. 1846, Hrsg. d. Neuen Freien Presse): Eigenh. Br. m. U., Wien 21. 9. 1898, an Paul Schlenther. 1 Bl. — Betr. Bitte um einen Aufsatz über Fontane.

### Primär-Literatur

- Fontane, Theodor: Flüchtige Aufzeichnungen über Bücher. („Die natürliche Tochter“. Notizen aus dem Sommer 1870. Warnemünde.) [Abschr. v. Friedrich Fontane.] Hrsg. v. Fontane-Archiv Potsdam, komm. v. Wolfgang Jung. — In: Fontane-Blätter. Bd 5 (1982) H. 1, S. 7–12.
- Fontane, Theodor: The Poppies Queen. Ein unveröff. Entwurf. Mitget. u. komm. v. Gotthard Erler. — In: Fontane-Blätter. Bd 5 (1982) H. 1, S. 3–7.
- Fontane, Theodor: Effi Briest. Roman. (Nachw. u. Anm. v. Gotthard Erler. 6. Aufl.) — Berlin, Weimar: Aufbau-Verl. 1982. 319 S. 8<sup>0</sup> (Bibliothek der Weltliteratur.) (82/1)
- Fontane, Theodor: Effi Briest. Roman. — Hamburg: Dt. Literatur Verl. (1979). 318 S. 8<sup>0</sup> (81/58)

- Fontane, Theodor: Grete Minde. Erzählung einer altmärkischen Chronik. (Mit Federzeichn. v. Hugo Lange.) – Hamburg: Dt. Literatur Verl. (1980). 126 S. 8<sup>0</sup> (81/60)
- Fontane, Theodor: Errements et Tourments. Traduit de l'Allemand par Georges Pauline et annoté par Michel-François Demet. – In: Theodor Fontane, Romans. (Paris:) Robert Laffont (1981) S. 59–202. (82/12)
- Fontane, Theodor: Mein Herze, glaubt's, ist nicht erkaltet s. Härtling, Peter. (ZA 1982)
- Fontane, Theodor: Irrungen, Wirrungen. Dansk bearbejdelse Erik Jensen og Peter Smith. – (Copenhagen:) Munksgaard (1978). 120 S. 8<sup>0</sup> (82/8)
- Fontane, Theodor: Ausgewählte Kostbarkeiten. Zsgest. v. Gottfried Berron. – Lahr [Schwarzwald]: SKV-Edition (1980). 60 S. kl.-8<sup>0</sup> (Reihe Ausgew. Kostbarkeiten. Nr 92 404.) (82/15)
- Fontane, Theodor: Schach von Wuthenow. Erzählung aus der Zeit des Regiments Gensdarmes. – In: Aus der Welt der Geschichte. Deutschsprachige Erzähler d. 19. Jh. Moskau: Verl. Progress 1981 S. 375–573. (Nemeckaja istoričeskaja novella XIX veka. Sbornik.) (82/3)
- Fontane, Theodor: Schach von Wuthenow. – In: Walter P. Guenther, Preußischer Gehorsam. Theodor Fontanes Novelle „Schach von Wuthenow“. Text u. Deutung. (München:) Nymphenburger (1981) S. 7–176. (82/81)
- Fontane, Theodor: Frau Jenny Treibel. Roman. – Hamburg: Dt. Literatur Verl. (1979). 159 S. 8<sup>0</sup> (81/59)
- Fontane, Theodor: „Frau Jenny Treibel“ mit Materialien. Ausgew. u. eingel. v. Heribert Gorzawski. – Stuttgart: Ernst Klett (1981). 251 S. kl.-8<sup>0</sup> (Editionen f. d. Literaturunterricht.) (82/14)
- Fontane, Theodor: Frau Jenny Treibel: Diner bei Treibels. – In: Das Fest. Ein Lesebuch vom Feiern. Hrsg. v. Hans-Joachim Simm. (München, Wien:) Carl Hanser Verl. (1981) S. 251–258. (82/63)
- Fontane, Theodor: Frau Jenny Treibel. Traduit de l'Allemand et annoté par Michel-François Demet. – In: Theodor Fontane, Romans. (Paris:) Robert Laffont (1981) S. 403–559. (82/12)
- Fontane, Theodor: Wanderungen durch die Mark Brandenburg. 3. T.: Havelland. (Hrsg. v. Gotthard Erler u. Rudolf Mingau. 2. Aufl.) – (Berlin, Weimar:) Aufbau-Verl. 1982. 697 S. 8<sup>0</sup> (82/5)
- Fontane, Theodor: Wie wir erzogen wurden. (Aus: „Über Tisch und Bänke – Erzählte Kindheit“. Berlin 1982.) – In: Die Union v. 21. 1. 1982. (ZA 1982)

## Sekundär-Literatur

### 1. Bücher und Zeitschriftenbeiträge

- (Autorenkollektiv:) Karl Friedrich Schinkel 1781–1841. Aus seinem Berliner Schaffen. – (Berlin:) Berlin-Information 1981. 84 S. (Mit zahlr. Abb.) 4<sup>0</sup> [S. 6 u. 9: Fontane-Bezug.] (81/57q)

- (Autorenkollektiv:) Ruppiner Land. Ergebnisse der heimatkundlichen Bestandsaufnahme in den Gebieten von Zühlen, Dierberg, Neuruppin u. Lindow ... bearb. v. Dietrich Zühlke. Mit 35 Abb., 16 Kunstdrucktaf., 1 Übersichtskarte. — Berlin: Akademie-Verl. 1981. XII, 202 S. 8<sup>0</sup> (Werte unserer Heimat. Bd 37.) (82/4)
- (Autorenkollektiv:) Theodor Fontane: Effi Briest. — In: Unterrichtshilfen. Deutsche Sprache u. Literatur. Klassen 11/12. T. 1. Berlin: Volk u. Wissen 1980 S. 142–152. 8<sup>0</sup> (82/10)
- Anton, Herbert: „Mythische Schönheit“ in Goethes „Wahlverwandtschaften“ und Fontanes „Effi Briest“. — In: Mythos und Mythologie in der Literatur des 19. Jahrhunderts. Hrsg. v. Helmut Koopmann. Frankfurt/M.: Vittorio Klostermann (1979) S. 277–288. (ZA 1981)
- Bähtz, Dieter [Rez.]: Karlheinz Gärtner, Theodor Fontane. Literatur als Alternative. Eine Studie zum ‚poetischen Realismus‘ in seinem Werk. Bonn: Bouvier 1978. XIX, 263 S. (Abh. zur Kunst-, Musik- u. Literaturwiss. 265.) — Hans Scholz, Theodor Fontane. München: Kindler 1978. 377 S. (Kindlers lit. Portraits.) — In: Referatedienst zur Literaturwissenschaft. Jg. 13 (1981) H. 4, S. 529–530. (ZA 1981)
- Bance, A. F. [Rez.]: Norbert Frei, Theodor Fontane. Die Frau als Paradigma des Humanen. Königstein/Ts.: Hain 1980. 185 S. (Literatur in d. Geschichte. Geschichte in d. Literatur. Bd 3.) — In: The Modern Language Review 76 (1981) Nr 4, S. 998–999. (ZA 1981)
- Bange, Pierre: Motifs imaginaires dans les romans de Th. Fontane. Essai de sémantique discursive. — In: Recherches Germaniques (1981) Nr 11, S. 87–104. (ZA 1981)
- Biener, Joachim: Zur Diskussion. — In: Fontane-Blätter. Bd 5 (1982) H. 1, S. 80–82. [Betr. Klaus Globigs „Grete-Minde“-Aufsatz in H. 32/1981.] (ZA 1982)
- Biener, Joachim [Rez.]: Norbert Frei, Theodor Fontane. Die Frau als Paradigma des Humanen. Königstein/Ts.: Hain 1980. 185 S. (Literatur in d. Geschichte. Geschichte in d. Literatur. Bd 3.) — In: Fontane-Blätter. Bd 5 (1982) H. 1, S. 103–105. (ZA 1982)
- Carlsohn, Erich: Erinnerungen an Handschriften- und Büchersammler. — In: Börsenbl. f. d. dt. Buchhandel (Frankfurt/M.), Nr 38, v. 30. 4. 1981, Beilage: Aus dem Antiquariat, H. 4, S. 141–148. [Zwei Fontane-Sammler.] (ZA 1981)
- Conrad, Paul: Krippenstapeliana. — In: Fontane-Blätter. Bd 5 (1982) H. 1, S. 59–66. (ZA 1982)
- Davidis, Michael: „... die absolute Nummer 1“ im deutschen Buchhandel. Der Berliner Verleger Wilhelm Hertz [1822–1901]. — In: Börsenbl. f. d. dt. Buchhandel (Frankfurt/M.), Nr 49, v. 5. 6. 1981, S. 558–566. (ZA 1981)
- Döhn, Helga [Rez.]: Christian Grawe, Führer durch die Romane Theodor Fontanes. Ein Verz. d. darin auftauchenden Personen, Schauplätze u. Kunstwerke. Frankfurt/M., Berlin, Wien: Ullstein 1980. 256 S.

- (Ullstein-Buch Nr 4603. Fontane-Bibliothek.) – In: Fontane-Blätter. Bd 5 (1982) H. 1, S. 106–108. (ZA 1982)
- Döhn, Helga: Gottlob Samuel Rösel. – In: Das Stichwort. Nachrichten aus d. Deutschen Staatsbibliothek 25 (1981) H. 4, S. 57. [Bezug auf Fontane: Friedhof in Bornstedt bei Potsdam. Vgl.: Wanderungen durchs Havelland.] (ZA 1981)
- Erler, Gotthard: Kommentar zu Theodor Fontane: *The Poppies Queen*. Ein unveröff. Entwurf [aus d. Fontane-Archiv Potsdam]. – In: Fontane-Blätter. Bd 5 (1982) H. 1, S. 3–7. (ZA 1982)
- Ester, Hans: Theodor Fontane in het oordeel van de literaire kritiek tot 1910. – In: R. T. Segers [red.], *Lezen en laten lezen. Recent receptie-oderzoek in Nederland en België*. 's-Gravenhage: Martinus Nijhoff 1981 S. 91–108.
- Ester, Hans: Zur Gesellschaftskritik in Fontanes „Grete Minde“. – In: Fontane-Blätter. Bd 5 (1982) H. 1, S. 73–78. [Betr. Klaus Globigs „Grete Minde“-Aufsatz in H. 32/1981.] (ZA 1982)
- Fabian, Franz: Die Katte-Gruft heute. – In: Fontane-Blätter. Bd 5 (1982) H. 1, S. 25–27. (ZA 1982)
- Fabian, Franz: Noch einmal „Der Schritt vom Wege“. (Eine Anm. zu „Zur Aneignung von Fontanes Epik durch Film u. Fernsehen“ v. Joachim Biener, in H. 32/1981.) – In: Fontane-Blätter. Bd 5 (1982) H. 1, S. 82–84. (ZA 1982)
- Faucher, Eugène: Préparation à l'preuve orale du CAPES d'allemand s. Stempffer, René. (ZA 1981)
- Frei, Norbert: „Kunst ist ein ganz besonderer Saft“. Theodor Fontane – von den Mühen des Schreibens. – In: Sprachkunst. Beiträge z. Literaturwiss. Jg. 12, Halbbd 2: Dichter über ihre Kunst. Wien: Verl. der Österr. Akad. d. Wiss. (1981) S. 297–310. (ZA 1981)
- Gajdošovicová, J.: Fontane-Rezeption in der DDR-Literatur. – In: DDR-Literatur und revolutionärer Geschichtsprozeß. Lit. wiss. Kolloquium. Cikháj ... 1979 [Referate u. Diskussionsbeiträge.] [Hrsg. v.] Lektorat f. dt. Sprache u. Lit. beim Kultur- u. Informationszentrum d. DDR in Prag ... Brno: Univ. J. E. Purkyně (o. J.) S. 59–66. (Brünner Beiträge z. Germanistik. Sonderdruck.) (ZA 1981)
- Gauger, Hans-Martin: Sprachbewußtsein im „Stechlin“. – In: Bild und Gedanke. Festschr. f. Gerhart Baumann z. 60. Geb. Hrsg. v. Günter Schnitzler. München: Fink 1980 S. 311–323. (ZA 1981)
- Giel, Volker: Zur Anlage des Aufsatzes von Klaus Globig. Grete Minde. Versuch einer Interpretation. – In: Fontane-Blätter. Bd 5 (1982) H. 1, S. 68–73. [Betr. Klaus Globigs „Grete Minde“-Aufsatz in H. 32/1981.] (ZA 1982)
- Giese, Franz: Das spätmittelalterliche Quitzow-Wappen in der Dorfkirche von Premslin. – In: Jahrbuch f. brandenburgische Landesgeschichte 32 (1981) S. 21–24. Mit 1 Abb. (82/19)

- Grawe, Christian: Käthe von Sellenthins „Irrungen, Wirrungen“. Anm. zu einer Gestalt in Fontanes gleichnamigem Roman. — In: Fontane-Blätter. Bd 5 (1982) H. 1, S. 84–100. (ZA 1982)
- Guenther, Walter P.: Preußischer Gehorsam. Theodor Fontanes Novelle „Schach von Wuthenow“. Text u. Deutung. — (München:) Nymphenburger (1981). 307 S. 8<sup>0</sup> (82/21)
- Haffner, Sebastian: Theodor Fontane. — In: Sebastian Haffner u. Wolfgang Venohr, Preußische Profile. (Königstein/Ts.: Athenäum (1980) S. 115–130. (ZA 1981)
- Hauschild, Brigitte: Geselligkeitsformen und Erzählstruktur. Die Darstellung von Geselligkeit u. Naturbegegnung bei Gottfried Keller u. Theodor Fontane. — Frankfurt/M., Bern: Peter Lang 1981. (212 S.) (Europäische Hochschulschriften, Reihe 1, Dt. Sprache u. Lit. Bd. 413.) [Diss. Gießen 1980.] (82/13)
- Hay, Gerhard: Theodor Fontane an Wilhelm Hertz. Ein Nachtrag zur Briefedition. — In: Jahrbuch d. dt. Schillergesellschaft 25 (1981) S. 97–103. (ZA 1981)
- Jung, Wolfgang: Kommentar zu Theodor Fontane: Flüchtige Aufzeichnungen über Bücher. („Die natürliche Tochter“. Notizen aus dem Sommer 1870. Warnemünde.) [Abschr. v. Friedrich Fontane.] — In: Fontane-Blätter. Bd 5 (1982) H. 1, S. 7–12. (ZA 1982)
- Jolles, Charlotte [Rez.]: R. Geoffrey Leckey, Some aspects of balladesque art and their relevance for the novels of Theodor Fontane. With an epilog by Katharina Mommsen. Bern, Frankfurt/M., Las Vegas: Peter Lang (1979). 114 S. (Germanic studies in America. No 30.) — Gertrude Michielsen, The preparation of the future. Techniques of anticipation in the novels of Theodor Fontane and Thomas Mann. Bern, Frankfurt/M., Las Vegas: Peter Lang (1978). 183 S. (Canadian studies in German language and literature. Vol. 21.) — In: Germanistik 22 (1981) H. 2, S. 427–428. (ZA 1981)
- Knobloch, Heinz: Berliner Fenster. Feuilletons. — Halle, Leipzig: Mitteldeutscher Verl. (1981). 294 S. 8<sup>0</sup> [Auf S. 256–291: Wanderung zu Fontanes Grab.] (81/62)
- Klieneberger, H. R.: Fontane and English Realism. — In: H. R. Klieneberger, The novel in England and Germany. A comparative study. London: Oswald Wolff (1981) S. 145–183. (ZA 1981)
- Krueger, Joachim [Rez.]: Kurt Schober, Theodor Fontane. In Freiheit dienen. Herford: E. S. Mittler u. Sohn 1980. 357 S. — In: Fontane-Blätter. Bd 5 (1982) H. 1, S. 101–103. (ZA 1982)
- Leckey, R. Geoffrey: Some aspects of balladesque art and their relevance for the novels of Theodor Fontane. With an epilog by Katharina Mommsen. — Bern, Frankfurt/M., Las Vegas: Peter Lang (1979). 114 S. 8<sup>0</sup> (Germanic studies in America. No 30.) (82/11)
- Mangelsdorf, Günter: Mit Theodor Fontane im Ländchen Friesack. — In: Rathenower Heimatkalender 1982. Beiträge z. Heimatkunde d. westl. Havellandes. 26. Jg. (1981) S. 64–72. (82/19)

- Michielsen, Gertrude: The preparation of the future. Techniques of anticipation in the novels of Theodor Fontane and Thomas Mann. — Bern, Frankfurt/M., Las Vegas: Peter Lang (1978). 183 S. 8<sup>o</sup> (Canadian studies in German language and literature. Vol. 21.) (82/6)
- Minden, Michael: „Effi Briest“ and „Die historische Stunde des Takts.“ — In: The Modern Language Review 76 (1981) Nr 3, S. 869–879. (ZA 1981)
- Mövius, Ruth: Helene Herrmann zum Gedenken. — In: Fontane-Blätter. Bd 5 (1982) H. 1, S. 22–25. (ZA 1982)
- Ohl, Hubert: Melusine als Mythos bei Theodor Fontane. — In: Mythos und Mythologie in der Literatur des 19. Jahrhunderts. Hrsg. v. Helmut Koopmann. Frankfurt/M.: Vittorio Klostermann (1979) S. 289–305. (ZA 1981)
- Paulsen, Wolfgang: Theodor Fontane. The Philo-Semitic Antisemite. — In: Publications of the Leo Baeck Institute. Year Book 26 (1981) S. 303–322. (ZA 1981)
- Paulsen, Wolfgang: Zum Stand der heutigen Fontane-Forschung. — In: Jahrbuch d. dt. Schillergesellschaft 25 (1981) S. 474–508. (ZA 1981)
- Pistor, Günther: Auf den Spuren von Holk und Ebba: „... die Geschichte nach Schleswig-Holstein und Kopenhagen hin transponiert...“ — In: Fontane-Blätter. Bd 5 (1982) H. 1, S. 54–58. Mit 3 Abb. (ZA 1982)
- Richert, Hans-Georg: Über eine andere Randfigur bei Fontane: „Wüllersdorf“. — In: Colloquia Germanica 13 (1980) H. 3, S. 246–252. (ZA 1981)
- Riechel, D. C. [Rez.]: Henry Garland, The Berlin Novels of Theodor Fontane. Oxford: Clarendon Press 1980. 296 S. — In: The Germanic Review 56 (1981) Nr 3, S. 119. (ZA 1981)
- Scherff-Romain, Käthe: „N. N.“ ist nicht Gottfried Kinkel, sondern Richard Wagner. — In: Fontane-Blätter. Bd 5 (1982) H. 1, S. 27–50. (ZA 1982)
- Schultze-Motel, Wolfram: Anmerkungen zu „Theodor Fontane und die Botanik“. — In: Jahrbuch f. brandenburgische Landesgeschichte 32 (1981) S. 121–124. (ZA 1981)
- Stempfer, René, u. Eugène Faucher: Préparation à l'épreuve orale du CAPES d'allemand. — In: Les langues modernes (Paris 1981) S. 478–486. [Betr. Fontanes „Irrungen, Wirrungen“.] (ZA 1981)
- Steude, Rudolf [Rez.]: Fontane — Dichtung und Wirklichkeit. Zu einer Berliner Ausstellung d. Vereins z. Erforschung u. Darstellung d. Geschichte Kreuzbergs e. V. u. d. Kunstamtes Kreuzberg. — In: Wandelhalle der Bücherfreunde. Nachrichtenblatt d. Gesellsch. d. Bibliophilen e. V. N. F. 23 (1981) H. 4, S. 299. (ZA 1981)
- Storch, Dietmar: Theodor Fontane, Hannover und Niedersachsen. — Hildesheim: August Lax Verlagsbuchhandlung 1981. XII, 223 S. 8<sup>o</sup> (Quellen u. Darstellungen z. Geschichte Niedersachsens. Bd 94.) (82/9)
- Suzuki, Toschio [Rez.]: Jörg Thunecke, Formen realistischer Erzählkunst. Festschr. for Chalotte Jolles. (Nottingham: Sherwood Press Agencies 1979. 613 S.) — In: Japanische Gesellschaft f. Germanistik (1981) H. 67, S. 131–135. (ZA 1981)

- Thuncke, Jörg: Klosteridyll und Raubmörderidyll. – In: Fontane-Blätter. Bd 5 (1982) H. 1, S. 78–80. [Betr. Klaus Globigs „Grete Minde“-Aufsatz in H. 32/1981.] (ZA 1982)
- Ueding, Cornelia: Utopie auf Umwegen. Zwei Szenen in Fontanes Roman „Cécile“. – In: Literatur ist Utopie. Hrsg. v. Gert Ueding. (Frankfurt/M.) Suhrkamp Verl. (1978) S. 220–253. 8<sup>0</sup> (edition suhrkamp 935.) (82/2)
- Whiton, Helga D.: Theodor Fontane. – In: Helga D. Whiton, Der Wandel des Polenbildes in der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts. Bern, Frankfurt/M., Las Vegas: Peter Lang (1981) S. 165–179. (Germanic studies in America. No 40.) (ZA 1981)
- Wilhelm, Gisela: Die Dramaturgie des epischen Raumes bei Theodor Fontane. – (Frankfurt/M.) Rita G. Fischer Verl. (1981). 248 S. 8<sup>0</sup> (Saarbrücker Beiträge z. Literaturwissenschaft. Bd 4.) (82/7)
- Wolff, Jürgen: Verfahren der Literaturrezeption im Film, dargestellt am Beispiel der Effi-Briest-Verfilmungen von Luderer und Fassbinder. – In: Der Deutschunterricht 33 (1981) H. 4, S. 47–75. (ZA 1981)
- Ziesche, Rudolf: Der Hauptmann-Raum im Neubau der Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz. – In: Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz. Mitteilung 13 (1981) H. 3, S. 79–85. [Auf S. 83: Erwähnung v. Fontanes Brief an seine Tochter Mete, 14. 9. 1889, nach d. Lektüre v. „Vor Sonnenaufgang“.] (ZA 1981)

## 2. Zeitungsartikel

- anon.: Autobiographie Fontanes. Zweiter Abend der „Märkischen Reihe“ im Künstlerklub. – In: Brandenburgische Neueste Nachrichten v. 24. 12. 1981. (ZA 1981)
- anon.: Bücher von der Antike bis in die Gegenwart. Aufbau-Verlag stellte sein Jahresprogramm 1982 vor. – In: Neues Deutschland (Berliner Ausg.) v. 10. 2. 1982. [Autobiographisches v. Theodor Fontane angekündigt.] (ZA 1982)
- anon.: Das Original hält den Umweltbelastungen nicht stand. Kopie des Fontane-Denkmal im südlichen Tiergarten aufgestellt. – In: Der Tagesspiegel v. 24. 11. 1981. (ZA 1981)
- anon.: Fontane-Preis des Bezirkes verliehen. – In: Brandenburgische Neueste Nachrichten v. 8. 10. 1981. (ZA 1981)
- anon.: Fontanes Werk in Ausstellung. – In: Märkische Union v. 15. 12. 1981. (ZA 1981)
- anon.: Nun Heft 33 der „Fontane-Blätter“. – In: Brandenburgische Neueste Nachrichten v. 24. 3. 1982. (ZA 1982)
- anon.: Reiche Sammlungen zur Theatergeschichte. Akademie der Künste bewahrt einmalige Dokumente. – In: Bauernecho v. 2. 10. 1981. [Betr. Fontane-Briefe.] (ZA 1981)
- anon.: Traditionen, die sich überlebt haben. Der unerschöpfliche Fontane über Preußen. – In: Der Tagesspiegel v. 4. 10. 1981. (ZA 1981)

- anon.: Träumen Sie davon, wie ein Bestseller-Autor zu schreiben? Woher wollen Sie wissen, daß Sie es nicht lernen können? – In: ADAC-Motorwelt (München) Januar 1982 S. 31. [Mit Fontane-Porträt.] (ZA 1982)
- anon.: Über Fontane und die Bilderbogen. – In: Brandenburgische Neueste Nachrichten v. 13. 1. 1982. (ZA 1982)
- anon.: Vier neue Titel. – In: Bauernecho v. 24. 2. 1982. [Fontane in der Erbe-Serie d. Greifenverlages Rudolstadt.] (ZA 1982)
- anon.: Vom Recht und von der Lust der Augen. Herbstbott der Gottfried-Keller-Gesellschaft. – In: Neue Zürcher Ztg v. 28. 10. 1981. [Betr. Fontanes Urteil über Gottfried Keller.] (ZA 1981)
- Arlt, Klaus: „Wie in einem grünen Korbe“. – In: Potsdamer Kirche, Nr 47 v. 22. 11. 1981. [Betr. Bornstedter Friedhof. Fontane wird zitiert.] (ZA 1981)
- Berger, H.: Auf Fontanes Spuren. Sehenswerte gotische Dorfkirche in Paretz. – In: Neue Zeit v. 12. 10. 1981. (ZA 1981)
- Bischof, Erich: Fontane im Feuerland. – In: BZ am Abend v. 30. 10. 1981. [Berlin-Bezug.] (ZA 1981)
- Fontane, Theodor: Wie wir erzogen wurden. (Aus: „Über Tisch und Bänke – Erzählte Kindheit“. Berlin 1982.) – In: Die Union v. 21. 1. 1982. (ZA 1982)
- Härtling, Peter: Altkluge Vorausnahme. – In: Frankfurter Allgemeine v. 20. 2. 1982. [Betr. Fontanes Gedicht „Mein Herze, glaubt's, ist nicht erkaltet“.] (ZA 1982)
- Hoppe, Werner: Schöne Bilddokumente, informativer Textteil. [Rez. v.] Gisela Heller, Das Havelland – mit den Augen der Liebe gesehen ... (Bilder v. Foto-Club Potsdam.) Leipzig: Brockhaus Verl. (1981). 191 S. – In: Neues Deutschland (Berliner Ausg.) v. 1. 11. 1981. (ZA 1981)
- Krüger, Peter Thomas: Werbellinsee: Ein Märchenplatz versteckt im Wald und in der Heide. Schon Theodor Fontane machte die Faszination der Landschaft unsterblich. – In: Neue Ruhr-Ztg v. 12. 12. 1981 (ZA 1981)
- Laage, Karl Ernst: Die Reise des Dichters. Als Fontane Husum u. Flensburg besuchte ... – In: Flensburger Nachrichten v. 31. 12. 1981. (ZA 1981)
- Lüderitz, (Vk.): Chronik-Blätter. 16 Stunden geplaudert von viel und noch was. – In: Neuer Tag v. 20. 11. 1981. [Über den Vater Th. Fontanes.] (ZA 1981)
- Luft, Friedrich: Fontane war kein schnaubender Promoter des Fortschritts. – In: Berliner Morgenpost v. 16. 10. 1981. (ZA 1981)
- Luft, Friedrich: Der betörende Entdecker der Mark Brandenburg. Theodor Fontane kam bis ans Ende seiner Tage nicht aus der „verdammten Pfennigfuchserie“ heraus. – In: Berliner Morgenpost v. 4. 11. 1981. (ZA 1981)

- Mazars, Pierre: Fontane et Stefan George redécouverts. — In: *Le Figaro* v. 24. 2. 1982. (ZA 1982)
- Mehlhardt, Dieter: Sie liebte das Land an der Havel. Liselotte Herrmann, der Gründerin der Heimatstube Geltow, zum Gedenken. — In: *Brandenburgische Neueste Nachrichten* v. 3./4. 10. 1981. (ZA 1981)
- Mehlhardt, Dieter: Chronikblätter aus Fahrland. VI. F. W. A. Schmidt von Werneuchen — ein berühmter Sohn Fahrlands. (Unser Potsdamer Land. 142.) — In: *Brandenburgische Neueste Nachrichten* v. 27./28. 2. 1982. [Erwähnung Fontanes.] (ZA 1982)
- Meyer, M.: Was Fontane erlebte und über Hexen erzählt worden ist ... Rathenower Heimatkalender 1982 mit viel Wissenswertem. — In: *Brandenburgische Neueste Nachrichten* v. 17. 2. 1982. (ZA 1982)
- Riedel, Manfred: Als Menzel Fontane in die Schule nahm. — In: *Die Welt* v. 31. 10. 1981. (ZA 1981)
- Rinza, Hans: In Werders Weinbergen standen einst 36 Preßhäuser. Theodor Fontane u. der Saarmunder Weinbau. — In: *Brandenburgische Neueste Nachrichten* v. 9. 12. 1981. (ZA 1981)
- Schoßeß, Joachim: Als in Wittstock 1813 die Sturmglocken ertönten. Aus Geschichte u. Gegenwart der Prignitzstadt. — In: *Brandenburgische Neueste Nachrichten* v. 3. 2. 1982. (ZA 1982)
- Schoßeß, Joachim: „Der Wert liegt nach der Charakterseite hin“. Theodor Fontane über Johann Wolfgang von Goethe. — In: *Brandenburgische Neueste Nachrichten* v. 20./21. 3. 1982. (ZA 1982)
- Schoßeß, Joachim: „Die Dörfer im Ruppinschen“. Unbekannte Notizen Theodor Fontanes. — In: *Brandenburgische Neueste Nachrichten* v. 17. 2. 1982. (ZA 1982)
- Schoßeß, Joachim: Festkutsche auf dem Zeichenblatt und Entwürfe für Einladungen. Über die Begegnungen zwischen Theodor Fontane u. Adolph v. Menzel. — In: *Brandenburgische Neueste Nachrichten* v. 30. 11. 1981. (ZA 1981)
- Schoßeß, Joachim: Figuren im Zeitkolorit. Fontanes märkischer Roman „Vor dem Sturm“. — In: *Brandenburgische Neueste Nachrichten* v. 8. 1. 1982. (ZA 1982)
- Schoßeß, Joachim: Thaers Schriften erregten Aufsehen. Theodor Fontane über Albrecht Thaer u. sein landwirtschaftliches Lehrinstitut in Möglin im Oderbruch. — In: *Neuer Tag* v. 16. 10. 1981. (ZA 1981)
- Schoßeß, Joachim: Theodor Storms Potsdamer Exil 1853 bis 1856. Preußen zahlte karge Diäten. (Theodor Fontane berichtete u. a. über mehrfache Besuche bei Storm in Potsdam.) — In: *Brandenburgische Neueste Nachrichten* v. 23. 11. 1981. (ZA 1981)
- Schoßeß, Joachim: Volksbewaffnung in Frankreich. Theodor Fontane widersprach preußischem Generalstab. Eine militärhistorische Skizze. — In: *Brandenburgische Neueste Nachrichten* v. 1. 4. 1981. (ZA 1981)

Schwab-Felisch, Hans: Viel Mäßigung, wenig Leben. München: Ernst Wendts „Tasso“. — In: Frankfurter Allgemeine v. 5. 1. 1982. [Fontane wird zitiert.] (ZA 1982)

Straub, Eberhard: Ausflucht als Ausflug. Die Malerei als Spiegel: Deutsche u. dänische Kunst. (Ausstellung im Schloß Charlottenburg Berlin-West.) — In: Frankfurter Allgemeine v. 20. 1. 1982. [Fontanes „Unwiederbringlich“ wird erwähnt.] (ZA 1982)

Tümpler, Horst von: Auf den Spuren Fontanes in Siethen, Gröben, Blankensee. Die Geschichte dreier Gutshäuser aus heutiger Sicht. — In: Brandenburgische Neueste Nachrichten v. 28. 10. 1981. (ZA 1981)

Walter, Annette: Vom Wert des Kompliments. Was Männer von dem Frauenkenner Fontane lernen können. — In: Berliner Zeitung v. 24. 12. 1981. (ZA 1981)

### 3. Nachträge

Altenberg, Paul: Theodor Fontane, 1819–1898. — In: Die großen Deutschen. Deutsche Biographie. Hrsg. v. Hermann Heimpel, Theodor Heuss, Benno Reifenberg. 4. Bd. Berlin: Propyläen Verl. (1966) S. 113–125. (ZA 1966)

Bügel, Rudi: Auf den Spuren Fontanes durch die Mark Brandenburg [I]. — In: Neuer Tag v. 31. 5. 1980. (ZA 1980)

Henning, Eckart: Das Deutsche Kriegsstammbuch von 1870/71. — In: Archiv f. Sippenforschung 42 (1976) H. 63, S. 497–513. [Auf S. 503–504: Fontanes Einzugslied zum 16. Juni 1871. Mit Faks.] (ZA 1976)

Kügler, Hermann: Der Maler Gottlob Samuel Rösel und Goethe. Eine Quellensammlung zu Fontanes Schilderung eines Berliner Originals. — In: Jahrbuch f. brandenburgische Landesgeschichte 5 (1954) S. 68–80. Mit 4 Abb. imf Text u. 1 Bildwiedergabe Taf. IV. (ZA 1954)

Schelenz, Hermann: Theodor Fontane, ein Apotheker und Dichter. — In: Pharmazeutische Post (Wien), Nr 30 v. 28. 7. 1907 S. 530–537. (ZA 1907)

Schmidt, Peter Claus: Einführung in Leben und Werk Theodor Fontanes. Rundfunksendung des Landessenders Potsdam v. 20. 9. 1949. Maschinenschr. Ms. 6 Bl. [Fotokopie] (ZA 1949)

### Hinweis

Das Theodor-Fontane-Archiv der Deutschen Staatsbibliothek verfügt noch über eine Anzahl von Exemplaren der folgenden Publikation:

Schobeß, Joachim: Literatur von über Theodor Fontane. 2., verm. Aufl. — Potsdam 1965. 184 S. 5,- M.

Bestellungen sind zu richten an: Deutsche Staatsbibliothek Berlin, Arbeitsbereich Publikationen, DDR-1086 Berlin, Unter den Linden 8.

**FONTANE-BLÄTTER:** Die Fontane-Blätter erscheinen zweimal jährlich und finden Abnehmer in mehr als 20 Staaten. Leser in der DDR bestellen direkt beim Fontane-Archiv. Interessenten aus dem Ausland bestellen über ihren Buchhändler beim Buch-Export, (DDR 7010) Leipzig, Leninstraße 16.

**VERÄNDERUNG DER PREISE FÜR DIE FONTANE-BLÄTTER**

Veränderte Industrieabgabepreise (Gesetzblatt 1048, Anordnung Nr. P 335) führten zur Neukalkulation der Zeitschrift. Im Ausland kostet das Heft 7,70 M, der Inlandpreis beträgt 3,25 M. Dies bedeutet jedoch für das Inland keine Anhebung, da der Umfang von bisher 3 Heften (= 6,50 M) nunmehr auf 2 Hefte verteilt wird (= 6,50 M). Für das FAP werden Versand und Berechnung vereinfacht.

**HERAUSGEBER:** Theodor-Fontane-Archiv der Deutschen Staatsbibliothek, (DDR 1500) Potsdam, Dortustraße 30/34, Postfach 59, Telefon 47 51, App. 120 (Leiter), 133 (Mitarbeiter).

**REDAKTION:** Dr. sc. Joachim Biener, Paul Conrad, Dr. Gotthard Erler, Dr. Joachim Göbel, Dr. Otfried Keiler (Chefredakteur), Dr. Joachim Krueger, Bibliotheksrat Joachim Schobeß i. R., Dr. Christa Schultze, Dr. sc. Peter Wruck.

**Satz und Druck:** VEB (K) Dienstleistungskombinat Potsdam, BT Druckerei, (DDR 1500) Potsdam, Hegelallee 53, Lizenz des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der Deutschen Demokratischen Republik Nr. 1634, Art.-Nr. 31 782, ISSN 0015-6175  
I/16/06 A 683/1,1

**LITERATUR-AUSKÜNFTE:** Wissenschaftlich Arbeitende und Freunde des Werkes Fontanes, die Literatúrauskünfte wünschen, wenden sich direkt an das Theodor-Fontane-Archiv der Deutschen Staatsbibliothek, (DDR 1500) Potsdam, Postfach 59.

**BITTE:** Alle, die über Theodor Fontane arbeiten, werden gebeten, auch in Zukunft ein Exemplar ihrer Veröffentlichung, einschließlich Dissertationen und Diplomarbeiten, im Interesse der Forschung an das Fontane-Archiv einzusenden. Diese Bitte bezieht sich nicht nur auf selbständige Veröffentlichungen (Verlagsproduktionen), sondern auch auf Zeitschriftenaufsätze und Zeitungsartikel (unter Angabe der Zeitung, des Erscheinungsortes und des Datums). Das Fontane-Archiv ist fernerhin für laufende Hinweise dankbar.

**DANKSAGUNG:** Im vergangenen Halbjahr wurden dem FAP wertvolle Buchgeschenke aus nah und fern übergeben. Wir danken im Namen aller Benutzer. Die Bände tragen entsprechende Vermerke und stehen der interessierten Öffentlichkeit zur Verfügung.

**Nachdruck, auch auszugsweise, ist nur mit Genehmigung des Fontane-Archivs der Deutschen Staatsbibliothek gestattet.**

